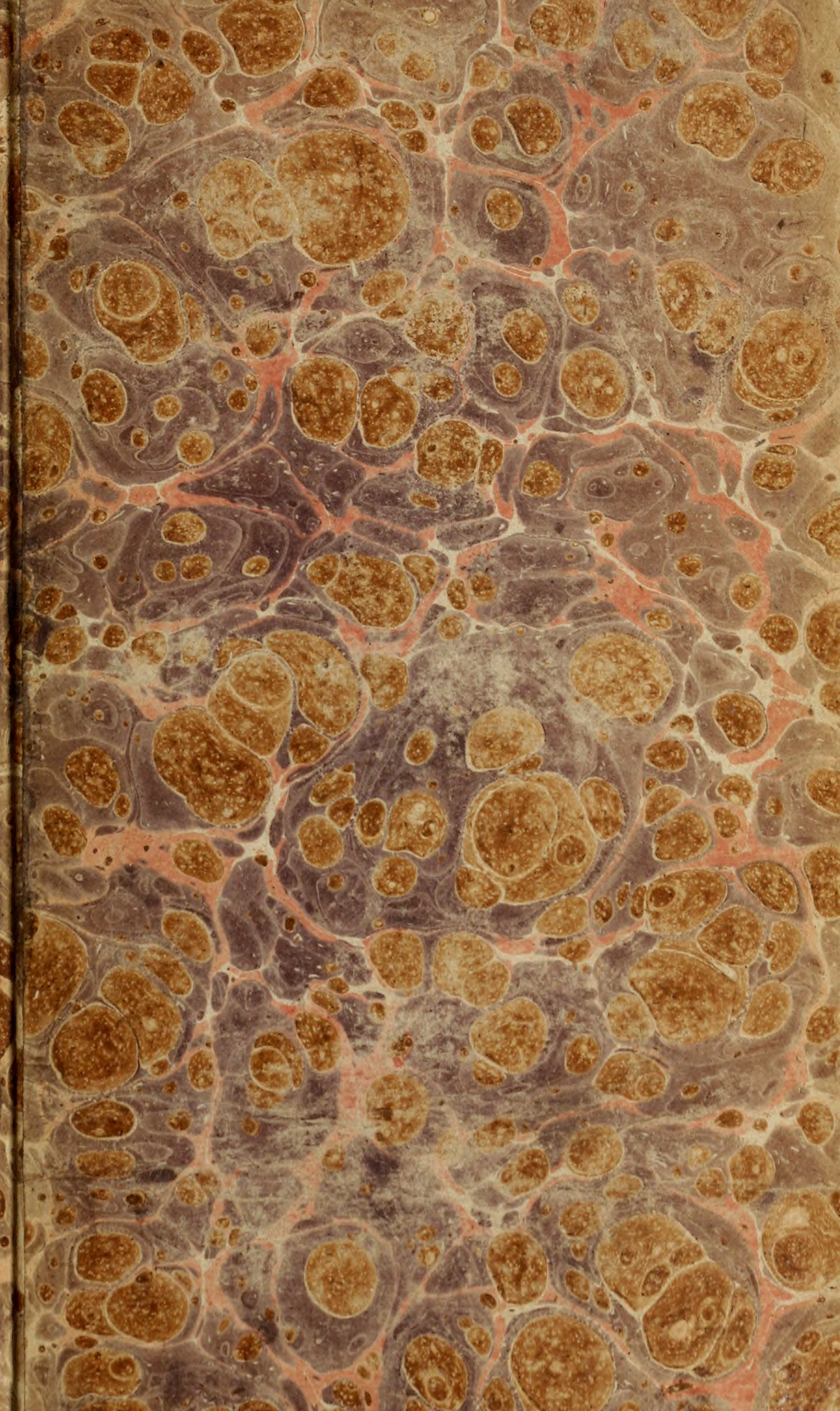




Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries

http://www.archive.org/details/neuemonatsschrif01berl



Ger. Hist
N

Neue Monatsschrift

für

Deutschland,

historisch-politischen Inhalts.

Herausgegeben

von

Friedrich Buchholz.

189316.
8.5.24

Erster Band.

Berlin,
bei Theodor Joh. Chr. Fr. Enslin.
1820.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Ueber den Handel.

(Von dem Grafen Destutt de Tracy.)

Von dem Handel macht man sich in der Regel eine sehr falsche Vorstellung; und zwar, weil diese nicht umfassend genug ist.

Es geht damit ungefähr eben so, wie mit den sogenannten Rede-Figuren. Gemeinhin bemerken wir diese nur bei den Rhetoren und in den eigentlichen Prunkreden, so, daß sie uns als eine sehr gesuchte und höchst außerordentliche Erfindung erscheinen; wir achten nicht darauf, daß sie uns so natürlich sind, daß wir, ohne daran zu denken, in unseren gewöhnlichsten Reden deren eine erstaunliche Menge zu Tage fördern. Auf dieselbe Weise erkennen wir nur das für Handel an, was von Kaufleuten getrieben wird, die daraus eine Art von geheimer Wissenschaft und ein besonderes Gewerbe machen; wir sehen darin nur die Geldbewegung, die es hervorbringt, ohne daß diese sein Zweck wäre; und wir merken nicht darauf, daß wir alle unablässig und fortdauernd verkehren, und daß die Totalität des Handels ohne Geld und ohne Handelsleute bewirkt werden könnte. Denn

die Handelsleute von Profession sind nur die Agenten gewisser Arten des Verkehrs, und das Geld ist nur das Vehikel, das Werkzeug desselben.

Aber dies ist nicht gerade der Handel.

Der Handel besteht wesentlich in Austausch. Aller Austausch ist ein Handels-Act; und unser ganzes Leben ist eine fortgehende Reihe von Austauschungen und gegenseitigen Diensten. Warlich, wir würden sehr unglücklich seyn, wenn dem nicht so wäre; denn wir würden uns alsdann auf unsere eigene Kräfte beschränken müssen, ohne uns jemals die Kräfte Anderer aneignen zu können. Betrachtet man nun den Handel aus diesem Gesichtspunkte, welcher der einzig wahre ist: so erblickt man, was man bis dahin nie bemerkt hatte. Man findet nämlich, daß er nicht bloß das Fundament und die Grundlage der Gesellschaft, sondern auch, daß er, so zu sagen, das Wesen derselben, daß er die Gesellschaft selbst ist. Denn die Gesellschaft ist nichts Anderes, als ein fortdauernder Austausch wechselseitigen Hülfen; und dieser Austausch bringt den Verein der Kräfte Aller zur möglich-größten Befriedigung der Bedürfnisse eines Jeden zu Wege.

Es ist demnach lächerlich, daran zu zweifeln, ob der Handel ein Gut seyn, und noch weit lächerlicher, zu glauben, daß er jemals ein absolutes Uebel oder auch nur Einem der vertragenden Theile nützlich werden könne. Unter allen Umständen ist es dem Menschen nützlich, sich das verschaffen zu können, was ihm nöthig ist, indem er etwas dafür giebt, was ihm überflüssig ist. Dies Vermögen kann in sich selbst nie ein Uebel seyn, und

wenn zwei Menschen sich, gegenseitig und aus freiem Antriebe, Etwas geben, das sie minder achten, um dafür etwas zu empfangen, das sie höher schätzen, weil sie danach verlangen: so ist es unmöglich, daß sie dabei nicht Beide ihren Vortheil finden sollten. Hierauf aber läuft aller Handel hinaus. Möglich, daß Einer von beiden, wie wir es zu nennen pflegen, einen schlechten Kauf, der Andere hingegen einen guten Kauf macht, d. h. daß der Eine für das, was er aufopfert, nicht so viel erhält, als er wünscht, und das der Andere mehr erhält, als er erwarten durfte; möglich auch, daß Einer von Beiden, oder auch Beide Unrecht haben, das zu zu verlangen, was sie sich verschaffen. Allein diese Fälle sind selten: sie gehören nicht zum Wesen des Handels; sie sind nur Zufälligkeiten, verursacht durch gewisse Umstände, die wir weiter unten untersuchen werden, um die Wirkungen derselben zu bemerken. Es ist deshalb nicht minder wahr, daß in jedem Handels=Acte, in jedem freien Austausch, die beiden Contrahenten ihren Vortheil gefunden haben; denn sonst würden sie nicht contrahirt haben. In sich also ist dieser Austausch ein Gut für Beide.

Adam Smith hat, wenn ich nicht irre, zuerst bemerkt: „daß der Mensch allein Tausche macht." Dies ist sehr wahr. Man sieht zwar gewisse Thiere Arbeiten verrichten, welchen einen gemeinschaftlichen Zweck haben und bis auf einen gewissen Punkt verabredet scheinen, und andere Thiere schlagen sich um den Besitz dessen, was sie verlangen, oder bitten, um es zu erhalten: nichts aber kündigt an, daß sie wirklich Austausche machen.

Der Grund ist, mein' ich, daß sie keinen deutlichen Begriff von Eigenthum haben, folglich auch nicht glauben, daß es möglich sei, ein Recht zu haben an Etwas, das sie nicht wirklich besitzen; ferner, daß es ihnen an einer Sprache fehlt, die entwickelt genug wäre, um ausdrückliche Verträge zu schließen. Beide Unvollkommenheiten, glaub' ich, entspringen daraus, daß sie ihre Begriffe nicht hinlänglich absondern können, weder um sie zu verallgemeinern, noch um sie besonders, im Einzelnen und unter der Gestalt eines Satzes, auszudrücken. Hieraus geht hervor, daß die Begriffe, deren sie fähig sind, ohne Ausnahme als vereinzelt und mit ihren Attributen vermengt gedacht werden müssen; also als solche, die sich in Masse durch gewisse Interjectionen offenbaren, welche nichts deutlich darzustellen vermögen. Der Mensch hingegen, welcher alle Mittel vereinigt, die jenen fehlen, ist von Natur geneigt, sich ihrer zu Verträgen mit Seinesgleichen zu bedienen. Wie es sich aber auch damit verhalten möge: so ist so viel gewiß, daß er Tausche macht, und daß die Thiere keine machen. Auch bilden sie nicht eine Gesellschaft; denn der Handel ist lauter Gesellschaft; wie die Arbeit lauter Reichthum ist.

Es ist wiederum Smith, der die zweite Wahrheit erschaut hat, daß unsere Kräfte unser einziges Ureigenthum, die Anwendung unserer Kräfte unser ursprünglicher Reichthum ist. Diese Wahrheit hat ihn zu einer dritten, höchst wichtigen geführt, nämlich, daß dieser Reichthum vermöge einer Theilung der Arbeit auf eine unberechenbare Weise anwächst, d. h. daß in dem Maße, worin sich jedes Mitglied der Gesellschaft ausschließend auf eine

Gattung der Arbeit legt, diese unvergleichbar schneller, vollkommener und ergiebiger wird. Mit Einem Worte: sie vermehrt die Masse unserer Genüsse in's Unendliche.

Wie man immer größere Strecken zurücklegt, wenn man sich auf gut gebahntem Wege befindet, so ist Smith noch weiter gegangen: er hat bemerkt, daß diese so wichtige, so wünschenswerthe, Vertheilung der Arbeit nur möglich werde durch Austauschungen und im Verhältniß ihrer Zahl und ihrer Leichtigkeit. Denn so lange der Einzelne die Arbeit des Andern in nichts benutzen kann, muß er selbst für alle seine Bedürfnisse sorgen, und folglich alle Gewerbe treiben. Fangen alsdann die Austauschungen an, so würde noch immer ein einziges Gewerbe nicht ausreichen, um einem Menschen Lebensunterhalt zu gewähren; er wird also noch mehrere zugleich treiben müssen. Dies ist der Fall mit vielen Arbeitern auf dem Lande. Wenn sich aber endlich der Verkehr belebt und vervollkommnet, so reicht nicht bloß ein einziges Gewerbe, sondern auch oft der kleinste Theil desselben hin, um einen Menschen ganz zu beschäftigen, indem es ihm nicht an Gelegenheit fehlt, das Erzeugniß seiner Arbeit, wie beträchtlich und vereinfacht es auch seyn möge, anzubringen.

Es kommt mir vor, als hätte man dem Verfasser des unsterblichen Werks über den National-Reichthum diese letzte Erschauung nie gehörig angerechnet. Gleichwohl ist sie sehr schön; und in ihr hat er die vorzüglichste Nützlichkeit des Handels gefunden, die nämlich, welche man nie aus dem Auge verlieren, die, welche man in allen Fällen als die wesentlichste seiner Eigenschaften

und als den ersten der von ihm gestifteten Vortheile betrachten muß.

Verweilen wir hierbei einen Augenblick; und da wir uns gegenwärtig mit dem Handel beschäftigen, so müssen wir vor Allem bemerken, daß von dem Augenblick an, wo der Austausch beginnt, auch die Gesellschaft ihren Anfang nimmt, und mit ihr die Möglichkeit, daß jeder Einzelne sich ausschließend derjenigen Verrichtung hingeben kann, womit es ihm am besten gelingen wird, theils vermöge seiner natürlichen Anlagen, theils vermöge der Umstände, in welchen er befangen ist.

Im ersten Anfange geschieht der Handel unmittelbar und ohne Mittelspersonen. Wer immer etwas zu verkaufen hat, sieht sich genöthigt, einen Käufer zu suchen; und wer etwas kaufen will, muß einen Verkäufer finden. Mit Einem Worte: wer einen Tausch machen will, muß selbst die Mühe auf sich nehmen, Den zu suchen, mit welchem er ihn machen kann. Doch bald entsteht vermöge dieser Theilung der Arbeit, welche der Handel so mächtig befördert, eine besondere Classe von Menschen, deren einziges Gewerbe ist, den Austauschern diese Mühe zu ersparen und dadurch den Austausch gar sehr zu erleichtern. Diese Menschen sind unter der allgemeinen Benennung von Handelsleuten bekannt. Nach und nach entstehen unter ihnen Abtheilungen, und man unterscheidet Großhändler, Kaufherren, Krämer, Mäkler, Commissionäre und andere Handels-Agenten, welche alle dem Verkehr dienen, indem ein Jeder eine besondere Verrichtung übernimmt. Betrachten wir sie in Masse! Dies reicht für unseren Gegenstand hin.

Handelsleute sind in jedem Augenblick bereit zu kaufen, wenn jemand verkaufen will; und eben so bereit zu verkaufen, wenn jemand kaufen möchte. Sie lassen die Genuß- und Verbrauchsmittel von dem einen Orte nach dem andern, und umgekehrt, bringen. Vermöge ihrer Mühwaltungen findet also jeder das, was er zu besitzen wünschet, und was er sich nur mit einem großen Aufwand von Zeit und Kraft verschaffen könnte, wenn jene nicht wären, sogleich und vor seiner Thüre. Ihre Arbeit ist also nützlich; und weil sie nützlich ist, so muß sie ihnen einen Sold gewähren. Auch verschaffen sie sich diesen ohne Mühe. Man verkauft lieber wohlfeiler in seinem eigenen Hause, als man Waaren in weite Entfernungen bringt. Man kauft lieber theurer vor seiner Thüre, als man seinen Wohnsitz verläßt, um das zu suchen, was man haben möchte. Kaufleute kaufen also wohlfeil und verkaufen theuer. Hierauf beruhet ihre Belohnung. Sie können sie um so mehr beschränken, je sicherer und leichter die Communicationen sind; denn dadurch werden ihre Kosten und Gefahren verringert. Sind die Handelsleute seltener, so übertreiben sie ihre Gewinne; sind sie zahlreicher, so begnügen sie sich mit weniger, um den Vorzug zu erhalten. Hierin sind sie allen anderen Arbeitern gleich. Wie groß oder wie gering der Gewinn auch seyn möge: immer ist er auf Kosten der Tauschenden erworben; allein er ist für diese von geringerem Werth, als die Mühe, welche er ihnen erspart. Sie gewinnen also, zum wenigsten im Allgemeinen, bei diesem Opfer. Der Beweis liegt darin, daß sie es beinahe immer vorziehen, sich dieser Zwischenhändler zu be-

dienen. Das Daseyn dieser Mittelspersonen ist also nützlich.

Diese Erörterung der Nützlichkeit des Handelsstandes führt mich zu Erklärung der Nützlichkeit des Geldes; denn das Geld dient dem Handel als Werkzeug, gerade eben so, wie Kaufleute ihm als Agenten dienen. Handel kann ohne dies Werkzeug und ohne diese Agenten getrieben werden; aber sie erleichtern ihn. Das Geld ist Waare, wie jede andere: es läßt sich zu allerlei gebrauchen; es hat, wie alle übrigen Waaren, seinen natürlichen Werth, und dieser ist kein anderer, als der Werth der Arbeit, welche erforderlich ist, um es dem Schooß der Erde zu entziehen und zu gestalten; es hat seinen Kaufwerth, welches der Werth der Sache ist, die man anbietet, um es zu erhalten. Allein diese Waare hat das Besondere, daß sie unveränderlich ist, so daß man sie aufbewahren kann, ohne Verderb und Verschlechterung befürchten zu dürfen; daß sie ferner, wenn sie rein ist, dieselbe Qualität hat, so daß man sie immer mit sich selbst vergleichen kann, ohne alle Ungewißheit ihres Werthes; daß sie sehr vielfacher, sehr richtiger, sehr beständiger Eintheilungen fähig ist, so daß sie sehr bequem ist für die Eintheilungen aller übrigen Waaren, von den kostbarsten bis zu den gemeinsten, von den kleinsten Massen bis zu den größten. Warlich recht viel Vorzüge, um der gemeinschaftliche Vergleichs-Term aller Werthe zu werden! Auch geschieht dies wirklich; und sobald dies der Fall ist, kann das Geld seinen Werth nicht, wie eine andere Waare, häufig und ohne Maß verändern — nicht zu einer Zeit zu sehr und zu einer anderen Zeit zu

wenig gesucht werden. Es kann seinen Preis nur wenig und nur sehr allmählig verändern, je nachdem es mehr oder weniger selten ist. Auch dies ist ein großer Vorzug, wenn von Aufbewahrung die Rede ist. Wer demnach etwas besitzt, was er nicht gebraucht, ist, um es loszuschlagen, nicht mehr genöthigt, so lange zu warten, bis er Gelegenheit findet, seinen Ueberfluß gegen etwas Nothwendiges zu vertauschen: vorausgesetzt nur, daß er Geld findet, so nimmt er es, weil er versichert ist, daß er mit diesem Gelde sich alles verschaffen kann, was er besitzen will, vorzüglich wenn es Kaufleute giebt, die bereit sind, alles zu verkaufen. Im Uebrigen ist das Geld eben so wenig die Totalität unserer Reichthümer, als die Kaufleute die Totalität unserer Austauscher sind. Das eine ist Werkzeug, die anderen sind Werkleute, welche dem Handel dienen, welche aber nicht das Wesen des Handels ausmachen. Es bedarf dieses Werkzeuges und dieser Werkleute so sehr, wie es nöthig ist, damit der Handel von Statten gehe; aber es bedarf ihrer nicht weiter. Befindet sich in einem Lande mehr Geld, als es für die Circulation bedarf, so muß man es in's Ausland schicken, oder es zu Hausgeräth aller Art verarbeiten; und wenn für das Maß von Geschäften der Kaufleute zu viel sind, so müssen sie in's Ausland gehen oder einen anderen Stand ergreifen.

Sind die Eigenheiten des Handels gehörig aufgefaßt und die Verrichtungen der Handelstreibenden recht verstanden: so ist es leicht, zu der Entdeckung zu gelangen, daß, wenn gleich die Handeltreibenden nicht unumgänglich nothwendig sind, weil der Handel bis auf einen ge-

wissen Punkt ohne sie bestehen kann, sie dennoch sehr nützlich sind, weil sie ihn erstaunlich erleichtern.

Schwieriger scheint indeß die Frage, ob ihre Arbeit wirklich productiv ist, und ob sie in die Classe der Producenten gesetzt zu werden verdienen. Schriftsteller, welche eine wirkliche Production nur in derjenigen Arbeit, die uns die ersten Stoffe liefert, haben erblicken wollen, und welche dem zu folge die Benennung von Producenten allen Denen versagt haben, die diese ersten Stoffe verarbeiten, nämlich den Handwerkern — diese Schriftsteller haben denselben Titel auch Denen streitig gemacht, welche die Stoffe von Einem Ort an den andern versetzen — den Handelsleuten. Dies ist inzwischen ein Irrthum, in welchen man bloß dadurch geräth, daß man selbst nicht weiß, was man mit dem Worte Production sagen will.

Herr Say hat diesem Wortstreite ein Ende gemacht durch die sehr richtige Bemerkung, daß wir nie ein einziges Atom Materie schaffen, daß wir immer nur Verwandlungen bewirken, und daß das, was wir produciren nennen, unter allen Umständen darin besteht, daß wir dem bereits vorhandenen Stoffe in Beziehung auf uns einen höheren Grad von Nützlichkeit ertheilen. Auf gleiche Weise und mit demselben Rechte könnte man von unseren Geistes-Producten sagen, daß sie nichts Anderes sind, als Umgestaltungen der Eindrücke, die wir von allem, was da ist, erhalten: Eindrücke, welche wir verarbeiten, woraus wir alle unsere Begriffe bilden, woraus wir alle Wahrheiten ziehen, die wir auffassen, alle Combinationen, die wir mit Hülfe der Einbildungskraft machen.

In Wahrheit, um nicht aus dem Kreise des Physischen herauszutreten, alle die Menschen, welche aus der Erde und aus den Gewässern durch Anstrengungen, die wir Fischfang, Jagd, Bergbau, Ackerbau nennen, jene ersten Stoffe ziehen, deren wir uns bedienen — alle diese Menschen machen durch ihre Mühwaltungen nur den ersten Anfang damit, daß diese Thiere, diese Mineralien, diese Vegetabilien uns nützlich werden. Das Metall ist uns mehr werth, als das Mineral, eine reiche Ernte ist uns lieber, als die Saat und der Dung, aus welchen sie hervorgeht. Ein gefangenes oder getödtetes Thier ist näher daran, uns nützlich zu werden, als ein Thier, das davon geht; ein gezähmtes Thier steht höher in unserer Schätzung, als ein wildes. Diese ersten Arbeiter haben sich also nützlich gemacht; sie sind die Hervorbringer von etwas Nützlichem gewesen. Und nur auf diese Weise kann man Producent seyn.

Alsdann kommen die Handwerker; eine andere Classe von Arbeitern, welche die rohen Stoffe gestalten. Ist das Metall mehr werth, als das Mineral: so ist die Hacke, der Spaten und anderes Geräth mehr werth, als die Eisenstange. Ist der Hanf mehr werth, als das Hanfkorn, woraus jener entstanden ist: so ist die Leinwand mehr werth, als der Hanf, das Tuch mehr werth, als die Wolle, das Mehl mehr werth, als der Weizen, und das Brot mehr werth, als das Mehl u. s. w. Diese neuen Arbeiter sind also eben so gut Producenten, als alle Uebrigen, und sie sind es auf dieselbe Weise. Dies ist so wahr, daß es nicht selten schwer fällt, sie von einander zu unterscheiden. Ich bitte mir zu sagen, ob der, wel-

cher aus Salzwasser Salz kocht, ein Landbauer oder ein Handwerker ist. Warum sollte der, der einen Rehbock tödtet, dem landbauenden Gewerbe mehr angehören, als der, der dem Rehbock die Haut abzieht, um mir Handschuhe daraus zu bereiten? Und wer ist der Producent, wenn ich die Wahl habe zwischen dem Pflüger, dem Säemann, dem Schnitter, sogar dem, welcher die nöthigen Graben zieht, um das Feld ergiebiger zu machen?

Es ist aber nicht genug, daß die Stoffe ihre letzte Gestalt erhalten haben, damit ich mich ihrer bedienen könne: sie müssen sich auch in meiner Nähe befinden. Wenig verschlägt es mir, daß es Zucker in Westindien, Porcellan in China, Kaffee in Arabien giebt; man muß es mir bringen. Dies aber thun die Kaufleute. Sie sind also auch Producenten von etwas Nützlichem. Dies Nützliche ist so groß, daß, ohne dasselbe, alle andere Nützlichkeit verschwindet. Es ist so handgreiflich, daß eine Sache an Oertern, wo sie in Ueberfluß ist, keinen Werth hat, und einen hohen Werth gewinnt, wenn sie nach solchen Oertern versetzt wird, wo sie fehlt. Man muß also eingestehen, daß man nicht weiß, was man sagen will, oder man muß bekennen, daß die Kaufleute Producenten sind, wie alle Uebrigen, und zugeben, daß *jede Arbeit productiv ist, wenn sie Reichthümer hervorbringt, welche größer sind, als die, welche von Denen verzehrt werden, die sich einer solchen Arbeit hingeben.* Dies ist die einzige vernünftige Art, das Wort *Production* zu verstehen.

Wahr ist, daß vermöge desjenigen Gewerbes, das man schlecht genug das landbauliche nennt, die Stoffe

sehr häufig ihre Natur verändern; daß die manufacturirende Gewerbthätigkeit gewöhnlich nur die Form verändern (wiewohl dies nicht einmal wahr ist von den chemischen Künsten, und sie sind es alle, bald mehr bald weniger); und daß das Handelsgewerbe nur den Ort verändern macht. Allein, was schadet es, wenn die letzte Veränderung eben so nützlich ist, als die anderen? wenn sie eine Gestaltung in sich schließt, welche nöthig ist, um den übrigen einen Werth zu geben? und wenn diese letzte Gestaltung so fruchtbar ist, daß sie einen Zuwachs an Werth hervorbringt, der größer ist, als die Kosten, die sie nothwendig macht?

Man wird sagen: dieser Zuwachs an Werth finde nicht immer Statt; die Waare gehe nicht selten verloren, verderbe noch öfter und lange zur unrechten Zeit an; und dies Alles mache die Arbeit des Kaufmanns zu einer unfruchtbaren. Allein eben so verhält es sich mit der Arbeit des Landbauers und des Fabrikanten, wenn sie nicht gehörig besorgt oder durch widrige Zufälle gestört wird. Man wird ferner sagen: der Kaufmann führe uns nur unnütze Gegenstände des Verzehrs zu, welche wir lieber gar nicht hätten kennen lernen sollen; wir fänden daran Geschmack; wir richteten uns zu Grunde, um dergleichen zu haben; er mache uns also arm, anstatt uns zu bereichern. Allein dies trifft auch sehr oft bei dem Landbau und bei den Künsten zu. Wenn ich aus einer großen Feldmark ein Rosengefilde mache, wenn ich viel Leute beschäftige, um die Rosen zu pflegen und zu sammeln, wenn ich andere Leute zum Destilliren gebrauche und wenn durch alles Dieses nichts weiter geleistet wird, als

— die vorübergehende Befriedigung einiger schönen Frauen, welche den Wohlgeruch durch betrrächtliche Summen erkaufen, durch Summen, womit man sehr dauerhafte und sehr nützliche Werke hätte aufführen können: — so schließt dies allerdings Verlust an Reichthum in sich; allein der Verlust trifft nicht die Hervorbringung, sondern er geht aus dem Verzehr hervor. Hätte man diese Rosen-Essenz ausgeführt, so hätte man dafür viele Sachen erster Nothwendigkeit erhalten können. In allen Fällen ist die vollkommene Aehnlichkeit zwischen der Arbeit des Kaufmanns und der des Landbauers und Fabrikanten nicht zu verkennen. Der eine ist nicht mehr und nicht weniger hervorbringend, als der andere. Mißräth ihre Arbeit, so ist der Verlust unvermeidlich; geräth sie, so gewährt sie Zuwachs an Genuß, wenn man verzehrt, und Zuwachs an Reichthum, wenn man nicht verzehrt. Uebrigens kommt wenig darauf an, welche Benennung man der Gewerbthätigkeit des Kaufmanns giebt, wofern diese Benennung nur nicht zu falschen Folgerungen führt, d. h. wofern nur klar bleibt, was Handel an und für sich ist, und daß die Kaufleute nur Agenten sind. Mir kommt es vor, als hätten wir uns darüber hinlänglich Rechenschaft abgelegt, um einige zuverlässige Grundsätze aufzustellen und die verschiedenen Fragen, welche nach allgemeinen und beständigen Ansichten entstehen können, zu beantworten. Kehren wir also zu Montesquieu zurück, um einige von seinen Meinungen zu untersuchen.

Montesquieu, welcher sich die Mühe, die wir uns so eben gegeben, erspart hat, scheint in dem Handel nur

die Beziehungen der Völker unter sich, und die Art und Weise, wie sie auf einander einfließen, zu sehen. Auch nicht Ein Wort sagt er von dem Handel im Innern eines Landes; und er scheint zu glauben, daß dieser in sich selbst nichtig seyn und keine Beachtung verdienen würde, wenn er nicht das Mittel enthielte, Gewinne im Auslande zu machen. Er denkt hierüber, wie viele Schriftsteller und viele Staatsmänner, die man allzu sehr bewundert hat. Inzwischen würde der innere Handel selbst in dieser Voraussetzung unsere ganze Aufmerksamkeit fordern; und in allen Fällen ist er immer der bei weitem wichtigere, vorzüglich für ein großes Volk. In Wahrheit, so wie die Bewohner desselben Landes, so lange keine Austauschungen unter ihnen Statt finden, sich einander fremd bleiben und alle gleich elend sind, statt daß sie durch gegenseitige Hülfe ihre Macht und ihre Genüsse bewundernswürdig vermehren: eben so bleiben die Theile eines großen Landes, so lange sie vereinzelt und ohne Communication sind, in gezwungener Unthätigkeit und größerer oder geringerer Entblößung, statt daß sie, wenn Verbindungen unter ihnen Statt finden, die allgemeine Gewerbsamkeit benutzen und jeder von ihnen darin die Anwendung und Entwickelung seiner Hülfsquellen findet. Nehmen wir Frankreich zum Beispiel, weil es ein großes und sehr bekanntes Land ist.

Wir wollen einen Augenblick voraussetzen, das französische Volk sei das einzige auf der Erde, oder von solchen Wüsten umgeben, die sich nicht durchwandern lassen. Dies Volk hat in seinem Gebiete Theile, welche fruchtbar an Körnern sind; andere Theile taugen, vermöge

ihrer Feuchtigkeit, nur zur Weide; noch andere, aus dürren Hügeln gebildet, sind nur zum Weinbau zu benutzen; endlich giebt es solche, die so bergig sind, daß sie nur Holz hervorbringen. Wäre nun jedes Land auf sich selbst beschränkt: was würde daraus entstehen? Klar ist, daß in dem Kornlande ein ziemlich zahlreiches Volk leben kann, weil es zum wenigsten das Mittel besitzt, dem ersten aller Bedürfnisse, der Ernährung, reichlich zu genügen. Indeß ist dies Bedürfniß nicht das einzige; es bedarf der Bekleidung, des Obdachs u. s. w. Dies Volk wird sich also gezwungen sehen, sehr viel tragbaren Boden auf Holz, auf Weiden, auf schlechte Weinstöcke zu verwenden, indeß ein weit geringerer Theil hingereicht haben würde, um sich auf dem Wege des Austausches das Fehlende zu verschaffen und durch den Ueberrest viele andere Menschen zu ernähren. Also, auch dies Volk wird nicht so zahlreich seyn, als wenn es Handel gehabt hätte; und dennoch werden ihm sehr viele Dinge fehlen. Dies ist noch anwendbarer auf ein Volk, welches Hügel bewohnt, die nur zum Weinbau passen. Ein solches Volk wird, selbst wenn es gewerbthätig ist, nur für eigenen Gebrauch Wein erzeugen; denn es weiß nicht nicht, wo es ihn verkaufen soll. Es wird sich in undankbarer Arbeit erschöpfen, um seinen Hügeln einige schlechte Körner abzugewinnen, weil es nicht weiß, wo es dieselben kaufen soll. Alles Uebrige wird ihm fehlen, und die Bevölkerung, obgleich noch landbauend, wird elend und sparsam seyn. In dem Lande der Moräste und Wiesen, welches für den Kornbau allzu feucht, für den Reißbau allzu kalt ist, wird es noch schlechter aussehen: denn

man

man wird auf den Landbau gänzlich verzichten, sich auf das Hirtengeschäft beschränken und nur die Thiere aufziehen, die man verspeisen kann. Was das Waldland betrifft, so ist die Jagd das einzige Mittel, um in demselben zu leben; und zwar nur so lange, als man wilde Thiere antrifft, deren Haut nicht einmal benutzt werden kann, weil man sie nicht zu behandeln versteht. Das also würde der Zustand Frankreichs seyn, wenn man alle Correspondenz unter seinen Theilen aufhöbe: die eine Hälfte wild, die andere schlecht versehen.

Man denke sich dagegen diese Correspondenz thätig und leicht, wiewohl noch immer ohne auswärtige Beziehungen! Alsdann wird die jedem Canton eigenthümliche Production nicht mehr gehemmt, weder durch den Mangel an Absatz, noch durch die Nothwendigkeit, sich, aller Oertlichkeit zum Trotz, undankbaren, aber aus Mangel an Umtausch nothwendigen Arbeiten hinzugeben, um, es sey nun gut oder schlecht, alle Bedürfnisse, und zum wenigsten die dringendsten, zu befriedigen. Das Land fruchtbaren Bodens wird so viel Korn als möglich erzeugen, und einen bedeutenden Theil desselben in das Weinland versenden, welches seinerseits so viel Wein erzeugen wird, als es immer nur zu verkaufen vermag. Beide Länder werden das Weideland versorgen, wo sich das Vieh nach Maaßgabe des Absatzes, und die Menschen nach Maßgabe des Unterhalts, den dieser Absatz gewährt, vermehren werden; und diese drei Länder werden vereinigt, bis an die tiefsten Gebirge jene Gewerbsamen versorgen, welche ihnen Holz und Metalle reichen. Im Norden wird man Lein und Hanf vervielfältigen, um

Leinewand nach dem Süden zu senden, welcher seine Seidenzeuge und seinen Oelbau vermehren wird, um jene zu bezahlen. Die kleinsten örtlichen Vortheile werden benutzt werden. Eine von lauter Kieseln umgebene Gemeine wird für alle übrigen Flintensteine hervorbringen, weil diese dergleichen bedürfen; und ihre Mitglieder werden leben von dem Product dieses Umtausches. Eine andere Gemeine, von Felsen eingeschlossen, wird Mühlsteine nach mehreren Provinzen versenden. Ein kleines Sandland wird für alle Färbereien Grapp hervorbringen, und einige Thonfelder werden den Stoff für alle Töpfereien liefern. Die Bewohner der Küsten werden dem Fischfang keine Grenzen setzen, da sie das ganze Inland mit gesalzenen Fischen versehen können. Eben so wird es sich verhalten mit dem Meersalze, dem Alkali der Seepflanzen, dem Gummi der Harzbäume. Allenthalben wird man neue Gewerbsthätigkeiten entstehen sehen, nicht bloß durch den Austausch der Waaren, sondern auch durch die Mittheilung der Einsichten: denn, wenn kein Land alles hervorbringt, so erfindet keins Alles; sind aber die Mittheilungen eingerichtet, so wird das, was an dem einen Orte bekannt ist, leicht allenthalben bekannt; und mit dem Lernen, und selbst mit dem Vervollkommnen, geht es weit schneller, als mit dem Erfinden. Dazu kommt, daß der Handel zu Erfindungen reizt; und ist es nicht sein großer Umfang, was eine große Zahl von Zweigen der Betriebsamkeit allein möglich macht? Inzwischen beschäftigen diese neuen Künste eine Anzahl von Menschen, welche nur dadurch von ihrer Arbeit leben, weil die Arbeit ihrer Nachbarn

so fruchtbar geworden ist, daß mit derselben bezahlt werden kann. Dasselbe Frankreich also, das so eben noch höchst dürftig war, ist mit einer zahlreichen und gut versorgten Bevölkerung versehen — mit einer Bevölkerung, welche reich und glücklich ist, ohne daß sie den geringsten Gewinn von irgend einem Fremden gezogen hat. Und das alles rührt her von einer besseren Benutzung der Vorzüge jeder Oertlichkeit, und der Fähigkeiten jedes Einzelnen; und wohl gemerkt, daß es hierbei vollkommen gleichgültig ist, ob dies Land reich oder arm sey an Gold und Silber. Denn, wenn diese Metalle kostbar und selten sind, so wird es eines geringen Vorraths bedürfen, um eine große Quantität Waaren zu bezahlen; und wenn sie es nicht sind, so wird es mehr bedürfen. Dies ist der einzige Unterschied. In beiden Fällen wird der Umlauf derselbe seyn. So verhält es sich mit den Wundern des innern Handels.

Ich gebe zu, daß ich ein sehr großes, ein von der Natur sehr begünstigtes Land zum Beispiel genommen habe. Aber, im Verhältniß der Ausdehnuag und der Vorzüge, müssen dieselben Ursachen dieselben Wirkungen in allen Ländern hervorbringen, die allein ausgenommen, welche unbedingt unfähig sind, Lebensmittel erster Nothwendigkeit in hinlänglicher Quantität hervorzubringen. Was nun diese betrifft, so ist gewiß, daß der auswärtige Handel ihnen unumgänglich nothwendig ist, wenn sie bewohnt werden sollen; denn nur durch ihn können sie sich mit den nöthigen Lebensmitteln versehen. Sie befinden sich in einem und demselben Falle mit den Gebirgs- und Sumpfländern Frankreichs, von welchen

so eben die Rede gewesen ist: Länder, welche ihre Bevölkerung nur ihren Communicationen mit den fruchtbaren Theilen verdanken. Für alle übrigen Länder ist der auswärtige Handel nur etwas Hinzukommendes, nur etwas Verdienstliches.

Inzwischen mag ich die Nützlichkeit des auswärtigen Handels nicht leugnen. Was wir so eben bemerkt haben, zeigt uns sogar, worin sein Vorzug besteht. In Wahrheit, da der innere Handel so viel Gutes dadurch bewirkt, daß er die Gewerbthätigkeit belebt, und da er diese nur dadurch so mächtig belebt, daß er die Möglichkeit des Absatzes vermehrt, oder, wie man zu sagen pflegt, den Markt für alle Erzeugnisse des Landes in jedem Theile vergrößert: so liegt am Tage, daß der auswärtige Handel, indem er den Markt bis ins Ungeheure erweitert, auch die Gewerbthätigkeit und deren Erzeugnisse vermehrt. Frankreich selbst, obgleich mehr als jedes andere Land im Stande, die übrigen zu entbehren, würde sehr vieler Genüsse beraubt seyn, wenn es nicht Waaren aus allen vier Erdtheilen bezöge; und mehrere seiner gegenwärtigen Fabriken gebrauchen ganz unumgänglich nothwendig rohe Stoffe, welche von den äußersten Gränzen der Erde anlangen. Man kann sogar hinzufügen, daß für gewisse Provinzen, wenn sie gleich einen Theil des politischen Körpers bilden, die Communication mit dem Auslande weit leichter ist, als unter sich. Auf solche Weise ist es leichter, Bordeaux-Weine in England, Tücher aus Languedok in der Türkei, und Tücher aus Sedan in Deutschland zu haben, als in den meisten Theilen von Frankreich; und wechselseitig können

viele Dinge weit bequemer aus dem fremden, als aus dem eigenen Lande bezogen werden; und es ist immer eine Ungeschicklichkeit, wenn man sich diesen Vortheil entgehen läßt. Der auswärtige Handel dient also auch der Gewerbthätigkeit; und was wir über die Wirkungen des inneren Handels bemerkt haben, beweiset uns, wie köstlich diese Eigenschaft, die Gewerbthätigkeit zu entwickeln, an und für sich ist. Was soll man also von Denen denken, die von dem inneren Handel keine Notiz nehmen, und in dem äußeren Handel nichts weiter sehen, als das Mittel fremden Völkern einige Thaler abzunehmen! Man darf es ohne Bedenken sagen: sie haben nicht den entferntesten Begriff von der Art und Weise, wie die Reichthümer der Völker sich bilden und vertheilen. Und man muß gestehen, daß Montesquieu mit allen seinen Einsichten sich in diesem Falle befindet.

Nach einigen unbestimmten Redensarten über den Handel, von welchem wir weiter unten reden werden, setzt er sogleich fest: daß es zwei Arten des Handels giebt, nämlich den Luxus-Handel und den Sparsamkeitshandel; und treu seinem System, alles von den drei bis vier Regierungsformen, die er zu unterscheiden für gut befunden hat, herzuleiten, ermangelt er nicht zu bemerken, daß die Eine Art des Handels sich mehr für die Monarchie, die andere mehr für die Republik paßt; er findet sogar die Gründe, warum dem also seyn muß. Das Wahre von der Sache ist, daß es nie einen Luxus-Handel gegeben hat, und nie einen solchen geben wird. Wer Luxus sagt, sagt Verzehr, sogar un-

mäßigen Verzehr. Der Handel, die kaufmännische Gewerbthätigkeit aber, macht einen Theil der Production aus. Diese beiden Dinge haben nichts mit einander gemein. Versteht man unter Luxus-Handel, daß die Einen verschwenden, was die Andern gewinnen, so sind Gewinnen und Verthun Entgegengesetzte. Soll aber durch den Ausdruck „Luxus-Handel" der Handel mit Dingen bezeichnet werden, die dem Luxus dienen: so verhindert nichts, daß die republikanischen Holländer Porzellan aus China, Schawls aus Cachemir, und Diamanten aus Golconda holen, ob es gleich nur französische und deutsche Hofschranzen sind, welche die Thorheit haben dergleichen zu kaufen. In allen solchen Fällen hat Herr Say vollkommen Recht zu sagen: Alles dies bedeutet ganz und gar nichts. Und dasselbe gilt von den Schlußfolgen, wodurch Montesquieu zu beweisen glaubt: daß ein anhaltend nachtheiliger Handel nützlich seyn könne, oder daß die den Kaufleuten zugestandene Freiheit, zu thun was sie wollen, die Sklaverei des Handels seyn würde; oder daß die Erwerbung eines Adels-Diploms für Geld die Kaufleute sehr aufmuntere; oder daß die Minen von Deutschland und Ungarn die Cultur des Bodens fördern, während der Bergbau von Mexico und Peru das Gegentheil bewirkt, und andere Maximen von demselben Schlage. Aus allem Diesen ist man genöthigt mit Herrn Say zu schließen: „daß, wenn ein Autor von diesen Dingen spricht, ohne von ihrer wahren Beschaffenheit einen deutlichen Begriff zu haben, es im-

mer für einen Glücksfall gelten muß, wenn er einmal auf eine nützliche Wahrheit stößt und einen gescheiten Rath ertheilt.“ Wir wollen es also darauf anlegen, die Wirkungen des auswärtigen Handels ganz ins Klare zu setzen. Bisher ist es nicht hinreichend geschehen; und wenn es uns damit gelingen sollte, so wird der Zufall daran keinen Antheil haben; wir werden es vielmehr strengen Folgerungen verdanken, daß diese Kenntniß auf viele nützliche, bisher sehr verkannte Wahrheiten leitet.

Wir haben gesehen, daß, so wie der Handel von Mensch zu Mensch allein die Gesellschaft constituirt und die erste Ursache aller Gewerbthätigkeit und Wohlhabenheit ist, auf gleiche Weise der Handel von Canton zu Canton und von Provinz zu Provinz, im Innern eines politischen Körpers, dieser Gewerbthätigkeit einen neuen Umschwung giebt und einen neuen Zuwachs an Wohlseyn, Bevölkerung und Mitteln bewirkt; wir haben ferner gesehen, daß der auswärtige Handel alle diese Güter, welche der innere entstehen machte, vermehrt, und alle Geschenke der Natur in höheren Werth bringt, indem er die Arbeit der Menschen fruchtbarer und productiver macht. *) Diese Eigenschaft ist der größte von

---

*) Wir dürfen nicht vergessen, daß **productive** Arbeit diejenige ist, aus welcher höhere Werthe hervorgehen, als **die** sind, welche von denen verzehrt werden, die sich damit befassen. Die Arbeit der Soldaten, der Anführer, der Advocaten, der Aerzte kann nützlich seyn, aber sie ist nicht productiv, weil davon nichts übrig bleibt. Die des Landbauers oder die des Fabrikanten, der 10000 Franken anwendet, um fünf hervorzubringen, ist eben so wenig

allen Vortheilen des auswärtigen Handels; und, obgleich im Grunde nicht zu berechnen, kann dieser Vortheil doch durch Zahlen dargestellt werden, welche davon eine Vorstellung in der Annäherung gewähren. Denken wir uns zwanzig Menschen, welche, abgesondert und ohne sich gegenseitig zu helfen, ihre Arbeit verrichten. Sie werden also arbeiten wie Zwanzig; und wenn wir von ihnen annehmen, daß sie in Hinsicht der Fähigkeit gleich seyen, so werden sie genießen, Jeder wie Einer. Vereinigen sie sich, helfen sie sich unter einander, so werden sie bloß dadurch Arbeit fördern, wie vierzig, vielleicht wie achtzig; sie werden folglich genießen wie zwei, oder wie vier. Benutzen sie diesen Vortheil, die Muße, die er ihnen gewährt, den Geist, den er in ihnen entwikkelt, zur Entdeckung neuer Hülfsquellen, zur Auffindung neuer Mittel, zur Herbeischaffung neuer roher Stoffe: so werden sie Arbeit fördern, wie hundert und sechzig, wie drei hundert und zwanzig, und folglich genießen, wie acht oder wie sechzehn. Und indem sie ihre Gewerbthätigkeit immer mehr vervollkommnen — denn es ist unmöglich ihr eine Gränze anzuweisen — werden sie, wenn sie recht verständig oder von der Natur sehr begünstigt sind, dahin gelangen, daß sie hervorbringen, wie tausend, ja sogar wie zwei tausend, und daß folglich jeder von ihnen genießt, wie funfzig oder wie hundert, wenn die Gleichheit unter ihnen fortdauert. Auf demselben Boden, wo ihrer Anfangs

---

productiv, und nicht einmal nützlich, außer etwa in so fern sie die Summe der Erfahrungen vermehrt.

nur zwanzig lebten, werden also hundert und zweihundert leben können, und diese werden noch Genüsse haben, wie Zehn, anstatt wie Einer; und alles dies, ohne von dem Ausländer den kleinsten Gewinn gezogen zu haben.

Diese Verwerthungen sind nicht erzwungen; sie stehen sogar unter dem, was die Wirklichkeit darbietet. Zwischen der Vereinzelung des Wilden und der durch die Erfindung des Austausches gebildeten und vervollkommneten Gesellschaft ist der Unterschied noch weit größer; vorzüglich, wenn diese Gesellschaft so geordnet ist, daß die Gleichheit sich behaupten kann, oder wenn wenigstens die Ungleichheit sich nicht bedeutend einstellt und sehr viele Mittel unnütz oder schädlich macht. *) Der größte Vortheil, den der innere Handel gewährt, besteht also — man kann es nicht genug wiederholen — darin, daß er zu dieser glücklichen Erscheinung durch Erweiterung des Marktes beiträgt. Und doch hat man an diesen Vortheil beinahe niemals gedacht. Denn immer ist man bereit gewesen, ihn der Lockspeise eines schmutzigen Gewinnes und dem Anschein des kleinsten Nutzens, der sich von dem Ausländer ziehen ließ, aufzuopfern. Ich sage: dem Anschein. Aber ich möchte dadurch nicht zu verstehen geben, daß dieser Nutzen unter allen Umständen betrieglich sey. Wie es sich damit verhält, werden wir weiter unten sehen. Ich behaupte bloß, daß der größte Theil der Politiker ihn mit Unrecht zum ein-

*) Man sehe das Kapitel vom Luxus im elften Hefte des letzten Jahrganges dieser Zeitschrift.

zigen Gegenstand erhoben hat, und daß er verschwindet in Vergleich mit dem Vortheil, welchen der Handel gewährt, die Gesellschaft zu bilden und die Betriebsamkeit zu entwickeln: ein Vortheil, der hauptsächlich dem inneren Handel beigelegt werden muß, welchem der äußere Handel nur zu Hülfe kommt, was in meinen Augen sein größtes Verdienst ausmacht. Da man im Uebrigen auf den unmittelbaren Nutzen, welchen ein Volk, vermöge seines Handels mit andern Völkern, von diesen ziehen kann, ein so unmäßiges Gewicht gelegt hat: so müssen wir diesen Nutzen ein wenig umständlicher untersuchen, um uns klar zu machen, worin er besteht und bis zu welchem Grade man ihn erkennen kann.

Der auswärtige Handel kann vortheilhaft seyn, oder vielmehr, die Kaufleute, die sich damit befassen, können die Masse der National-Reichthümer durch die Gewinne, die sie von den Auswärtigen ziehen, direct vermehren; und dies ist eine Wirkung, welche sie auf ganz verschiedene Weise hervorzubringen vermögen.

Erstlich können sie nichts weiter seyn, als die Fuhrleute und Commissionäre der Fremden. In dieser Voraussetzung sind sie mehr Handwerker, als Kaufleute. Sie erhalten in dieser Eigenschaft Besoldungen und leben von denselben, auch wenn ihr Land nichts hervorbringen sollte. Dies ist eine Summe von Reichthümern, welche sie einführen. Wenn sie dieselbe zu ihrem jährlichen Bedarf verbrauchen, so beschränkt sich ihre Wirkung darauf, daß sie in dem Lande einen Theil von Bevölkerung unterhält, der ohne sie nicht vorhanden seyn würde. Verbrauchen sie dieselbe nicht ganz, und machen sie

einige Ersparungen, so sind diese Etwas, das zu der bleibenden Masse der National-Reichthümer hinzugefügt wird.

Zweitens können sie in einem fremden Lande Verbrauchs- und Genußmittel, welche daselbst wohlfeil sind, ankaufen, und sie in einem anderen Lande, wo sie höher im Preise stehen, wieder verkaufen. Der Unterschied reicht hin, um ihren und ihrer Leute Unterhalt, mit Einem Worte, um ihre Kosten zu decken und ihnen einen Gewinn zu gewähren. Dieser Gewinn, er bestehe in Geld oder in Waaren, und selbst der ganze Theil der Kosten, der von Nationalen gewonnen wird, ist eine Masse von Mitteln, welche sie zu den Mitteln ihres Vaterlandes hinzugefügt haben, weil dies alles von den Fremden ist bezahlt worden. Wird nun diese Masse nicht jährlich ganz verzehrt, so kommt das Ersparte zu dem Vorrath des National-Reichthums. Dieser zweite Fall ist der des Transport-Handels.

Drittens, die Kaufleute nehmen im eigenen Lande Genuß- und Verbrauchsmittel, welche auf dem großen europäischen Markt und bei allen civilisirten Nationen einen niedrigen Preis haben, führen dieselben in die Ferne, und bringen in ihr Land andere Genuß- und Verbrauchsmittel, welche auf dem großen europäischen Markt und bei allen civilisirten Nationen in einem hohen Preise stehen. Der Unterschied deckt in diesem Falle die Kosten, und zwar sehr reichlich. Selbst wenn die Kosten an Fremde bezahlt würden, so würde noch Ueberschuß bleiben. Eine solche Operation macht man, wenn man bei wilden Völkern Glaskorallen und andere

Kleinigkeiten gegen Goldstaub, Elfenbein, Pelzwerk und andere kostbare Dinge vertauschet. Ganz unstreitig hat man alsdann die Reichthumsmasse der Gesellschaft, zu welcher man gehört, beträchtlich vermehrt. Um die Gewißheit darüber zu haben, ist nicht gerade nothwendig zu wissen, ob diese eingeführten Reichthümer im Schooße dieser Gesellschaft verbraucht oder wieder ausgeführt, ob sie verschleudert oder mit Vortheil verkauft worden. Dies ist eine andere Frage; sie betrifft den Verzehr, und hat mit der Hervorbringung nichts gemein. Solche Reichthümer können wieder verloren gehen; allein sie sind erworben worden, und dies ist Alles, worauf es uns gegenwärtig ankommt.

Viertens, die Kaufleute können in die Fremde gehen, um rohe Stoffe anzukaufen, dieselben bei sich verarbeiten zu lassen, und sie mit Vortheil diesen Fremden oder auch Anderen wieder verkaufen. Ein solcher Handel wird von den französischen Kaufleuten getrieben, wenn sie aus Spanien rohe Felle beziehen, die sie gegerbt zurückschicken, oder Wolle, die sie als Tücher zurücksenden. Ihr Nutzen, uud selbst die Besoldung aller ihrer Agenten, ist ein Gewinn für ihr Vaterland; denn, da der einzige Gegenstand dieses Handels kein anderer ist, als die Auswärtigen zu versorgen, so wird auch alle Betriebsamkeit, die er verursacht, von ihnen bezahlt. Die Handwerker also, die er beschäftigt, sind im Solde dieser Auswärtigen, so wie die Fahrleute und die Matrosen, welche ihnen die Waaren zuführen. Dieser Handel ist demnach bei weitem der, durch welchen die meisten Reichthümer ins Land kommen. Wohl zu

bemerken aber ist, daß er diese Wirkung nicht sowohl durch die Gewinne der Kaufleute hervorbringt, welche in der That sehr unbedeutend seyn können, als vielmehr durch die große Masse von Betriebsamkeit, die er entwickelt und in Bewegung setzt. Denn die Entwickelung der Betriebsamkeit ist, unter allen Voraussetzungen und unter allen Beziehungen, immer das Nützlichste für eine Gesellschaft von Menschen.

Die fünfte Art des auswärtigen Handels endlich besteht in der Ausfuhr derjenigen Verbrauchs-Artikel und Waaren, deren man nicht bedarf und die man ohne diesen Handel nicht hervorbringen würde, weil keine Aufforderung dazu da wäre; ferner in der Einfuhr derjenigen Artikel, die man entweder gar nicht hat, oder die man sich zu Hause nur mit größeren Kosten verschaffen würde. Dieser Handel findet zwischen Nationen am häufigsten Statt; die übrigen Arten, von welchen wir geredet haben, sind, so zu sagen, nur außerordenliche und Ausnahme-Fälle. Er also ist es, der beinahe die Totalität des auswärtigen Handels der meisten Nationen bildet. Er ist es, der dem inneren Handel mächtig zu Hülfe kommt, indem er den Markt vergrößert. Er ist es, der zu dem höchst wichtigen Ziele führt, die Fähigkeit der Bürger durch Entwickelung ihrer Betriebsamkeit zu vermehren und sie mit allen den Genußmitteln zu versehen, deren Erwerbung diese Betriebsamkeit möglich macht. Dieser Gegenstand ist so wichtig, diese Angelegenheit so überwiegend, daß sie alle übrigen verschlingt, und daß man genöthigt ist, den Gewinn, welchen Kaufleute als Agenten dabei machen kön-

nen, für nichts zu achten, gegen die Vortheile dieses Handels.

Inzwischen muß ein solcher Gewinn Statt finden, damit die Kaufleute die Mühe des Betriebs übernehmen; und wenn er nicht Statt fände, so würde daraus hervorgehen, daß ihr Dienst weder nützlich noch angenehm wäre, und daß ihre Operationen keinen Gegenstand hätten. Sie würden aufhören. Dieser Gewinn findet also wirklich Statt. Allein erstlich wird er nothwendig zum Theil von der Staatsgesellschaft genommen, und es ist unmöglich den Antheil zu bestimmen, den sie an den Aufopferungen hat, welche die Tausch-Agenten von den Tauschenden verlangen. Zweitens wird er nothwendig von den fremden Kaufleuten getheilt, mit welchen die einheimischen in Verbindung stehen; und es ist sehr wahrscheinlich, daß die einen und die anderen ungefähr das gewinnen, was die Verkäufer und Käufer ihres Landes aufopfern. Es ist also keine Eroberung, die man zum Nachtheil des Auswärtigen macht. Drittens endlich — und man muß es noch einmal wiederholen — ist dieser Gewinn eine jämmerliche Kleinigkeit in Vergleich mit den übrigen Vortheilen dieser Verträge, und mit der unermeßlichen Masse von Reichthümern, die sie in Bewegung setzen und entstehen machen; ja, ich wage gegen die allgemein verbreitete Meinung zu behaupten, daß er von Seiten des denkenden Politikers keine Aufmerksamkeit verdient. Man muß also diesen Handel, der bei weitem der nützlichste und ansehnlichste von allen ist, gar nicht zu denjenigen Handelsarten rechnen, welche die Masse der National-Reichthümer direct vermeh-

ren — gerade weil er derjenige ist, der sie am meisten indirect vermehrt.

Dies sind, meine ich, die vornehmen Arten des Handels, den ein Volk mit dem Auslande treiben kann. Die Classification ist nicht sehr strenge; auch soll man darauf nicht zu viel Gewicht legen. Wie alle Classificationen, so hat auch sie ihre Mängel; und dies rührt daher, daß wirkliche Wesen sich schwer in diese allgemeinen und abstracten Weisen, sie zu betrachten, schikken. Es giebt vielleicht nicht eine einzige, wirklich vorhandene Handels-Operation, welche, ausschließend und allein, in eine von diesen fünf Klassen geworfen werden könnte, und nicht in einigen ihrer Theile auch den übrigen angehörte. Inzwischen verbreitet diese Analyse der hervorstechendsten Wirkungen des auswärtigen Handels immer einiges Licht über diesen Gegenstand; zugleich aber setzt sie uns in Stand, eine Untersuchung darüber anzustellen, was von der gemeinhin sogenannten Handels-Balanz zu denken ist.

Man muß gestehen, daß diese beiden Wörter nicht immer einen klaren Sinn geben; vielleicht sogar, daß die, welche sie am meisten gebraucht haben, gar keinen Sinn darin gefunden haben würden, wenn sie den Grund der Sache tiefer erforscht hätten. Ohne die Ursache der Erscheinung erforscht, ohne weder das Wie noch überhaupt die Möglichkeit der Sache untersucht zu haben, sagt man, die Handelsbalanz sey einem Volke ungünstig, wenn es, wie man annimmt, mehr Werthe in das Ausland sendet, als es von demselben zurückerhält; und wenn der umgekehrte Fall Statt findet, so

sagt man, sie sei ihm günstig. Dies ungefähr versteht man unter Handelsbalanz; und wie gern möchte man sie nach seiner Seite hinneigen machen!

Aber erstlich liegt am Tage, daß, wenn die Idee einer Handelsbalanz nicht ganz chimärisch seyn soll, man den Ausdruck „Werthe" weder auf ausgeprägte Geldstücke noch auf edele Metalle beschränken muß: denn Gold und Silber sind weit davon entfernt unser einziger Reichthum, ja auch nur der Hauptbestandtheil unserer Reichthümer zu seyn; und es ist klar, daß wenn ich fünf hundert Franken Silber zahle, und dafür Waaren erhalte, welche sechs hundert Franken werth sind, hundert Franken bei diesem Handel von mir gewonnen werden — daß folglich ein Volk großen Gewinn von einem andern Volke ziehen kann, dem es mehr Gold und Silber zahlt, als es von demselben empfängt. Gäbe es auch keine anderen Gründe, so würde dieser allein hinreichen, um zu beweisen, daß der Wechsel-Cours, aus welchem man so viel verwegene Folgerungen zieht, eine sehr unbedeutende Anzeige von dem Zustande der Balanz sey. Denn er kann höchstens kund thun, daß man mehr Gold und Silber in die eine Schale legt, als in die andere; und auch das thut er auf eine höchst unsichere Weise kund. Will man sich nun nach diesem Symptome entscheiden, so heißt dies, über das Ganze nach einem Theile, und nach einem sehr unbekannten, urtheilen.

Zweitens ist nicht minder einleuchtend, daß, selbst wenn man die doppelte Voraussetzung zuläßt, einmal eine civilisirte Nation könne, von einer andern gleich-

mäßig

mäßig civilisirten Nation mehr Werthe erhalten, als sie ihr liefert; zweitens man könne dies wissen, um über die Handelsbalanz für oder wider diese Nation zu urtheilen — es ist einleuchtend, sag' ich, daß man alsdann wenigstens alle Zweige ihres auswärtigen Handels vereinigen, und sich nicht auf die vorhergegangene Erforschung eines abgesonderten und vereinzelten Theiles entscheiden muß. Denn es könnte der Fall seyn, daß diese Nation in ihrem Verkehr mit einer andern verlöre, um in dem mit einer dritten desto mehr zu gewinnen; oder daß sie eine Waare an einem Orte theuer einkaufte, um eine andere nach ihrer Rückkehr desto theurer zu verkaufen, oder um sich andere desto wohlfeiler zu verschaffen. Also nach dem Ganzen, und nur nach dem Ganzen, kann man urtheilen, wenn dies überhaupt in Beziehung auf einen solchen Gegenstand gestattet ist.

Doch um über das Ganze zu urtheilen, muß man es kennen. Ist es nun aber ausgemacht, daß man es kennen könne, selbst in der Annäherung? Bleiben wir zunächst bei der Quantität der Waaren stehen, welche gerade das ist, was sich am leichtesten ausmitteln läßt. Wie streng auch das Mauth-Regiment in vielen Ländern seyn möge: so giebt es doch keine Regierung, welche sich schmeicheln dürfte, vermittelst ihrer Mauthbeamten die Quantität der Waaren, welche ein- und ausgehen, genau kennen zu lernen. Die Producte der Contrebande sind immer beträchtlich; und es ist unmöglich, sie genau zu kennen. Die Declarationen von Waaren, welche ohne Unterschleif eingehen, sind immer untreu. Die, welche beim Eingang oder beim Ausgang

nichts zahlen (und es giebt deren immer genug) werden entweder nachlässig declarirt, oder werden es gar nicht. Man ist also schon weit vom Ziele, selbst wenn nur von der Quantität die Rede ist, die sich doch am leichtesten ausmitteln läßt.

Noch weit schlimmer steht es um die Qualität. Gleichwohl hat sie einen viel größeren Einfluß auf die Werthe. Unsere Reichthümer sind so vervielfacht und so verschiedenartig, wir haben so viel Verstand und Mannichfaltigkeit in die Bereitung und Vollendung der Natur- und Kunsterzeugnisse gebracht, daß in dem Werthe von Dingen derselben Gattung, welche an der Zollstätte unter derselben allgemeinen Benennung vorkommen, oft ein Unterschied von Eins zu hundert oder von Eins zu tausend Stand findet. Man denke hinzu, daß gerade die kostbarsten Artikel am meisten verschwiegen oder auch ganz verborgen gehalten werden, weil sie in der Regel das wenigste Volumen haben. Es ist also ganz unmöglich, von dem Werthe der Waaren, die der Handel aus- oder einführt, Kenntniß zu haben, selbst in der Annäherung nicht; und es ist eine grobe Täuschung, der man sich hingiebt, wenn man in dieser Hinsicht Declarationen oder Auszügen aus Registern vertraut, welche unvollkommen und unvollständig sind.

Dies ist noch nicht Alles. Selbst wenn man die Quantität und die Qualität, und folglich den Werth der im Laufe eines Jahres aus- und eingeführten Waaren genau kennen sollte: so müßte man noch wissen, wie viel es den Kaufleuten des Landes das Jahr hindurch gekostet hat, um diese Transporte zu Stande zu

bringen, d. h. alles, was sie für Commis, Agenten, Schiffe, Takelwerk, Nahrung und Fuhrlohn aufgewendet haben, bis jede Sache ihre letzte Bestimmung erreicht hat. Mit Einem Worte: man müßte die ganze Masse aller ihrer Auslagen kennen; denn diese Auslagen sind Summen, womit sie Arbeit bezahlen, und womit sie dieselbe bezahlen konnten, um nützliche Dinge hervorzubringen, welche das Total des National-Reichthums vermehren möchten. Diese Summen müssen demnach von dem Werthe der eingeführten Güter abgezogen werden. Dieser letzte Artikel aber ist noch weit schwerer ins Klare zu bringen, als die andern. Man hat kein Mittel, kein Element, um sich, auch nur in der Annäherung, einen Begriff davon zu machen. Die Betheiligten selbst wissen es nicht; zum wenigsten vermögen sie nicht anzugeben, welche Auslagen dem auswärtigen, und welche dem inneren Handel zugeschrieben werden müssen, und was von dem Fremden oder von dem Landsmanne gewonnen wird. Diese Auslagen verlieren sich in die allgemeine Circulation. Also wieder ein Unbekanntes von der größten Wichtigkeit!

Endlich könnte man auch mit Fug und Recht die Feststellung des Werths der Waaren an dem Orte, wo sich die Zollstätte befindet, tadeln. Sie sind daselbst nicht gekauft worden; sie werden daselbst auch nicht verbraucht. Nur an diesen beiden Oertern kann ihr wahrer Werth ausgemittelt und verwirklicht werden. Mehrere von diesen Waaren sind verdorben, oder werden es, vor oder nach dem Augenblick, wo das Mauthamt ihren Werth bestimmt. Andere werden dadurch gewin-

nen, daß sie den Ort ihrer Bestimmung erreichen, vielleicht sogar durch die bloße Wirkung der Zeit, welche ihre Güte vermehrt. Welche neue Quelle von Ungewißheiten!

Wenn, nach allen diesen Ausstellungen, sich noch Jemand überreden kann, daß er etwas von der Handelsbalanz wisse, so ist er ein unerschrockener Zahlenmann und Tabellenschreiber. Aber noch mehr! Wenn man es wüßte, wenn man annehmen könnte, was ganz unmöglich ist, daß man mit der höchsten Sicherheit wisse, daß, in dem Laufe Eines Jahres oder auch mehrerer Jahre, in ein gegebenes Land wirklich eine größere Summe von Werthen eingeführt als ausgeführt sey — wohin würde dies führen? Erstlich würde dieser Unterschied nicht beträchtlich seyn; denn er könnte immer nur in dem definitiven Gewinn derjenigen Kaufleute bestehen, die mit dem auswärtigen Handel beschäftigt sind. Dies aber ist, beinahe allenthalben, sehr wenig, in Vergleich mit der Gesammtmasse; nur in einigen kleinen Staaten, wo ein großer Theil der Bevölkerung von dem Transport-Handel zu Wasser lebt, kann es einen wichtigen Gegenstand ausmachen. Zweitens kann man daraus nichts herleiten für das Wachsthum oder die Abnahme des National-Reichthums. Denn, wenn die Nation, von welcher man annimmt, daß sie mehr ein- als ausgeführt habe, während derselben Zeit alles Eingeführte verbraucht haben sollte: so ist sie gerade um so viel ärmer, als sie ausgeführt hat; denn hiervon bleibt ihr nichts, sie mag bei dem Austausch noch so viel gewonnen haben. Hat sie dagegen viel aufgespei-

chert, oder, was auf dasselbe hinausläuft, hat sie nützliche und dauerhafte Werke bei sich aufgeführt: so kann sie die Summe ihrer Mittel vermehrt, d. h. ihre Kapitalien verstärkt und sich bereichert haben, auch wenn sie im auswärtigen Handel einigen Verlust gelitten hätte.

Wir schließen also mit Smith, daß es keine andere wahre Balanz giebt, als die zwischen der Hervorbringung und dem Verbrauche jeder Art. Sie allein ist das echte Maß der Verarmung oder des Emporkommens. Sie ist es, welche durch langsame, nur allzu oft unterbrochene Fortschritte, menschliche Völkerschaften allmählig aus dem ursprünglichen Elende zu einem Zustande von Wohlhabenheit gebracht hat. Sie ist es, die, Dank sey es der Thätigkeit, der Einsicht der Menschen und der Schnellkraft ihrer Fähigkeiten, allenthalben und immer zum Vortheil der Menschen seyn würde, wenn Die, welche die Gesellschaften regieren, sie nicht unablässig irre führten und zu Grunde richteten. Der Stand dieser Balanz ist nicht leicht durch eine directe Berechnung auszumitteln. Man müßte, so zu sagen, die Bilanz eines Volks in zwei gegebenen Epochen machen, und in sein Actives und Passives nicht bloß seine materiellen Reichthümer und seine positiven Schulden, sondern auch die Wahrheiten und Irrthümer bringen, die es eingesogen hat; ferner die guten und schlechten Gesinnungeu, wovon es belebt ist, die nützlichen und schädlichen Gewohnheiten, denen es sich hingegeben hat, endlich die wohlthätigen und nachtheiligen Einrichtungen, die es auszeichnen. Wer fühlt nicht, daß eine solche Rechnung sich gar nicht anlegen läßt! Aber die Wirkungen

dieser Balanz, welche die einzig wahre ist, stellen sich dem Auge des denkenden Beobachters sehr deutlich dar. Was die sogenannte Handelbalanz betrifft, so ist sie eine bloße Täuschung oder eine jämmerliche Armseligkeit, welche zu nichts anderem benutzt werden kann, als einige betriegende oder betrogene Untergeordnete in den Augen einiger unwissenden oder mit Vorurtheilen angefüllten Obern zu heben.

Er läßt sich inzwischen ein herrliches und zuverlässiges Resultat aus den Ein- und Ausfuhrlisten, wie unvollkommen sie auch seyn mögen, herleiten. Vor allen Dingen muß man nicht vergessen, daß die Einfuhr der Ausfuhr immer beinahe gleich ist, und daß der geringe Unterschied, welcher zwischen beiden Statt finden kann, selbst wenn man ihn wahrzunehmen vermag, immer unbedeutend bleibt. Wenn man alsdann aber wahrnimmt, daß beide in ihrem Verhältniß zu der Zahl, aus welcher das Volk besteht, sehr beträchtlich sind: so kann man versichert seyn, daß dies Volk große Fähigkeit und viel Wohlhabenheit hat, und daß folglich jedes Mitglied viel genießen kann, vorausgesetzt nur, daß die Reichthümer gut vertheilt sind. Denn alles, was sie ausgeführt haben, das hatten sie sich zu verschaffen gewußt; und alles, was sie dafür eingeführt haben, vermehrt ihre Genußmittel, und wenn sie nur ihre Kapitale nicht angreifen, so können sie es verbrauchen, ohne arm zu werden. Wenn man also den Werth dieser Ein- und Ausfuhren, während einer gewissen Anzahl Jahre, in einem Lande allmälig und stätig wachsen sieht: so kann man daraus mit Zuversicht schließen, ent-

weder, daß die Zahl seiner Bewohner sich vermehrt hat, oder daß jeder von ihnen wohlhabender geworden ist (es sey denn, daß sich eine beleidigende Ungleichheit eingeschlichen hätte), oder daß sogar beides (Bevölkerung und Wohlhabenheit) im Wachsen ist. Im entgegengesetzten Falle, darf man sich auf das Widerspiel gefaßt halten. Man sieht inzwischen wohl, daß man in die Masse der umlaufenden Güter, von welchen ich rede, nicht die begreifen muß, welche auf der Bahn des bloßen Transport-Handels bloß durchgehen: sie würden nur die Größe dieses Handels, nicht die der Hervorbringung, anzeigen. Allein mit dieser Vorsicht ist unser Schluß sehr sicher, so wie alle Folgerungen, die sich daraus herleiten lassen. Dies ist beinahe alles, was Zollregister uns lehren können; aber diese Thatsache ist wichtig, und sie geben dieselbe mit Zuverlässigkeit, ohne daß es nöthig ist, sie mit mikroskopischem Auge anzusehen.

Es wäre vielleicht hier der Ort, noch das Eine und das Andere über die moralischen Wirkungen des Handels zu bemerken. Allein dies ist ein allzu weites Feld, wenn man in das Einzelne eingehen will; und wenn man bei dem Allgemeinen stehen bleibt, so ist leicht einzusehen, daß, da der Handel oder der Tausch die Gesellschaft selbst ist, er zugleich das einzige Band unter den Menschen, die Quelle aller ihrer sittlichen Gefühle, und die erste und mächtigste Ursache von der Entwickelung ihrer wechselseitigen Empfindbarkeit und ihres gegenseitigen Wohlwollens sey. Alles, was wir Gutes und Anziehendes haben, verdanken wir ihm. Er beginnt

damit, die Menschen eines Stammes zu vereinigen; er verbindet alsdann diese Gesellschaft unter sich; und zuletzt verknüpft er alle Theile der Erde. Er ist der Urheber aller Güter. Unstreitig verursacht er Kriege, wie er Processe veranlaßt; und dies rührt hauptsächlich von den falschen Ansichten angeblicher Adepten her, die ihm so schädlich sind. Aber es ist deshalb nicht minder erwiesen, daß in eben dem Maße, worin der Handelsgeist zunimmt, der Zerstörungsgeist verschwindet, und daß die Friedfertigsten immer Die sind, denen es nicht an Mitteln fehlt, einen rechtmäßigen Gewinn zu machen und die verwundbare Reichthümer besitzen. Was die angebliche Begehrlichkeit betrifft, welche der streng so genannte Handel Solchen einflößt, die ihn vorzugsweise treiben: so ist dies ein unbestimmter Vorwurf, den man zu den abgeschmacktesten und unbedeutendsten Declamationen rechnen muß. Die Begehrlichkeit besteht darin, sich der Güter eines Anderen durch Gewalt oder durch Schleicherei zu bemächtigen, wie es durch die beiden edlen Gewerbe eines Eroberers und eines Hofschranzen geschieht. Kaufleute suchen, wie alle übrigen betriebsamen Menschen, ihren Vortheil nur in ihrem Talent, kraft freier Verträge und mit Berufung auf den guten Glauben und die Gesetze. Fleiß, Rechtschaffenheit, Mäßigung sind ihnen nothwendig für ihr Fortkommen; sie nehmen also die besten von allen sittlichen Gewöhnungen an. Wenn die anhaltende Beschäftigung mit dem Gewinn sie ein wenig starr für ihre Angelegenheiten macht, so kann man sagen, daß man seinem Freunde mehr Freisinnigkeit und Zartgefühl wünschen möchte. Allein

man kann die Vollkommenheit nicht von den Menschen in Masse fordern; und ein Volk, welches im Allgemeinen nach denen gemodelt wäre, die wir so eben gezeichnet haben, würde das tugendhafteste unter allen seyn. Die Unordnung ist der größte Feind des Menschen, und wo Ordnung ist, da ist auch Glück. Ich lobe und bewundere die, welche Gutes thun; allein, wenn nur Niemand Böses thäte, so würde Alles noch weit besser gehen. Man denke hinzu, daß der arbeitsame Mensch für die Menschheit, selbst ohne sich dessen bewußt zu seyn, immer mehr Gutes leistet, als der philanthropische Müßiggänger mit allem seinen Eifer.

Ich glaube, mich auf diese wenigen Worte in Hinsicht der moralischen Wirkungen des Handels beschränken zu müssen. Nur sey mir erlaubt, hinzufügen zu dürfen, daß, wenn der innere Handel unter allen Umständen ein Gut ist, der auswärtige, an und für sich, und sich selbst überlassen, kein Uebel seyn kann. Wenn eine Regierung in der Absicht, auswärtigen Kaufleuten einen Handelsartikel, den sie verlangen, in größerer Fülle zu liefern, die Hervorbringung einer anderen nützlichen und für das Wohlseyn der Einwohner unentbehrlichen Waare stört und verbietet, wie dies bisweilen in Rußland und anderwärts geschehen ist: — ja, in diesem Falle würde es besser seyn, mit dem Auslande in gar keiner Verbindung zu stehen. Allein dies ist nicht der Fehler des Handels, sondern der Fehler der Obrigkeit. Auf dieselbe Weise kann man sagen, daß wenn in Polen, wo eine geringe Anzahl Menschen, nicht bloß Besitzer alles Bodens, sondern auch aller Derjenigen ist, die ihn

anbauen, diese Besitzer alles Korn, das ihre Leibeigenen erzeugen, zusammenraffen, um es an den Fremden zu verkaufen und dafür Gegenstände des Luxus erhalten, die sie verzehren — daß alsdann Alle nur um so schlechter daran sind. Es würde besser seyn, wenn diese Magnaten keine Abnehmer für ihr Getreide fänden; sie würden vielleicht versuchen, Menschen zu ernähren, die sie, nach und nach, wenigstens einen Theil der Dinge, nach welchen sie streben, fertigen lehrten. Aber noch einmal, das ist nicht der Fehler des Handels. Man darf sogar hinzufügen, daß er durch seine langsame, aber unvermeidliche Wirkung, die Verschwender arm zu machen und die Unglücklichen aufzuklären, indem er jene mit Genüssen überschüttet, diesen minder Verwahrlosete zuführt — daß er, sag' ich, nothwendig strebt, eine bessere Ordnung der Dinge herbeizuführen. Dasselbe läßt sich von den abgeschmackten und verderblichen Kriegen sagen, die zur Behauptung der Herrschaft und des ausschließenden Monopols in einigen entfernten Colonieen geführt werden. Dies aber thut wiederum nicht der Handel, sondern der Herrschaftsschwindel und die bis zum Wahnsinn gesteigerte Begehrlichkeit; oder, wie Mirabeau von dem gezwungenen Papiergelde sagte, und wie man von vielen anderen Dingen sagen könnte: dies ist das Taumelfest der tollgewordenen Obrigkeit. Doch ich endige meine Bemerkungen über diesen Gegenstand.

Ueber die wahre Ursache der allgemeinen Unruhe in Europa.

Um über diesen Gegenstand mit einigem Erfolg zu schreiben, ist vor allen Dingen erforderlich, daß man Ursache und Wirkung genau unterscheide, und das, was der ersteren angehört, nicht auf die Rechnung der letzteren setze: ein Verfahren, wobei es auf nichts Geringeres ankommt, als die Ursache in dem Lichte einer Weltbegebenheit darzustellen, welche niemand zu verantworten hat.

Ist dies geschehen, so wird es nicht schwer seyn, die Ueberzeugung Derer zu gewinnen, welche die Begebenheiten ihrer Zeit nicht unbeachtet an sich vorübergehen lassen; und sollte, gegen alles Erwarten, noch etwas Anmaßliches in dem Unternehmen zurückbleiben, so wird es sich entschuldigen durch die gute Absicht, die man damit verbinden kann. Denn, wenn man nicht darauf ausgeht, vergebliche Anklagen zu erheben, sondern eine Sache, deren Wirkungen sich über die entferntesten Jahrhunderte verbreiten werden, zur Sprache zu bringen: so hat man sich dadurch gewissermaßen das Vorrecht erworben, mit dem Amte eines Propheten das eines Arztes zu verbinden, geschähe dies auch nur in so fern,

als man auf das Heilmittel eines nicht zu verkennenden Uebels aufmerksam macht.

Genug zur Einleitung!

Die wesentlichste Veränderung, welche die europäische Welt seit etwa zehn Jahren gelitten hat, besteht in dem sich immer mehr vollendenden Abfall der spanischen Colonieen vom Mutterlande.

Dieser Abfall hat den größten Einfluß auf die inneren Verhältnisse aller cultivirten Staaten Europa's ausüben müssen, wenn man auch nur das Einzige erwägt, daß Spanien in den beiden letzten Jahrhunderten zu einer gemeinschaftlichen Macht herabgesunken war, welche allen Staaten nützlich wurde, ohne irgend einem wesentlich schädlich zu seyn. So lange das Verhältniß Spaniens zu seinen Colonieen vorhielt, flossen, Ein Jahr wie das andere, 30 bis 40 Millionen Piaster in dem Hafen von Cadiz zusammen, die, gleich einer unfruchtbaren Wolke, über die pyrenäische Halbinsel hinwegzogen, um sich da niederzulassen, wo der Kunstfleiß sich ihrer bemächtigte. Spanien war wenig mehr, als der Stapelort europäischer Waaren, die Kaufleute in den Seestädten dieses Königsreichs kaum noch etwas anderes, als Agenten des europäischen Handels, oder Bankiers. Berechnet man die Bevölkerung Spaniens auf 11 Millionen, und die der spanischen Colonieen in Amerika auf wenigstens 12 Millionen: so stellt sich der Gegenstand des Kunstfleißes dar, welchen das übrige Europa hatte, so lange das Verhältniß des Mutterstaats zu seinen Colonieen unerschüttert blieb. Jene 30 bis 40 Millionen Piaster, welche jährlich von Amerika nach Spanien ver-

setzt wurden, reichten gerade hin, um die Arbeit zu vergüten, welche in den Fabriken Frankreichs, Großbritaniens, Hollands und Deutschlands, theils für die Bewohner der pyrenäischen Halbinsel selbst, theils für die der großen Vice-Königreiche im spanischen Nord- und Süd-Amerika verrichtet wurde. Frankreich lieferte Seidenwaaren und Tücher; England jeden Artikel, der sich mit Vortheil verkaufen läßt; Holland die Producte seiner Manufacturen und was es in anderen Ländern aufgekauft hatte; die Schweiz Musseline; Schlesien Leinewand; Oesterreichs Provinzen Halbmetalle. Kurz, jeder europäische Staat fand seine Rechnung bei dem Verhältnisse, worin Spanien zu seinen Colonieen stand, und die glücklichen Wirkungen, des auswärtigen Handels bewährten sich am meisten in der klugen Benutzung dieses Verhältnisses, ohne welche aus Europa's Cultur nie hätten werdeu können, was sie in den letzten Jahrhunderten geworden ist. Hörte dies Verhältniß jemals auf, so war vorherzusehen, daß Europa's Gewerbthätigkeit in demselben Maße abnehmen würde; denn mit der Ursache mußte die Wirkung verschwinden, und wenn jene 30 bis 40 Millionen Piaster, womit das spanische Mutterland die Arbeit der Engländer, Franzosen und Deutschen jährlich vergütete, nicht länger gezahlt werden konnten: so mußte nicht bloß so viel Arbeit zum Stillstand kommen, als durch jene Summen vergütet wurde, sondern auch alle die Arbeit, welche durch das Daseyn der für Spanien arbeitenden Fabrikanten veranlaßt war. Denn der Flor der Fabriken wirkt auf den Ackerbau zurück, und so wie im gesellschaftlichen Leben überall die Thätigkeit durch das Be-

dürfniß bestimmt wird, so hat man in allen Ländern bemerkt, daß der Ackerbau nur durch die Betriebsamkeit der Manufacturen und Fabriken blühend gemacht und erhalten wird.

Der große Schlag nun, durch welchen der europäische Kunstfleiß irgend einmal gelähmt werden mußte, erfolgte im Jahre 1810 um eben dieselbe Zeit, wo der Marschall Massena das französische Heer nach Portugal führte, um die Engländer aus diesem Königreiche zu vertreiben und die Eroberung der pyrenäischen Halbinsel zu vollenden.

Da der Abfall der Colonieen vom Mutterstaat Anfangs nicht allgemein war, so konnten auch die Wirkungen desselben für Europa nicht auf der Stelle bemerklich werden; je allgemeiner aber jener wurde, desto auffallender mußten diese hervortreten, wie man auch in Europa über den Zusammenhang, worin beide standen, urtheilen mochte. Hätte dieser Abfall ohne allen Widerstand vollzogen und an die Stelle der aufgehobenen Ordnung sogleich eine andere, sogar eine bessere, treten können, so würde Europa dabei wenig oder vielmehr gar nicht gelitten haben; da aber der Widerstand noch immer nicht aufgehört hat und die Colonieen genöthigt worden sind, den zerstörendsten Krieg an die Stelle friedlicher Beschäftigungen zu bringen: so versteht sich wohl von selbst, daß derselbe Ausfall, der für sie aus dem Stillstande nützlicher Arbeiten hervorging, auch für die Europäer zu einem Ausfalle werden mußte. Wie hätte der Zusammenhang zwischen zwei großen Erdtheilen auf-

gehoben werden können, ohne daß beide gleich sehr dadurch erschüttert wären!

Wir setzen uns vor, aus dieser Begebenheit die wichtigsten Erscheinungen der europäischen Welt zu erklären; und zwar nicht nur die, welche bereits erlebt sind, sondern auch die, welche die Zukunft in ihrem nachtumhüllten Schooße trägt. Ehe wir aber ans Werk gehen, sey es uns erlaubt, den Leser an gewisse sehr einfache Sätze zu erinnern, welche die Grundlage für unsere Beweisführung bilden, und vielleicht nie mit Stillschweigen übergangen werden sollten, so oft es darauf ankommt ein richtiges Urtheil über die Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens zu fällen. Zur Sache!

Alle Wohlhabenheit, aller Reichthum beruhet auf nützlicher Arbeit, alle nützliche Arbeit aber beruhet auf Veranlassung und eigenem und fremdem Bedürfniß. Dies ist so anerkannt, daß kluge Leute, wenn es nicht anders seyn kann, die Veranlassung zu nützlicher Arbeit erkaufen. Denn was ist Arbeit im Allgemeinen? Nichts mehr und nichts weniger als Entwickelung von Kraft zum Vortheil der Gesellschaft. Unfähig außerhalb derselben zu leben, muß der Mensch, den ewigen Anordnungen der Natur zufolge, sein Daseyn durch irgend eine Verrichtung erkaufen, welche die Gesellschaft für nothwendig, oder nützlich, oder angenehm erkennt; und indem hiervon nur Wenige eine Ausnahme machen können, tritt gerade die Erscheinung ein, die wir Gesellschaft nennen: ein Ding, das, seinem Wesen nach, darauf beruhet, daß jedes einzelne Mitglied irgend ein Geschäft verrichtet, wodurch es sich alle übrigen Mitglieder ver-

bindet, d. h. die Gesellschaft nöthigt, ihm alles das zu reichen, was für sein besonderes Gedeihen unentbehrlich ist.

Wie man auch die verschiedenen Erscheinungen in der Gesellschaft auflösen mag: immer ist dies das letzte Ergebniß, und in seiner Einfachheit liegt seine Größe.

Wenn edle Metalle das allgemeinste Ausgleichungsmittel der Gesellschaft sind: so ist der Grund davon kein anderer, als daß man überein gekommen ist, eine einzelne Waare in Betracht der Vorzüge und Bequemlichkeiten, welche sie in sich schließt, zu einem solchen Ausgleichungsmittel zu erheben. Groß und leicht wurde der gesellschaftliche Verkehr erst von dem Augenblick an, wo diese Entdeckung oder Erfindung gemacht war; denn man kann zweifelhaft darüber seyn, ob man das Geld, d. h. die allgemeine Waare, mehr für eine Erfindung oder mehr für eine Entdeckung halten soll. Die entferntesten Erdtheile, vorausgesetzt, daß sie die edlen Metalle auf gleiche Weise als Geld benutzten, konnten nunmehr mit einander in Verbindung treten, und gegenseitig ihren Bedürfnissen abhelfen.

Nicht genug aber, daß unter den verschiedenen Völkern nur auf diese Weise ein Wetteifer in der Arbeit entstehen konnte: jedes einzelne Volk gewann sogar an sittlichem Werth in eben dem Maße, worin es sich in diesem Wetteifer angelegen seyn ließ, die Kraft anderer Völker auf sich abzuleiten; denn immer blieb die Arbeit das Mittel der Aneignung, und was in dem Zwecke selbst verdammlich war, wurde durch das Mittel vergütet. In großen, wie in kleinen Verhältnissen galt Eine und die-

dieselbe Regel, und diese war: „Kein Dienst ohne Gegendienst.“ So wie in dem gewöhnlichen Verkehr die Waare nur für die Gegenwaare hingegeben wurde, eben so wurde im großen Weltverkehr immer nur Waare gegen Waare vertauscht.

Was aber waren diese Waare und diese Gegenwaare? Product der Arbeit! Also in jedem Verkehr wird Arbeit gegen Arbeit abgewogen; und wo die Eine Arbeit, gleich viel auf welche Veranlassung, zum Stillstand gebracht wird, da hört nothwendig auch die zweite Arbeit auf, wodurch jene erkauft wurde. Dies geschieht mit so sicherem Erfolge, daß man sagen kann, es geschehe in Kraft des allgemeinen Naturgesetzes der Wirkung und Gegenwirkung. Möglicher Weise kann man sich darüber täuschen, daß der Stillstand jener ersten Arbeit anhaltend seyn werde; doch sobald diese Täuschung aufgehört hat, muß Ein Arbeitsstillstand den andern nach sich ziehen, und Alle, welche ihr Daseyn durch die zweite Arbeit hatten, müssen entweder zu Grunde gehen, oder den Gegenstand ihrer Beschäftigung verändern. Ein Drittes giebt es deswegen nicht, weil alles gesellschaftliche Daseyn an die Arbeit, als die erste aller Bedingungen, gebunden ist.

Diese wenigen Sätze werden über das Nachfolgende das nöthige Licht verbreiten; wir haben uns dadurch jede Weitläuftigkeit erspart.

Wenn Großbritannien unter den Staaten Europa's zuerst und zugleich am meisten durch den Abfall der spanischen Colonieen vom Mutterstaate litt: so rührte dies nur daher, daß Großbritannien sich seit mehr als

zwei Jahrhunderte vorzugsweise zu Dem ausgebildet hatte, was man einen Handelsstaat nennt, obgleich in dieser Benennung immer etwas Schiefes und Schielendes zurückbleibt, da jeder Staat seine Fortdauer nur durch den Handel hat, welcher zuletzt die Gesellschaft selbst ist. Mag es auffallend seyn — unerklärlich ist es nicht, daß, nachdem der Krieg im spanischen Amerika Ein Jahr gedauert hatte, Ludditen in Großbritannien gegen das Maschinen-Wesen zu wüthen begannen. Was aber war die Ursache dieser blinden Wuth? Die Unbekanntschaft mit dem Zusammenhange, worin die brittische Betriebsamkeit abhängig war von der Betriebsamkeit der Bewohner des spanischen Amerika. Die Maschinen waren in jedem Betrachte unschuldig: durch sie hatte sich der brittische National-Reichthum vermehrt, durch sie hatten die brittischen Fabriken ein so enschiedenes Uebergewicht über die Fabriken anderer Völker erhalten. Allein der schlimme Umstand war, daß die Arbeit, zu welcher sie bis dahin nur mitgewirkt hatten, nicht länger in derselben Quantität gefordert wurde; und da Diejenigen, denen hierdurch der unmittelbarste Abbruch geschah, durchaus nicht wußten, woran sie sich deshalb zu halten hätten: so vergriffen sie sich an den Maschinen, in welchen sie nicht länger Mitarbeiter, sondern Feinde sahen. Die Ludditen hatten also keinen Begriff davon, daß das Bedürfniß sich in der Welt verringern könnte, und noch weniger ahneten sie, daß es wirklich in dem Abfall der spanischen Colonien vom Mutterlande verringert war.

Der große Umschwung, welchen der Krieg seit dem Jahre 1812 in den europäischen Verkehr brachte, ver-

besserte die Lage der brittischen Fabrikanten; aber nicht ihre Einsichten und Gesinnungen In keiner Periode ist der Einfluß des auswärtigen Handels auf das Wohlseyn eines Staats, der seine Entwickelung hauptsächlich diesem Handel verdankt, so deutlich hervorgetreten, wie in Großbritanien seit dem letzten pariser Frieden. Da nämlich jener Zusammenhang, worin die spanischen Colonieen bis zum Jahre 1810 mit dem Mutterstaat gestanden hatten, sich immer mehr auflösete; da folglich alle die Vortheile, welche England von diesem Zusammenhang zu ziehen gewohnt war, immer mehr wegfielen: so konnte es nicht fehlen, daß das brittische Fabrikwesen mit Allen, welche daran Antheil nahmen, immer mehr in Verfall gerieth, und daß der Mangel an Beschäftigung — das Einzige, worüber man sich zu beklagen Ursache hatte — für einen sehr großen Theil der Bewohner Großbritaniens zur Quelle des Mißvergnügens und der Unruhe wurde.

In Wahrheit, nur hierin ist der Keim von Unzufriedenheit enthalten, der sich für Großbritanien so furchtbar zu entwickeln droht. Welche andere Ursachen man auch anführen möge: sie sind und bleiben etwas Untergeordnetes. Jene Maschinen, welche von der großen Menge so heftig angefeindet werden: was war an ihnen Verderbliches, so lange England Mühe hatte, den Anforderungen zu genügen, welche an seine Betriebsamkeit gemacht wurden? waren sie nicht sogar der anerkannte Vorzug dieses Landes? Dieselbe Bewandniß hat es mit der National-Schuld. Sie war lange vor den gegenwärtigen Unruhen da; und welchen Umfang sie

auch gewinnen mochte, so waren doch alle Einsichtsvollen darin einverstanden, daß — ihre Vermehrung ohne Gefahr sey, so lange die National-Betriebsamkeit, ihre ausschließende Trägerin, vermehrt werden könne. Die Nothwendigkeit einer Parliaments-Reform war mehr ein Gegenstand patriotischer Sorge oder philosophischer Speculation, als der eines gefühlten Bedürfnisses.

Von allen diesen Dingen läßt sich behaupten, daß sie ihre gegenwärtige Wichtigkeit erst seit dem Augenblick erhalten haben, wo die National-Betriebsamkeit durch ein so wichtiges Ereigniß erschüttert ist, wie der Abfall der spanischen Colonieen vom Mutterstaate bildet.

Seitdem Großbritannien nicht mehr etwa hundert Millionen Franken über Cadiz bezieht, womit es seine Fabriken unterhalten kann, treten die Maschinen auf eine sehr begreifliche Weise mit großem Gutsbesitz in Eine und dieselbe Kategorie, und der Krieg, den man jenen ankündigt, ist nichts mehr und nichts weniger, als eine lex agraria in veränderter Gestalt, und vollkommen so unsinnig, wie diese. — Die National-Schuld ist vermöge des Umfanges von 960 Millionen, den sie gewonnen hat, allerdings gefährlich; allein sie ist es nur dadurch, daß sie in der National-Betriebsamkeit nicht länger eine Stütze hat, und folglich in sich selbst zusammenfallen muß. Was hier behauptet wird, kann freilich nur durch den Erfolg gerechtfertigt werden; allein es hat volle Evidenz für Den, der nicht an Finanz-Mysterien glaubt: denn Taxen lassen sich nur dann vermehren, wenn die National-Betriebsamkeit im Wachsen ist; und sobald in diese ein Stillstand kommt, muß derselbe auch in

Besteurung kommen, weil sonst die Regierung ihrer Bestimmung entgegen handelt, und die Umkehr, welche sie abwenden sollte, gewaltsam herbeizieht. Weiß man nun was vorgegangen ist, so kann man mit der höchsten Zuversicht behaupten, daß das brittische Anleihe-System schon seit Jahren sein Ende gefunden hat, und zwar in der Unmöglichkeit, ihm bei dem nothwendig gewordenen Verfalle der brittischen Betriebsamkeit, eine größere Ausdehnung zu geben. Wahrlich, es ist baarer Unsinn, zu glauben, das Taxen ins Unendliche getrieben werden können: sie finden ihre Gränzen in der Arbeitslust Dessen, der sie bezahlt; und von dem Augenblick an, wo die Arbeit kein Auskommen mehr gewährt, hat alle Besteurung ein Ende. Staatsgläubiger aber wissen dies eben so gut, vielleicht sogar noch besser, als andere Leute; und weil sie es wissen, so hören sie auf ein Anleihe-System zu unterstützen, sobald der Augenblick gekommen ist, wo Capitalien und Zinsen gleich wenig gesichert sind. — Was endlich die Parliaments Reform betrifft, so läßt sich gar nicht absehen, was dadurch Gutes bewirkt werden soll, wenn es nicht darauf angelegt ist, die ganze Staatsschuld aufzuheben; denn, wenn dies nicht beabsichtigt wird, so kann es gleich viel gelten, wie stark die Ministerial-Parthei im Parliamente ist. In der That, wenn auch das Unterhaus in diesem Augenblick aus den entschlossensten und einsichtsvollsten Patrioten zusammengesetzt würde, so könnten sie — vorausgesetzt, daß nicht Alles Knall und Fall zu Trümmern gehen sollte — nichts anderes thun, als was eben auch die bisherigen Mitglieder gethan haben, d. h. ihren ganzen Witz

aufbieten, die Dinge in einem erträglichen Gange zu erhalten.

Also — weder das Maschinen-Wesen, noch das Anleihe-System, noch die bisherige Zusammensetzung des Parliaments ist Schuld an dem, was gegenwärtig in England vorgeht und einer Krisis mit jedem Tage näher tritt; wohl aber das Schicksal, welches durch den Abfall der spanischen Colonieen vom Mutterstaate über die Betriebsamkeit der Britten gekommen ist. Der brittischen Regierung ist hierdurch nicht mehr und nicht weniger begegnet, als was auch jeder anderen Regierung begegnet seyn würde, die sich in demselben Falle befunden hätte. Der einzige Vorwurf, den man dem brittischen Ministerium machen kann, ist, daß es, in einem allzu weit getriebenem Vertrauen auf die Fortdauer der brittischen Handelsverhältnisse, bei Vermehrung der Staatsschuld über die Gränzen hinausgegangen ist, welche die Behutsamkeit vorschrieb. Doch wer getraut sich, in dieser Hinsicht als Ankläger aufzutreten! Wer, der mit den brittischen Ministern dieselbe Bahn beschrieben hätte, würde hinter ihnen zurückgeblieben seyn!

Wir verlassen vorläufig Großbritannien, um uns nach Frankreich zu wenden, und zu sehen, wie dieselbe Ursache auf dies Königreich zurückgewirkt hat.

Von allen großen Ländern Europa's ist Frankreich außer allem Widerspruch dasjenige, das durch den Abfall der spanischen Colonieen vom Mutterstaat am wenigsten berührt wird. Diesen Vortheil verdankt es dem Umstande, daß es, während einer beinahe dreißigjährigen

Umwälzung, den Einfluß des auswärtigen Handels auf die Vermehrung seiner Betriebsamkeit, und auf die Entwickelung aller daraus hervorgehenden Verhältnisse entbehren gelernt hat. Verloren hatte es während dieses Zeitraums alle seine Colonieen; und was es nach den letzten Friedensschlüssen davon gerettet hat, verdient kaum in Anschlag gebracht zu werden. Dagegen hat die Umwälzung bewirkt, daß Frankreichs innerer Verkehr sich verdoppelt und verdreifacht hat; denn eingesunken sind alle die Scheidewände, welche früher Eine Provinz von der andern trennten, und so den Umlauf seiner Natur- und Kunsterzeugnisse erschwerten. Wie viel es daher auch in dem verminderten Absatze seiner Seiden- und Tuch-Manufacturen nach Spanien hin einbüßen mag: so ist dies doch nur eine Kleinigkeit gegen die unberechenbaren Vortheile, die es, bei einer Bevölkerung von 30 Millionen, durch den freien Verkehr in seinem Innern gewinnt; denn dieser bleibt unter allen Umständen die Hauptsache, indem jedes Volk, das in Hinsicht seiner Wohlfahrt von dem Auslande abhängt, immer von allen den Schicksalen getroffen wird, die dieses Ausland leidet. Mit seinem politischen System im Reinen, kann Frankreich großen Schicksalen trotzen; und über die unausbleiblichen Wirkungen des Anleihe-Systems durch das Beispiel Englands belehrt, wird es die Bahn, die es vor einigen Jahren zu betreten genöthigt war, nicht bis zum Abgrunde hin verfolgen, dafür bürgt die Zusammensetzung seiner Deputirten Kammer eben so sehr, als der Grad von Aufklärung, welcher unter der Nation selbst verbreitet ist. In dieser

Lage der Dinge muß Frankreichs Wohlhabenheit mit jedem Jahre wachsen. Alles, was der auswärtige Handel zu der Betriebsamkeit eines großen Volks hinzu zu fügen pflegt, kann um so weniger ausbleiben, da Frankreichs ganze Lage den auswärtigen Handel so ungemein begünstigt. Was es bisher in dieser Hinsicht erfuhr, war Zwang — Zwang, den England ihm auflegte, um keinen von den Vortheilen einzubüßen, welchen der freieste und ausgebreitetste Handel gewährt. Ob dieser Zwang sich gleich bleiben könne, werden wir weiter unten sehen; und sollte er, wie es uns wahrscheinlich ist, verschwinden müssen, so würden wir Frankreich, sowohl in Kraft seiner gegenwärtigen Verfassung und des davon abhängigen National-Geistes, als auch in Kraft besonders günstiger Umstände, einen Grad von Macht erreichen sehen, welcher ihm früher ganz unbekannt geblieben. Die letzte Ursache dieser glänzenden Entwickelung würde keine andere seyn, als — die Möglichkeit einer größeren Wohlhabenheit bei einer Bevölkerung, die schon gegenwärtig 30 Millionen beträgt.

Holland und die Schweiz übergehen wir hier mit Stillschweigen: jenes als ein Land, das sich in seinem Verkehr mit Spanien meistens auf Zwischenhandel beschränkte; diese als allzu unbedeutend, wenn von den großen Erscheinungen der europäischen Welt die Rede ist.

Dagegen wollen wir mit größerer Ausführlichkeit untersuchen, was Deutschland durch den Abfall der spanischen Colonieen vom Mutterstaate bisher gelitten haben kann.

Um aber den Bemerkungen, welche wir über diesen

Gegenstand zu machen gedenken, eine Grundlage zu geben, sey es uns erlaubt, aus einer vor Kurzen von dem deutschen Handels- und Gewerbs-Verein bei dem hohen Bundestage eingereichten Vorstellung das Wesentlichste anzuführen.

Der so eben genannte Verein beklagt sich gleich im Eingange seiner Vorstellung über den zunehmenden Verfall des deutschen Kunstfleißes.

„Wer," sagt er, „die Messe zu Frankfurth sonst sah, und wer sie in diesem Augenblick wieder sieht, der muß die Ueberzeugung gewinnen, daß Deutschland seiner Verarmung mit Riesenschritten entgegen geht. Welch einen Anblick gewährte sonst diese Messe! Mit der Emsigkeit der Bienen sah man Tausende von Fleißigen aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes die Früchte ihres Fleißes oder den Stoff ihrer künftigen Beschäftigung in ihre Zellen tragen; wohin das Auge blickte, war Leben, Muth und Freude; es war ein Congreß des deutschen Kunstfleißes. Jetzt hingegen scheinen wir nur zusammen zu kommen, um gemeinschaftlich den Verfall unseres Handels und Gewerbes zu betrauern, um, während wir müßig vor unseren Gewölben stehen, Zeugen des Trödels zu seyn, den fremde Nationen, und besonders die englische, in dieser Hauptstadt des deutschen Handels aufgeschlagen hat, um endlich die Ueberzeugung mit nach Hause zu nehmen, daß das Uebel nicht örtlich sey, daß es die ganze Nation verderbe. Aus der Vergleichung dieser Messe, wie sie war und wie sie jetzt ist, ergiebt sich der richtige Maaßstab dafür, wie tief die National Industrie in ganz Deutschland gesunken ist: sie ringt mit dem Tode."

„Wenn wir," so fahren die Bittsteller fort, „uns bei diesem traurigen Zustande, von dessen Daseyn sich die edlen Mitglieder dieser hohen Bundesversammlung durch eigene Anschauung leicht überzeugen können, noch nicht der Verzweiflung überlassen wollen: so ist es nur die Hoffnung auf nahe Hülfe, was uns stärkt. Jedermann kennt die Ursache des Uebels, Jedermann kennt die Heilmittel, Jederman weiß, daß sie dem Bunde der Fürsten Deutschlands zu Gebote stehen; und von allen Höfen vernimmt man, daß sie die Noth der Nation erkennen und bereit sind, zu gemeinschaftlichen Maaßregeln die Hände zu bieten. Müßte denn nicht ein feindliches Gestirn über Deutschland walten, wenn die Nation uuter solchen Umständen am Rande der Verzweiflung vergeblich um Hülfe flehen könnte? Ja, es ist nicht bloß die Stimme Einzelner, es ist die Stimme der ganzen deutschen Nation, welche um Aufhebung der Zölle im Innern von Deutschland uud um Wiedervergeltungsmaßregeln gegen fremde Nationen flehentlich bittet. Wie könnte es auch anders seyn! Während dew Kunstfleiße und den Producten des Deutschen die Gränzen aller europäischen Staaten sich verschließen, steht Deutschland in der Mitte, wie eine europäische Allemand, auf welcher die Fremden nach Gelüsten ihre Heerden weiden. Während alle Nationen, sogar die Türken und die Spanier, dem Verkehr in den Marken ihres Landes freien Spielraum geben, steht der Deutsche dem Deutschen feindlich gegen über. Unsere Landstraßen sind durch Zollbäume gesperrt, und unsere Flüsse sind durch Stapelrechte und See- und Wasserzölle unfahrbar gemacht.

Und wenn einer von uns, allen bestehenden Hindernissen zum Trotz, durch unsägliche Anstrengungen und Mühen endlich eine solide Existenz sich gegründet zu haben vermeint, stürzt ein einziger Tag, der einen neuen Zolltarif oder ein Einfuhrverbot des Nachbarlandes zur Welt bringt, das Gebäude eines halben Menschenlebens nieder, und wir müssen darben. Dieser Ruin aber ist nicht bloß ein Ruin Einzelner; er ist nothwendig auch der Ruin der Regierung. Denn, wenn Niemand mehr ist, der dem Landmanne seine Erzeugnisse abkauft, und wenn auch das Ausland sie von seinen Gränzen zurückweiset; wenn überdies Gewohnheit und Luxus uns noch immer antreibt, für eingebildete Bedürfnisse aus fremden Landen das National-Capital aufzuzehren: so muß der Werth der Grundstücke fallen, und das Product des Bodens auf die niedrigsten Preise herabsinken. Dies aber muß den Bankerot aller deutschen Finanzen nach sich ziehen; denn die Zinsen der Staatsschulden und die übrigen Staatsausgaben sind in Geld bestimmt, und können nur bei denjenigen Preisen der Producten bestritten werden, welche mit diesen Summen in Verhältniß stehen. Mit welchen schweren Folgen aber eine solche Finanz-Umwälzung fast immer verbunden ist, bedarf keiner Ausführung."

„Die Aussicht auf so schwere Schicksale — so endigen die Bittsteller — welche Deutschland bei der Fortdauer der gegenwärtigen Verhältnisse unausbleiblich bevorstehen, ist es auch, was uns die Schwierigkeiten fast vergessen macht, die mit der Ausführung der vorgeschlagenen Maßregeln verbunden zu seyn scheinen. Denn

so viel ist doch gewiß, daß nur die vereinigte Kraft und der vereinigte Wille der erlauchten Fürsten Deutschlands erforderlich ist, um alle Hindernisse zu besiegen. Wer aber möchte daran zweifeln, wenn es die Rettung Deutschlands gilt? Im Vertrauen auf die edlen Gesinnungen der Fürsten des deutschen Bundes, in dem festen Vertrauen, daß die Väter ihren Kindern Schutz und Hülfe nicht versagen werden, wenn innere Uebel und feindliche Maßregeln von außen her ihren Wohlstand bedrohen — daß Deutschlands Fürsten diese fleißigen, diese treuen Völker nicht vergeblich um eine Wohlthat flehen lassen werden, welche längst allen übrigen Nationen Europa's zu Theil geworden ist, und vermittelst welcher allein dieselben Deutschland den Vorsprung abgewinnen, hat der Verein der deutschen Kaufleute und Fabrikanten vorerst an mehrere deutsche Höfe eine Deputation abgeordnet, um ihnen die traurige Lage des deutschen Handels und Gewerbes vorzustellen, ins besondere aber, um eine Stimme zu widerlegen, welcher sich an hoher Stelle hat vernehmen lassen, als ob es etwas Unzulässiges, ja etwas Gefährliches und Unmögliches wäre, was der deutsche Handels- und Gewerbstand bittet. Diese Deputation erhielt überall die freundlichsten Zusicherungen; und wenn zuvor die Hoffnungen des deutschen Nahrungstandes durch jene Stimme fast niedergeschmettert waren: so richteten sie sich wieder auf, als die Berichte der Deputation von dem Erfolge ihrer Sendung bekannt wurden. Aller Augen sind nun voll Erwartung auf die erlauchte Versammlung gerichtet, auf deren Beschlüsse man uns verwiesen hat. Möchte der Tag nahe seyn, an welchem Hochdie-

selbe den 19 Artikel der Bundes Acte in besondere Berathung ziehen wird!"

So der deutsche Handels- und Gewerbs-Verein in seiner Vorstellung an den Bundestag.

Was in dieser Vorstellung Uebertreibung ist, mag unerörtert bleiben; denn in Bittschriften werden die Farben immer stärker aufgetragen, als es die Wahrheit gestattet. Den Verfall des Handels und der Gewerbe in Deutschland kann man, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, einräumen, ohne mit den Bittstellern über die Ursachen dieses Verfalles einverstanden zu seyn. Wenn sie bei dem Einfluß des Auslandes, vorzüglich Großbritanniens, und bei den Hindernissen, welche der freie Verkehr in den 35 Monarchien Deutschlands erfährt, stehen bleiben: so ist die Wahrheit so wenig auf ihrer Seite, daß sie nur allzu leicht widerlegt sind. Denn, was den Einfluß des Auslandes auf Deutschlands Handel und Gewerbe betrifft: so hat er zu allen Zeiten Statt gefunden, und wer die Sache unpartheiisch betrachtet, gesteht sogleich ein, daß er, im Großen genommen, eben so unabtreiblich als nützlich ist, weil ein einzelnes Land sich von dem allgemeinern Weltverkehr weder absondern kann, noch absondern darf. Was nun die Schwierigkeiten des freien Umlaufs im Innern Deutschlands betrifft: so ist es notorisch, daß dieselben sich in den letzten zwanzig Jahren dadurch, daß die Zahl der Suveräne auf 39 zurückgebracht worden, sehr wesentlich vermindert haben. Hat also der Handel und das Gewerbe in einer früheren Zeit bei einer weit größeren Anzahl von Land- und Wasserzöllen geblüht, so kann sein gegenwärtiger Verfall

nicht von den noch bestehenden Hemmungen herrühren, deren Zahl um mehr als zwei Drittel vermindert ist; er müßte vielmehr nach Maßgabe dieser Verminderung blühen, was bloß deswegen geleugnet wird, weil man über die wahre Ursache des Verfalls nicht im Reinen ist.

Wie gesagt, wir leugnen nicht den Verfall des Handels und der Gewerbe in Deutschland; aber um die Ursachen desselben zu erkennen, müssen wir den Blick über Deutschland, ja über ganz Europa hinaus erheben, und bei der großen Begebenheit verweilen, welche Spanien von seinen Colonieen getrennt und der europäischen Gewerbsamkeit einen so empfindlichen Stoß versetzt hat. Fragt man, wie dies auf Deutschland habe zurückwirken können? Notorisch ist, daß Preussen seinen Leinwandhandel mit Spanien hat einstellen müssen; ein Gegenstand von nicht weniger als 7 bis 9 Millionen Piaster. Minder notorisch, aber deswegen nicht minder entschieden ist, daß auch Oesterreich von dem Verkaufe seiner Halbmetalle an Spanien nicht mehr dieselben Vortheile zieht; und setzen wir den Betrag dieses Verkehrs auf 6 bis 7 Millionen Piaster — denn so hoch ist er angegeben worden —: so haben wir für Preussen und Oesterreich zusammen genommen einen Ausfall von 15 bis 16 Millionen Piaster, d. h. wir wissen, um wie viel sich die Gewerbthätigkeit vermindert hat. Man wird dies eine Kleinigkeit nennen; und wenn bloß von den ausfallenden Piastern die Rede wäre, so würde man nicht ganz Unrecht haben. Aber wer berechnet nun, wie viel Abeit dadurch zum Stillstand gekommen ist, daß jene, durch welche 15 bis 16 Millionen Piaster erworben wurden, stille stehen mußte?

hängt in den gesellschaftlichen Verrichtungen nicht alles wie in einer Kette zusammen? Kann ein einzelnes Gewerbe zu Grunde gehen, ohne den Untergang des andern nach sich zu ziehen? Ist die Gesellschaft nicht alles, was sie ist, durch Austausch, Handel und Verkehr? Man sieht hieraus, daß Deutschland dasselbe Schicksal erfahren hat, welchem England unterliegt, und daß nichts thörichter ist, als England und die Eigensucht der deutschen Fürsten wegen dieses Schicksals anzuklagen. Zwar mögen wir nicht behaupten, daß Großbritanniens Einwirkungen auf Deutschland unter den gegenwärtigen Umständen unbedingt vortheilhaft seien, und eben so wenig kann es uns einfallen, die vielen Hindernisse, auf welche der deutsche Handel noch immer im Innern Deutschlands stößt, als eine Wohlthat zu preisen: allein, wenn weder jener noch diese in einer früheren Periode zu Beschwerden geführt haben, so ist es wohl erlaubt, zu fragen, wie viel an diesen Beschwerden wahr ist. Sollte dem deutschen Gewerbfleiße nicht dasselbe begegnet seyn, was dem brittischen wiederfahren ist? Wer über das Bedürfniß hinaus arbeitet, der läuft unter allen Umständen Gefahr, seine Produkte verderben zu sehen. Die Britten achteten des verminderten Bedürfnisses nicht, und werden jetzt mit Schrecken inne, daß es die Grundlage für alle Arbeit ist. Den Deutschen geht es nicht besser, und unbelehrt über den Zusammenhang, worin die Welt mit sich selbst steht, wollen sie lieber den fremden Einfluß und Land- und Wasserzölle anklagen, als auf die wahre Ursache zurückzugehen, hierin wenigstens den Britten ähnlich, welche die Größe der National-

Schuld und die bisherige Zusammensetzung ihres Parliaments anfeinden.

Worüber man sich allerdings wundern möchte, ist, daß deutsche Kaufleute und Fabrikanten von ihrem Geschäft eine so beschränkte Ansicht haben, daß sie gar nicht zu ahnen scheinen, worauf der Ausfall beruhet, den sie gegenwärtig leiden, in der nächsten Zukunft aber noch weit mehr empfinden werden. Diese Erscheinung würde nicht zu erklären seyn, wenn die Bittsteller Kaufleute und Fabrikanten aus Norddeutschland wären. Nicht als ob nicht auch diese unter den gegenwärtigen Conjuncturen litten; allein sie wissen besser, als die Süddeutschen, worauf die Blüthe des Handels und der Fabrikation beruht, und was Regierungen für dieselbe thun können, und was nicht. In Wahrheit, wenn jene Bittsteller gewußt hätten, was sie wollten, so hätten sie nur schweigen können. Denn was wollen sie? Das Unmögliche, in jeder Beziehung. Erstlich sofern es sich um eine Beschränkung des fremden Einflusses handelt, vergessen sie, daß von allen Ländern Europa's kein einziges zu einer solchen Beschränkung weniger geeignet ist, als Deutschland; denn um dieselbe zu bewirken, müßten nicht bloß jene Factoreien verschwinden, welche Deutschland in den freien Städten Hamburg, Bremen und Lübeck hat, sondern auch alle die Verhältnisse, worin Deutschland auf der einen Seite mit Holland, auf der anderen mit einem Theile von Dänemark stehet. Sie vergessen aber auch — und dies ist von nicht geringerm Belange — daß mit der größten Beschränkung des fremden Einflusses alle Vortheile des fremden Handels wegfallen würden:

den: Vortheile, welche so groß und so bedeutend sind, daß sich gar nicht angeben läßt, was bei einer anhaltenden Entbehrung derselben aus Deutschland werden würde. Zweitens, sofern es eine Aufhebung alles Dessen gilt, was den freien Umlauf deutscher Producte in den sämtlichen Staaten Deutschlands verhindert — wie will man bewirken, daß 35 Monarchieen, von welchen jede ihr eigenes Verwaltungs-System hat, plötzlich wie Eine Monarchie wirken, so daß alles, was Zoll heißt, an die Gränzen verlegt wird? Wäre Deutschland Eine Monarchie, so leidet es keinen Zweifel, daß der innere Verkehr, wie in Großbritannien und Frankreich, wie in Spanien und selbst in der Türkei, auf keine Hindernisse stoßen würde, die ihn zugleich erschweren und vertheuern. Da dem aber nicht so ist — was bleibt Anderes übrig, als sich die mit der Vielherrschaft verbundenen Beschwerden gefallen zu lassen? Wie soll man es nun nennen, wenn der deutsche Handels- und Gewerbs-Verein sich mit einer Vorstellung, welche die Auflösung aller bisher in Deutschland bestandenen Staatsverhältnisse in sich schließt, an eine Versammlung wendet, deren Bestimmung in der Aufrechthaltung jener Staatsverhältnisse und in der Abwendung alles Dessen, was sie zerstören kann, abgeschlossen ist? Warlich, wenn dies nicht Spott ist, so ist es eine Unüberlegtheit, die schwerlich ihres Gleichen hat: eine Unüberlegtheit, die an das Verfahren jener ehrlichen Bürger Schilda's erinnert, welche, um den Krebs zu tödten, ihn in den Fluß warfen. Wer auch die Stimme seyn mochte, welche den ausgesendeten Deputirten zu erkennen gab, daß in der Forderung des

deutschen Handels- und Gewerbs-Vereines etwas Unzulässiges, ja etwas Gefährliches und Unmögliches liege — es war die Stimme eines eben so ehrlichen als einsichtsvollen Mannes; und wenn der Handels- und Gewerbs-Verein sich die Mühe geben will, über seine Forderung auch nur im Mindesten nachzudenken: so wird er finden, daß diejenigen Höfe, welche ihm guten Willen bezeigen, leidige Tröster sind, die, so viel an ihnen ist, nie Wort halten werden. Ohne eine große Umwälzung, in welcher ganz Europa gegen einander rennt, ist das, wie der Verein will, nicht zu erreichen; und da er um diesen Preis den freien Umlauf deutscher Producte im Innern Deutschlands nicht wird erkaufen wollen: so bleibt ihm schwerlich etwas Anderes übrig, als seine unüberlegten Forderungen zurück zu nehmen, mit seinen Speculationen nicht über das vorhandene Bedürfniß hinaus zu gehen, und sich bei dem Gedanken zu beruhigen, daß, so lange die Bevölkerung Deutschlands noch dreißig Millionen beträgt, an einen wesentlichen Verfall des deutschen Handels und Gewerbes nicht zu denken sey.

Genug zur Beleuchtung der Forderungen der deutschen Kaufleute und Fabrikanten.

Wir kehren jetzt zu Dem zurück, was uns als die wahre Ursache der allgemeinen Unruhe in Europa erscheint; und nachdem wir auseinander gesetzt haben, was diese Ursache bisher bewirkt hat, wird es uns hoffentlich erlaubt seyn, vorher zu sagen, was sie in der nächsten Zukunft bewirken wird. Alle wahre Prophezeihung ist ja nichts weiter, als ein Vernunftschluß; und wenn der Prophet sich in dem Vorder- oder in dem

Mittelsatze irren sollte, so fällt die Schande der unerfüllten Vorhersagung auf ihn zurück, an dem Gange der Begebenheiten aber wird dadurch nichts verändert.

Dies zur Beruhigung.

Ist der Leser in der Hauptsache mit uns einverstanden, d. h. giebt er zu, daß der Abfall der spanischen Colonieen vom Mutterstaate die größte Begebenheit in der gegenwärtigen Zeit sey; so kann es ihm nicht schwer werden, auch darin mit uns überein zu kommen: Einmal, daß so lange der Krieg zwischen Spanien und dessen Colonieen in Amerika dauert, an eine Wiederherstellung der alten Handelsverhältnisse nicht zu denken ist; zweitens, daß, nach zu Stande gebrachtem Frieden, sehr viel Zeit erfordert werden wird, um irgend ein vortheilhaftes Verhältniß mit Spanien oder mit dem spanischen Amerika anzuknüpfen.

Jenes ist durch sich selbst klar, und Europa's gegenwärtige Leiden machen jeden vollständigeren Beweis nur allzu überflüssig.

Dieses begreift sich leicht, wenn man dem Laufe der Begebenheiten mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist. Angenommen nämlich — und Alles drängt uns diese Voraussetzung auf — daß die spanischen Amerikaner aus der Rebellion, worin sie jetzt noch begriffen sind, als freie Völker hervorgehen — ist es auch nur denkbar, daß sie zu den Verrichtungen zurückkehren werden, wodurch sie bis zum Jahre 1810 den Kunstfleiß in allen europäischen Staaten beschäftigt haben? Nie waren diese Verrichtungen das Werk ihrer Wahl; sie wurden ihnen vielmehr durch das Verhältniß aufgedrängt, worin sie als Colonisten zum Mutterstaate standen; und wel-

ches auch die Ansicht der Mexikaner, Peruaner u. s. w. von diesem Verhältniß seyn mochte, immer ist so viel ausgemacht, daß der Bergbau, welcher unter ihren Verrichtungen die Hauptrolle spielte, von Seiten Spaniens als das Mittel berechnet war, die Abhängigkeit und Unfreiheit der Colonieen zu verewigen. Dies allein kann und muß die spanischen Amerikaner bestimmen, den Bergbau, als den Hauptzweig ihrer bisherigen Betriebsamkeit aufzugeben. Es werden aber noch manche andere Gründe hinzukommen: Gründe, welche von den nothwendigen Zerstörungen eines anhaltenden Krieges hergenommen sind. Indem nun aber die Bewohner des spanischen Nord- und Süd-Amerika den Ackerbau und jede andere Art nützlicher Betriebsamkeit dem Bergbau oder der Erzielung edler Metalle vorziehen — wo bleibt alsdann das Verhältniß, worin die Europäer zu ihnen, und durch sie zu den Bewohnern der pyrenäischen Halbinsel bisher gestanden haben? Wird es möglich seyn, da wieder anzuknüpfen, wo man im Jahre 1810 abgebrochen hat? Wird, da aller Verkehr auf dem Austausch verschiedener Producte, d. h. auf der Befriedigung entgegenstehender Bedürfnisse beruht, der Europäer im Stande seyn, dem Amerikaner etwas zu geben, was dieser bedarf, und dafür das zurück zu empfangen, was ihm fehlt? In Wahrheit, ob sich gleich mit ziemlicher Bestimmtheit angeben läßt, worauf die Entwickelung der europäischen Welt in den letzten drei Jahrhunderten beruhet hat: so ist man doch außer Stande, zu sagen, worauf sie in den drei nächsten Jahrhunderten beruhen werde; denn verloren ist die bisherige Basis, und wiewohl man nicht daran

verzweifeln darf, daß eine neue werde gefunden werden, so fehlt doch sehr viel daran, daß sie schon da wäre, und in der Zwischenzeit stehen den Staaten Europa's die wesentlichsten Veränderungen bevor.

Am schnellsten, und unstreitig auch am furchtbarsten, wird sich dies an Großbritannien zeigen, weil dies Reich, als erster Handelsstaat in Europa, sein Gedeihen hauptsächlich von dem Verhältnisse abhängig gemacht hatte, worin das spanische Amerika zum Mutterstaate stand. Was man auch dagegen einwenden möge: eine Umwälzung ist für Großbritannien unvermeidlich. Ihre Nothwendigkeit liegt nicht sowohl in der Größe der National-Schuld selbst, als in dem Umstande, daß die Erwerbfähigkeit des brittischen Volkes nach dem Abfalle des spanischen Amerika nicht mehr hinreicht, die National-Schuld zu decken. Dies ist ein so großer Uebelstand, daß keine Weisheit ihm abzuhelfen vermag, wofern sie nicht im Stande ist, das verlorne Object durch ein gleich großes zu ersetzen, was in der gegenwärtigen Lage der Welt rein unmöglich ist. Welche Abänderungen auch die organischen Gesetze der Britten, sey es zum Vortheile der Monarchie oder zum Vortheile ihres Gegensatzes leiden mögen: — da diese Gesetze bisher nicht die Kraft gehabt haben, den Anwachs der National-Schuld bis zum Betrage von 960 Millionen Pf. St. zu verhindern, so können sie auch in ihrer veränderten Gestalt nicht bewirken, daß das Mißverhältniß zwischen der National-Schuld und der Erwerbfähigkeit des Volkes aufhöre. Dies aber ist das, worauf es allein ankommt; dies ist also das Problem, aus dessen Unlös-

barkeit alle die Erscheinungen hervorgehen werden, von welchen Großbritannien bedrohet ist. Was ein einsichts-voller Mann von den Umwälzungen im Allgemeinen gesagt hat, das läßt sich mit dem größten Rechte auf die anwenden, der England spornstreichs entgegen eilt; nämlich que ce n'est jamais le desir du mieux qui fait les révolutions, mais toujours le mal insupportable. Regierungen und Völker werden über diesen Punkt freilich immer verschiedener Meinung seyn; indeß gewinnt der eben angeführte Ausspruch in Beziehung auf Großbritannien durch die Größe der National-Schuld eine Art von mathematischer Evidenz. Unfähig also sich in seinem bisherigen Seyn zu behaupten — wie weit wird Großbritannien zurückgehen? Alles, mein' ich, spricht dafür, daß es in der nächsten Zukunft gänzlich aufhören werde, ein Handelsstaat in dem Sinne des Worts zu seyn, worin wir es bisher als solchen gekannt haben. Ist aber diese Voraussetzung richtig, so folgt daraus, daß alle europäischen Staatsverhältnisse werden verändert werden; denn mehr als jede andere Macht, war England bisher der Schöpfer dieser Verhältnisse. Unstreitig würde es Europa seiner eigenen Ruhe schuldig seyn, Großbritannien in seiner bisherigen Eigenthümlichkeit zu retten; da aber dazu, wie wir gesehen haben, nichts Geringeres erforderlich ist, als die Wiederherstellung des alten Verhältnisses zwischen Spanien und seinen Colonieen auf der Einen, und die Gleichstellung der brittischen National-Schuld mit der Erwerbfähigkeit der Engländer auf der andern Seite: so muß die Unmöglichkeit eines glücklichen Erfolgs von

einem Unternehmen abschrecken, das das abentheuerlichste von allen seyn würde.

Wenn wir nicht tiefer in das Einzelne der bevorstehenden Umwälzung eingehen: so unterbleibt dies nicht, weil wir uns von der Erfahrung verlassen fühlen; es unterbleibt nur, weil wir uns nicht wichtiger machen mögen, als die Achtung für den Leser es gestattet. Nur folgende Bemerkung möge noch die Verzeihung des Lesers finden.

Alle Umwälzungen, welche das neuere Europa kennen gelernt hat, sind entweder aus schlechten Erbfolge-Gesetzen oder aus den übertriebenen Forderungen des Priester- oder des Adelthums entsprungen. Mit diesen Umwälzungen nun wird die, welche dem großbritannischen Reiche bevorsteht, nichts gemein haben. Hierüber entscheidet nichts so sehr, als ihr erster Anfang. Das Eigenthümliche, zugleich aber auch das Furchtbare dieses Anfangs, liegt in der secessio populi. Die Sache ist nur Ein Mal da gewesen; nämlich im alten Rom, als die Regierten sich von der Regierung durch die Erklärung trennten, daß nur die Anerkennung ihrer Rechte und die Bewilligung einer besonderen Vertretung, von ihnen selbst aus ihrer Mitte gewählt, sie zur Rückkehr zu ihrer Pflicht bewegen könne. Nie war eine Regierung in einer größeren Verlegenheit, als die römische, 493 Jahr vor unserer Zeitrechnung; aber es blieb ihr nichts anderes übrig, als die Forderung des Volks zu bewilligen, wie ungern sie sich auch dazu bequemen mochte. Unglücklicher Weise für Großbritannien unterscheidet sich dessen Regierung von der römischen dadurch,

daß sie nicht dieselbe Nachgiebigkeit in einem gleich gefährlichen Falle beweisen kann. Die Ursache ihrer Härte liegt in der Entwicklung, welche die Gesellschaft durch den freien Weltverkehr gewonnen hat, besonders aber in den politischen Verhältnissen, welche ein weitgetriebenes Staatsschulden-System hervorzubringen nicht verfehlen kann. Genöthigt also, an die Bewohner Großbritanniens die Forderung zu machen, daß sie durch ihre Erwerbfähigkeit nicht bloß der Staatsschuld in ihrem gegenwärtigen Betrage, sondern auch in jeder möglichen Vermehrung gewachsen seyn sollen, kann und darf die brittische Regierung den Forderungen des Volks nicht nachgeben. Indeß dauert die secessio populi fort, wie sie begonnen hat; und da es für das Verlorne keinen Ersatz giebt, so wird die einmal aufgerissene Kluft zwischen Regierung und Volk immer größer und klaffender, bis es endlich zu einem förmlichen Bruch kommt.

Daß das Loos des brittischen Volks sich dadurch nicht wesentlich verbessern wird, versteht sich wohl von selbst; es ist sogar nicht unglaublich, daß dies Volk nach einem Menschenalter kaum wird wieder zu erkennen seyn. Nichts ist indeß thörichter, als auf das, was gegenwärtig auf den brittischen Inseln vorgeht, mit Gleichgültigkeit oder Verachtung hinzublicken; denn wo 14 Millionen Menschen sich übel befinden und sich in beinahe täglichen Zusammenkünften ihre Noth klagen, da vermag die Eine Million, welche sich eines glänzenden Wohlstandes freut, nichts, sobald es eine Abänderung des bisherigen Zustandes gilt; und diese muß erfolgen, weil keine Macht sie abzuwenden stark genug ist. Sie erfolgt

aber um so nothwendiger, weil für Eine Regierung alles verloren ist, sobald die Mehrheit der Regierten, anstatt nützlicher Arbeit obzuliegen, sich mit den öffentlichen Angelegenheiten beschäftigt. Dies gerade ist die gefährlichste Seite an den Vorgängen in England; denn, wenn man auch nur obenhin berechnet, welche Ausfälle dadurch entstehen, so muß man bekennen, daß Großbritanniens bisheriges Finanz-System mit allem, was sich daran hängt, unabtreiblich zu Grunde geht, und einem ganz neuen Gesellschaftszustande Platz macht. Warlich, es giebt keine Erfahrung, wenn man nicht berechtigt seyn soll, dies vorherzusehen und vorherzusagen.

Wir werden uns wohl in Acht nehmen, Diejenigen genauer zu bezeichnen, welche an die der europäischen Welt bevorstehende Verwandlung am wenigsten glauben. Da sie in der Mitte der Dinge leben und diese zu machen vermeinen: so ist nichts verzeiblicher, als daß sie in den Erscheinungen die Ursache selten von der Wirkung trennen, und jener nie volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Wir entschuldigen sie bei uns selbst; und ohne mehr von uns zu halten, als sich gebühret, fügen wir nur noch Folgendes hinzu.

Als Großbritannien im siebzehnten Jahrhundert eine Umwälzung zu bestehen hatte, da ging Frankreich plötzlich in größerer Herrlichkeit hervor, als ihm jemals eigen gewesen war. Wer ist unter uns, der sich dieser Thatsache nicht erinnert! Sollte es nun wohl abgeschmackt seyn, zu behaupten, das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten, auf welches die Franzosen noch immer stolz sind, sey das Ergebniß der beendigten französischen Bür-

gerkriege auf der Einen, und der in Großbritannien vom Jahre 1648 an ausgebrochenen Umwälzung auf der andern Seite gewesen? Aufs Wenigste würde sich viel dafür sagen lassen, auch wenn der Beweis nicht vollständig zu führen wäre. Sehr merkwürdig aber ist, daß Frankreichs Lage am Vorabend einer neuen, dem großbritannischen Reiche bevorstehenden Revolution ungefähr dieselbe ist, die sie gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts war. Es hat eine Umwälzung überstanden, worin seine Kraft sich angefrischt, sein Muth sich gestählt hat; seine Freiheit und seine Bevölkerung sind gerettet worden; viele seiner Einrichtungen — man kann sein ganzes politisches System nennen — haben sich verbessert, und das Einzige, was ihm fehlt — volle Beschäftigung für seine starke Bevölkerung — ist gerade das, wovon England nach kurzer Zeit keinen Gebrauch machen wird. Welche Wahrscheinlichkeit also, daß eine Waage, welche in den letzten Jahren unnatürlich stieg, in kurzer Zeit auffallend sinken werde! Zwar ist nicht zu glauben, daß diese Erscheinung sich gerade so wiederholen werde, wie im siebzehnten Jahrhundert: einen Ludwig den Vierzehnten giebt es nur Ein Mal, und in einem Repräsentativ-System ist es nicht wohl möglich, daß die Persönlichkeit des Monarchen zum Erklärungsgrund der Größe und des Glanzes eines Reichs werde. Inzwischen bringen alle europäischen Verhältnisse es mit sich, daß Frankreich an Wichtigkeit in eben dem Maaße zunimmt, womit Großbritannien an Wichtigkeit verliert, und wer berechnet die Folgen, welche dieser Wechsel haben kann! Jenseits der Pyrenäen durch einen

Zustand beschützt, der die Auflösung selber ist, und noch lange bleiben wird — wie könnte es verhindert werden, auf Deutschland eben so einzuwirken, wie vor hundert und funfzig Jahren? Deutschlands Schwäche liegt in Deutschlands Verfassung, weil ein Bundesstaat nothwendig divergirende Kräfte in sich schließt. Deutschlands Lage aber wird um so gefährlicher, wenn man erwägt, wer sein Nachbar im Norden ist, und wie dieser Nachbar, auf große Veränderungen gefaßt, schon gegenwärtig alle Hindernisse einer freien Einwirkung auf Deutschland aus dem Wege zu räumen sucht. Geschieht in Großbritannien, was wir mit einer auf Thatsachen beruhenden Sicherheit angekündigt: so geht für die europäische Welt auf längere Zeit der Faden der Ariadne verloren, an welchem sie sich, während der letzten Jahrhunderte, in dem Labyrinth ihrer Politik zurecht gefunden; wir verstehen unter dem Faden der Ariadne jene I d e e d e s p o l i t i s c h e n G l e i c h g e w i c h t s, welche seit dem Westphälischen Frieden Europa in allen seinen Bewegungen geleitet hat. England war es bisher, was diese Idee handhabte. Wer aber wird sich n a c h England damit befassen? Diese Frage ist von der größten Wichtigkeit, wenn Europa als Bundesreich fortdauern soll, d. h. als Gegensatz einer Universal-Monarchie, welche ihr Wesen auf Territorial-Besitz stützet. Es kehren Befürchtungen zurück, welche durch Napoleon Bonaparte's Entfernung aus der europäischen Welt für immer beseitigt schienen. Diese Befürchtungen gewinnen sogar einen weit ernsteren Charakter.

Wenn ein Sturm im Anzuge ist, dann kündigt er

sich durch Bewegung am Meergrunde, und durch das ängstliche Geschrei der Seevögel am sichersten an.

Aehnliche Anzeigen giebt es in der sittlichen Welt, wenn große Veränderungen bevorstehen; nur daß sie die Farbe der Zeit tragen, in welcher sie vernommen werden.

Es kommt daher alles auf eine richtige Deutung an.

Wir glauben die wahre Ursache der allgemeinen Unruhe in Europa enthüllt zu haben. Wie könnte es uns jetzt noch schwer werden, die einzelnen Erscheinungen zu deuten, die man wohl Zeichen der Zeit nennt und die, als solche, ihren Grund in der Unbekanntschaft mit der wahren Ursache bevorstehender Veränderungen haben!

Wenn Völker und Völkerschaften nach einem Vertretungs-System ringen: so ist dies nur ein Beweis ihrer Liebe für ihre Dynastieen; denn sie ahnen die Nothwendigkeit einer innigern Vereinigung, als bisher Statt finden konnte. Wenn die richtige Behandlung des Geldes mehr als jemals ein Gegenstand ernster Untersuchungen ist: so rührt dies daher, daß man ahnet, im Gelde werde die Gesellschaft behandelt, und nichts lasse sich in der Gegenwart weniger vertheidigen, als Luxus und Verschwendung. Wenn der allgemeine Unwille sich gegen die Privilegien richtet: so hängt dies mit der Ueberzeugung zusammen, daß jede Verminderung der Gesammtkraft in Zeiten der Gefahr als ein Unglück zu betrachten sey. Wenn die höchste Oeffentlichkeit gewünscht oder gefordert wird: so geschieht es, weil man fühlt, daß man sich mehr, als jemals, gegen Ueberraschungen bewahren müsse.

So lassen sich viele andere mißverstandene Erscheinungen erklären, welche der Zeit angehören, nur daß es unmöglich ist, diese wichtige Materie zu erschöpfen, ohne statt einer Abhandlung ein Buch zu schreiben.

Wahr ist, daß es nie eine Zeit gegeben hat, wo sich die Gesellschaft im Großen mehr ins Licht drängte; wahr ist aber zugleich, daß zu keiner Zeit noch mehr auf dem Spiele stand. Die ganze Entwickelung, welche das westliche Europa durch die Eroberung des amerikanischen Festlandes gewonnen hat, ist bedroht; und schwerlich läßt sich durch einen endlichen Verstand bestimmen, wie viel davon gerettet werden wird. Nur das Einzige ist erwiesen, daß, weil die ganze amerikanische Welt unabhängig wird von den Bestimmungen der europäischen, die gesellschaftlichen Verhältnisse der letzteren einen Charakter annehmen werden, der ihnen bisher fremd war. Ist der Handel zuletzt nichts anderes, als die Gesellschaft selbst, und hatte der europäische Handel sein wesentliches Fundament bisher in der Unfreiheit eines unermeßlichen Festlandes jenseits des Oceans: so folgt daraus, daß das spanische Amerika nicht, gleich den übrigen Theilen dieses Continents, frei werden kann, ohne den gesellschaftlichen Bestrebungen in Europa eine andere Richtung zu geben. Jene großen Gewinne, welche bisher für Europa Statt fanden, fallen hierdurch ganz von selbst weg; und sagt man zu viel, wenn man behauptet, daß hiermit eine vollkommnere Gleichstellung aller gesellschaftlichen Verrichtungen verbunden seyn werde?

Doch was hilft es, dies noch weiter zu verfolgen!

So wie bisher alle Jahrhunderte sich durch sich selbst vollendet haben, ohne daß die Vernunft des Einzelnen einen wesentlichen Einfluß darauf gehabt hätte, so wird sich auch das gegenwärtige durch sich selbst vollenden. Und so genügt es uns, den Zeitgenossen die Quelle angezeigt zu haben, aus welcher in der nächsten Zukunft die Hauptbegebenheiten abfließen werden; glücklich, wenn wir dazu beigetragen haben sollten, daß der Fehlgriffe und Verirrungen weniger sind.

Bemerkungen über das Deficit.

Die Natur hat das Daseyn des Menschen möglich gemacht durch Thätigkeit oder Anstrengung seiner Kräfte.

Zu dem Ende gab sie dem Menschen:
erstlich den Boden, auf dem er lebt, und in, auf und über demselben eine unzählbare Menge Stoffe, als Werkzeuge und Förderungsmittel seiner Thätigkeit;
zweitens legte sie in den Menschen eine ins Unendliche gehende Menge von Anlagen und Talenten.

Diese einzeln, oder in größerer Anzahl, je nachdem der Mensch auf ihre Ausbildung Zeit und Mühe verwandte, auf die Benutzung und Vervollkommnung jener Stoffe angewendet, geben als Resultat das, was man Arbeit überhaupt, und gesellschaftliche Arbeit nennt, so wie sie dazu dienen, das eigene und dadurch zugleich alles Wohl der Gesellschaft zu befördern. Denn so wunderbar hat es die Natur im Leben eingerichtet, daß Niemand für sein eigenes Wohl mehr oder weniger thätig seyn kann, ohne zugleich das Wohl der Gesellschaft dadurch zu befördern; so wie umgekehrt der Einzelne um so schwächer dasteht, je weniger für das Wohl des Ganzen gesorgt ist.

Arbeit, dies Wort in seinem weitesten Sinne ge-

nommen, ist es also, was als das Product oder das Resultat aller Anstrengungen, aller Thätigkeit des Menschen angesehen werden muß.

Das Ausgleichungsmittel aber aller gesellschaftlichen Arbeiten unter einander, wodurch es möglich wird, daß Jeder ohne Unterschied die Arbeiten des andern mit Leichtigkeit sich aneignen, und zu seinem eigenen Nutzen verwenden kann, ist das, was man Geld nennt; wobei es keiner Erinnerung bedürfen wird, daß, wenn gleich der als Geld dargestellte Stoff — Gold und Silber in ihrer Gestalt als Münze und alles, was sich als ihr Surrogat angeben möchte — ebenfalls den gesellschaftlichen Arbeiten zugezählt werden muß, doch das Geld in der Idee mit diesen nichts gemein hat, sondern ewig nur als Ausgleichungsmittel dieser verschiedenen Arbeiten unter einander dasteht.

Wir haben dies Wenige voranschicken zu müssen geglaubt, um in dem Folgenden für den Leser so wenig als möglich Anstoß zu erregen, und gehen nun zu unserer eigentlichen Abhandlung selbst über.

Zu den auffallendsten Erscheinungen unserer Zeit nehmlich gehört unstreitig das, was man mit dem Namen des Deficit belegt, und was gegenwärtig fast, in allen den Staaten, die kein Bedenken getragen haben, ihren Finanzzustand öffentlich bekannt zu machen, sich zeigt. Nehmen wir nur die beiden mächtigen Reiche England und Frankreich, oder unter den kleinen Staaten Baiern und Baden: überall tritt in den Finanzen dies sogenannte Deficit hervor; ja, wenn wir nicht ganz unverbürgten Nachrichten, trauen dürfen, so zeigt sich

selbe gegenwärtig selbst in solchen Staaten, welche sonst hinsichtlich ihrer Finanzwirthschaft als ein Muster für alle übrigen angesehen wurden.

Fragen wir nun zunächst, was unter diesem Deficit eigentlich gedacht werden müsse: so ist der gemeine Verstand sogleich bereit, sich dahin zu erklären, daß unter demselben derjenige Zustand zu verstehen sey, wo in den Finanzen eines Staats die Ausgaben die Einnahmen übersteigen. Und eben so geneigt ist die gewöhnliche Meinung, da dieser Zustand ohne Weiteres als ein Radikal-Uebel angesehen wird, hieraus den Schluß zu ziehen, daß, um ein Deficit zu heben, keine andere Wege übrig seyen, als entweder die Ausgaben des Staats zu beschränken oder die Einnahmen desselben zu erhöhen.

Ersteres wird gemeiniglich für das einfachere und leichtere Mittel angesehen, und die Regierungen müssen in der Regel viel Tadel und Unwillen des Volks über sich ergehen lassen, wenn sie nicht sofort die nach der Meinung des großen Haufens gar keinen Schwierigkeiten unterworfenen Ersparungen eintreten lassen.

Dennoch muß es, wenn wir die Erfahrung zu Rathe ziehen, mit diesen Ersparungen und Beschränkungen der Ausgaben keine so ganz leichte Sache seyn, daß der bloße Wille der Machthaber und ihrer Minister dazu hinreichte, solche zu bewirken, und Einnahme und Ausgabe ins Gleichgewicht zu bringen. Denken wir nur an den Anfang der französischen Revolution zurück, wo ebenfalls in den Finanzen ein Deficit von ungefähr 150 Millionen Livres sich zeigte, oder blicken wir auf

den gegenwärtigen Zustand Englands, wo das seit mehr als 100 Jahren sich jährlich mehrende Deficit endlich eine Schuldenlast von nahe an 1000 Millionen Pf. Str. herbeigeführt hat. Wollen wir annehmen, daß, wenn es bloß auf den Willen Ludwig XVI. und seiner Minister Calonne, des Grafen v. Brienne und Neckers angekommen wäre, so wie gegenwärtig der Leiter des englischen Finanzwesens, nicht sofort die Ausgaben auf das unumgänglich nothwendige Bedürfniß beschränkt, oder die Schulden sofort, wenigstens zum Stillstand gebracht seyn würden? So wie wir das ja auch den Regierungen sämmtlicher übrigen Staaten, die mit einem Deficit abschließen, zutrauen können, daß sie, bei dem zum Theil übergroßen Geschrei, das man in manchen Ländern über die angeblich ganz übertriebenen Ausgaben erhoben hat, sofort Ersparungen eintreten lassen würden, wenn hierbei nicht allerlei Schwierigkeiten in den Weg träten, die es selbst mancher Volks-Repäsentation unmöglich machten, ungeachtet der pomphaftesten Reden und Deklamationen, hierin etwas Wesentliches zu bewirken.

Für noch schwieriger hält man nun insgemein „bei den schon so hoch gespannten Abgaben in den meisten Staaten" die Erhöhung der Einnahmen. Englands Beispiel, das seit länger als 100 Jahren fast ohne Unterbrechung alljährlich seine Abgaben und somit die Einnahmen der Regierung sich hat erhöhen sehen, sollte freilich hierin ein anderes lehren, da die Abgaben keines anderen Landes mit den seinigen auch nur einen Vergleich aushalten. „Aber," so tönt hier der ewige Refrain, „mit England ist das etwas anderes!" Freilich

wohl, so lange es noch Lehrer der Staatswirthschaft wie vielleicht Financiers giebt, welche in Ernste uns glauben machen, der Nationalreichthum und das Nationaleinkommen eines Staats sei in Zahlen zu berechnen, um hierauf nicht bloß ein Abgabe-System zu gründen, sondern um auch bei Heller und Pfennig zu bestimmen, wie viel auf den Kopf an Steuern ausgeschrieben werden müsse, und welches der absolut höchste Satz sey, den ein Volk tragen könne, wenn es nicht unter der Last seiner Abgaben erliegen solle: wie kann man da erwarten, wenn dergleichen Lehren vielleicht auf eine Staatsverwaltung selbst Einfluß haben, hinsichtlich der ganzen Finanz-Verwaltung und namentlich in Hinsicht der Steuererhebung richtige, auf die Natur der Gesellschaft gegründete Einrichtungen zu Stande gebracht zu sehen! Das National-Vermögen eines Staats in Zahlen darstellen zu wollen! Als ob so etwas überhaupt nur möglich wäre! als ob hierbei nur Grund und Boden und was in und auf demselben befindlich ist, in Betracht gezogen werden müßte! als ob es hierbei nicht ganz vorzüglich auf die in einem Volke wohnende Geisteskraft ankäme! —

So wie es mit dem einzelnen Menschen beschaffen ist, so nicht anders ist es ja mit einem ganzen Volke. Das National-Vermögen kann nie etwas anderem, als dem gleich seyn, was der Geist eines Volks aus Grund und Boden und den ihm in und auf demselben von der Natur verliehenen Schätzen zu machen versteht und welche A u f f o r d e r u n g es d a z u von s e i n e r R e g i e r u n g e r h ä l t. Welcher Berechnung aber will man

den Geist eines Volks, und was derselbe hervorzubringen und zu schaffen vermag, unterwerfen? Und gesetzt, es wäre möglich, den Ertrag der Aecker und Waldungen und den Werth der vorhandenen Natur- und Kunstproducte für irgend einen angenommenen Zeitpunkt in Zahlen zu bestimmen — wiewohl dergleichen Berechnungen aus leicht einzusehenden Gründen, stets die schwankendsten und gehaltlosesten von der Welt seyn müssen — welche Schlüsse will man nun für die Zukunft daraus ziehen, oder welche Resultate namentlich für das Abgabe-System eines Landes daraus herleiten? Alles kommt ja zuletzt, wie gesagt, wieder auf die Regierung selbst an, wie diese das, was die Natur verlieh, und vor allem, wie sie den Geist ihres Volkes zu benutzen und anzuregen versteht. Wie so ganz etwas anderes war z. B. — um hier jede Beziehung auf die Gegenwart zu vermeiden — das alte Aegypten unter den drei ersten Ptolemäern — das kräftigste, reichste und glücklichste Reich auf Erden, der Mittelpunkt des Welthandels und jeglicher Kunst und Wissenschaft; und zu welchem Elend und zu welcher Verworfenheit sank dies von der Natur begünstigte Land herab, als der vierte Ptolemäer (Philopator) eine Reihe schlechter Könige eröffnete, die, ohne Sinn und Ahnung ihres erhabenen Berufs, bis zu der berüchtigten Kleopatra herab, nur Schwächen, Thorheiten, Ausschweifungen und Grausamkeiten zu begehen im Stande waren, und Land und Volk gänzlich entkräfteten und zu Grunde richteten, ungeachtet der Ertrag von Grund und Boden vielleicht in keinem anderen Lande so gleichbleibender Natur ist, wie in Aegypten!

Doch es sey uns erlaubt, jetzt noch einmal zu der Frage zurückzukehren: was unter dem Deficit eigentlich zu verstehen sey, und damit den Lauf unserer eigentlichen Untersuchung zu beginnen.

Der Mensch ist von Natur zum Leben in der Gesellschaft bestimmt, da er ohne dieselbe nicht existiren kann, sondern als Eigenwesen sofort vernichtet seyn würde.

In welchem Geheimniß auch der Ursprung der menschlichen Gesellschaft gegründet seyn mag: so lehrt doch sowohl die Geschichte, wenn wir dieselbe bis in ihr tiefstes Dunkel hinab verfolgen, als die Entdeckungen der Seefahrer bis auf die neusten Zeiten herab solches bestätigen, daß die Gesellschaft in ihren ersten Elementen stets auf eine sehr einfache Weise sich zeigt. Ueberall nämlich finden wir unter den einzelnen Gliedern derselben nur sehr wenig eigentliche Berührung und gegenseitigen Austausch: fast gänzlich ist Jeder noch auf sich beschränkt und sucht ohne Hülfe der Andern seine Bedürfnisse zu befriedigen. Nur wenn es gilt, Angriffe von außen abzuwehren oder umgekehrt Angriffe nach außen zu machen: da ist sofort Vereinigung, da tritt sofort das gemeinsame Oberhaupt deutlich hervor, das bei Schlichtung von Privathändeln ebenfalls nur seltener und weniger in Betracht kam, da ist sofort das Streben Aller auf Einen gemeinschaftlichen Zweck sichtbar.

Dies alles wird aber zusammengesetzter und verwickelter, so wie die Gesellschaft wächst. Die gegenseitigen Berührungen und Interessen vermehren sich; immer größere Reibungen entstehen; die Kräfte entwickeln sich

in immer größerer Anzahl; immer schwieriger wird es, alle diese verschiedenartigen Kräfte zu regeln und so in Schranken zu halten, daß über die Bestrebungen der Einzelnen das Wohl des Ganzen nicht zu Grunde geht. Noch ragt der einzelne Anführer als Oberhaupt vor allen empor; aber wie groß auch seine Kraft und Ueberlegenheit gedacht werden mag, er reicht als Einzelner zuletzt nicht mehr hin, alle Händel zu schlichten, allen Anforderungen der Einzelnen zu genügen, im Kriege der alleinige Anführer zu seyn. Und mag er gleich dem Moses „vom Morgen bis zum Abend sitzen, (conf. II. Mos. 18, v. 13. seq.) das Volk zu richten:" das Geschäft wird am Ende zu schwer, und er kann es allein nicht vollführen; kluge und redliche Leute vielmehr thun Noth, als Gehülfen und Genossen des oberrichterlichen und Anführeramts. So bildet sich allmählig das aus, was wir Regierung nennen.

Sollen aber der Regent und seine Gehülfen von jetzt an ununterbrochen nur für das innere und äußere Wohl der Gesellschaft thätig seyn; und alle die mannigfaltigen Anstalten ausführen, welche mit der Zeit beides erfordert: so folgt von selbst, indem sie so alle ihre Zeit und Kräfte dem Wohl der übrigen widmen, und mithin für ihre eigene Subsistenz nur wenig sorgsam seyn können, daß

auf der einen Seite, die übrigen Glieder der Gesellschaft einen Theil des durch ihre Kraft Erworbenen — ihres Vermögens — hergeben müssen, um jene zu unterhalten;

auf der andern Seite aber, daß es der Regierung frei

stehen muß, über die Zeit und Kräfte, oder die Arbeiten der übrigen in so weit zu verfügen, als solche erforderlich sind, um, was das Wohl und die Sicherstellung des Ganzen erfordert, zu Stande zu bringen. Nur so lange werden beide im Gleichgewichte sich befinden; die Regierung wird aber sofort im Nachtheile stehen, und es wird wahrer Mangel (Deficit) für sie eintreten, wenn sie dieß nicht mehr vermag, und die Kräfte und Arbeiten des Volkes auf irgend eine Weise ihr entstehen oder fehlen.

Alle jene Leistungen aber werden indessen so lange durch Naturproducte und überhaupt durch die persönlichen Arbeiten jedes Einzelnen geschehen, als das Geld seine Rolle in der Gesellschaft noch nicht zu spielen angefangen hat; wenigstens nicht in dem Maße, wie gegenwärtig.

Daher wird in diesem Zustande der Gesellschaft recht eigentlich das sogenannte physiokratische System Statt finden. Ein Jeder giebt einen bestimmten Theil von den Erzeugnissen seines Grundes und Bodens; ein Jeder muß einen Theil seiner persönlichen physischen Kräfte aufwenden, so wie es gemeinsame Unternehmungen gilt. Daher die uralte Einrichtung der Zehntabgaben; daher das gemeinsame Ziehen in den Krieg; daher ein allgemeines Aufgebot, als es z. B. in Aegypten galt, die weltberühmten Pyramiden und zwar die größte unter ihnen zu erbauen: so daß immer 100,000 Menschen drei Monate hinter einander daran arbeiten mußten. Selbst das Lieblingsvolk Jehova's, die Kinder Israels, konnte in solchen Zeiten, wo die Kraft des

Geldes noch wenig oder gar nicht bekannt war, keine Gnade in den Augen der Aegypter finden: sondern, da man dem Pharao die Städte Pithon und Raemses zu Schatzhäusern baute, mußten auch sie den Arbeiten des Staats ihre Kräfte widmen, und man setzte Frohnvögte über sie, die sie mit schweren Diensten drückten. Und ungeachtet ihrer Abneigung gegen solche Anstrengung und ihres Hanges zum Herumstreifen, zwangen die Aegypter sie dennoch zu Diensten, und „machten ihnen ihr Leben sauer mit schwerer Arbeit in Thon und Ziegeln." An ein Loskaufen oder ein Ausgleichen mit Geld war also damals gar nicht zu denken, sondern Jeder mußte in Person die Dienste und Arbeiten verrichten, die der Staat von ihm begehrte; so wenig wie an eine Remuneration derselben gedacht wurde. Der Kriegsmann mußte im Felde für seinen Unterhalt selbst sorgen, und über den Kostenaufwand bei Erbauung der größten Piramide wußte der Führer des Herodot, ein Priester, demselben nichts weiter zu sagen, als daß die Summe dessen, was die Arbeiter an Rettichen, Zwiebeln und Knoblauch verzehrt hätten, an 1600 Talente betragen habe.

Werfen wir nun die bestimmte Frage auf, ob auch in solchem Gesellschaftszustande ein Deficit möglich sei: so wird aus dem bisher Gesagten so viel klar seyn, daß wir freilich in unserm Sinne des Worts, wo man dasselbe nur auf die baaren Geld-Einnahmen und Ausgaben des Staats anwendet, diese Frage verneinen müssen. Sehen wir aber auf das Wesen der Sache: wer wollte läugnen, daß auch schon damals das Deficit in der Staatsverwaltung sich zeigte und in seinen Wirkun-

gen, so wie man denselben nicht gehörig zu begegnen wußte, keine andere als verderbliche Folgen nach sich zog. Denn so sehr vielleicht das jetzige aufgeklärte Zeitalter hinsichtlich seiner Regierungen vor allen glücklich zu preisen ist, so lehrt doch die Geschichte, daß es wohl zu Zeiten Regierungen gegeben hat, die ihre einzige erhabene Bestimmung, den Staat zu erhalten und zu leiten, verkannten, und nicht sich um des Staates willen, sondern den Staat um ihretwillen vorhanden glaubten, ihr eigenes Wohlbefinden aber über alles setzten. Die Folgen dieses Wahns waren aber in der Regel, daß die Kräfte des Volkes dann über Gebühr angestrengt, und von dem Vermögen und den Arbeiten desselben angeblich auf die Bedürfnisse des Staats mehr aufgewendet wurde, als mit der eigenen Existenz der Staatsbürger verträglich war. Das Ende solches Frevels aber war jederzeit Umsturz und Neugestaltung der bestehenden Verfassung. Nehmen wir statt aller Beispiele nur jenes aus der römischen Geschichte, als wenig Jahre nach der Vertreibung der Könige die bekannte Auswanderung nach dem Mons sacer Statt fand. Recht eigentlich war hier eine Ueberspannung der Kräfte des Volkes vorausgegangen. Fast ununterbrochene Kriege hatten den Landbau und mit ihm die Nahrungsquelle des römischen Bürgers vernichtet; übermäßige Arbeit, deren Früchte größtentheils auf die herrschenden Familien, die Patricier, übergingen, hatten den Muth des Volkes gelähmt, und ihm für sein Wohlbefinden nichts übrig gelassen; seine Kraft war vernichtet, es war in Schulden gestürzt, Verzweiflung hatte sich seiner bemächtigt. Es

brach ein neuer Krieg aus: das Volk verweigerte, aus Mangel an Subsistenz und ohne Aussicht des Unterhalts im Kriege, die Dienstleistung. Die Regierung, auf solche Weise der zur Führung des Krieges nöthigen Mittel und Kräfte beraubt — also wahrhaft im Zustande eines Deficit, wo nach unserer Weise die Fonds fehlten, die Armee mobil zu machen — wagt, vom Feinde bedrängt, das Aeußerste, und sucht, einen Dictator an die Spitze stellend, durch Versprechungen noch einmal das Volk in Bewegung zu setzen. Man schlägt den Feind; aber den Plebejern wird nach Abwendung der Gefahr nicht Wort gehalten, und keine Erleichterung ihrer Lasten ihnen bewilligt. Es erfolgt die bekannte Auswanderung auf den Mons sacer; und mit ihr erreicht das Deficit und durch dieses die Verlegenheit der Regierung den höchsten Grad. Das Feld bleibt ungebauet, der Feind streift ungehindert in das römische Gebiet, der ganze Waffendienst in Rom ruht auf den Patriciern; alle Macht und Kraft ist dahin, und der Staat sieht aus Mangel der Dienste, die das gemeine Wohl fordert — damals besonders der Kriegsdienste, sich dem Untergang nahe. Die Regierung, ihre Schwäche erkennend, kommt endlich zur Besinnung: man unterhandelt, erläßt dem Volk die Schulden, und die heiligen Volkstribunen mit ihren fürchterlich großen Rechten sind das Resultat und das Ende dieser Staats-Revolution.

Wer sieht nicht, daß, ungeachtet hier von baaren Geld-Einnahmen und Ausgaben gar keine Rede ist, doch ein Deficit für die Regierung Statt fand, wie nur irgend je eins Statt gefunden hat, wo der Staat nämlich

Kraft-Anstrengungen zu machen hatte, ohne daß bei der früheren Erschöpfung die Mittel dazu noch vorhanden waren; und wo die Regierung endlich keine andere Rettung ersahe, als die Verfassung selbst neu zu gestalten, und Vertreter der Volks-Rechte zu gewähren. Gerade wie in neuern Zeiten das Deficit in einem benachbarten Staate keine andern Erscheinungen zu Wege gebracht hat.

Doch suchen wir zu einer noch klarern Ansicht von diesem Deficit zu gelangen.

Werden wir nämlich gleich im Allgemeinen annehmen können, daß ein Deficit jedesmal da zum Vorschein tritt, wo die Regierung in dem Besitz von weniger Kraft sich befindet, als ihr Bestehen und das des Staats erfordert: so gewinnt die Sache doch eine eigenthümliche Gestalt, sobald in einem Staate die Verhältnisse so mannigfach und zusammengesetzt geworden sind, daß die Idee des Geldes, als allgemeinen Ausgleichungsmittels von gesellschaftlicher Arbeit, ins Leben getreten ist.

Soll nämlich der Staat das leisten, was der einzelne Staatsbürger von ihm erwartet, soll er den Gliedern der Gesellschaft Sicherheit und überhaupt Gewähr für ihre Existenz geben: so bedarf es, wie wir gesehen haben, des Schutzes von Außen, und der Sicherheit im Innern; so bedarf es einer Regierung und Anstalten der mannigfaltigsten Art. Beides, sowohl die Regierung, wie alle diese Anstalten, wollen unterhalten seyn. Der einzelne Staatsbürger kann also nicht bloß für sich leben, nicht bloß für sein eigenes Wohl arbeiten und thätig seyn: sondern er muß einen Theil seiner Kräfte zugleich

auf das Bestehen der Regierung, und auf die Erhaltung jener Anstalten verwenden.

Ward aber für beides in jenen ältesten Zeiten die unmittelbare Arbeit selbst in Anspruch genommen, so begnügt sich gegenwärtig der Staat in den meisten Fällen mit einem Aequivalent in baarem Gelde. Nicht mehr also verlangt der Staat, daß gegenwärtig alle ohne Ausnahme selbst Hand anlegen, so wie es die Ausführung von Bauten gilt, welche zur Erhaltung der Sicherheit von Außen oder im Innern, bestimmt sind; nicht mehr schreibt der Staat die Lieferung von Pferden, Waffen und anderen Kriegsbedürfnissen aus, so wie es die Vertheidigung des Landes gegen einen auswärtigen Feind gilt; nicht mehr fordert die Regierung vom Landmanne oder vom Handwerker den Zehnten oder einen andern Theil aller erzeugten Producte oder Fabrikate in natura, als z. B. an Korn, Wein, Kleidungsstücken, Handwerksgeräth u. s. w., um das, was zur Beförderung des allgemeinen Wohls von allen diesen Dingen nothwendig ist, daraus zu bestreiten. Wohl aber legt sie als Aequivalent und gleichsam als Abstract aller dieser gesellschaftlichen Arbeiten sämmtlichen Staatsbürgern eine Steuer in Gelde auf, um das Mittel zu erhalten, gerade nur diejenigen Dienste und Arbeiten sich anzueignen, welche das allgemeine Wohl erfordert.

Der Grund hiervon ist leicht einzusehen. So groß nehmlich die Menge und Mannigfaltigkeit der Dienste und Arbeiten auch ist, welche die Sorge für das allgemeine Wohl erfordert: so kommt sie doch bei weitem der Menge und Mannigfaltigkeit nicht gleich, welche durch

die gegenwärtig Statt findende Theilung der Arbeit hervorgebracht ist. Hat letztere indessen nur dadurch bewirkt werden können, daß die Idee des Geldes ins Leben getreten ist: so würde die Regierung eines Staats sich in der größten Verlegenheit befinden, wenn es ihr nicht erlaubt wäre, von eben diesem Ausgleichungsmittel aller gesellschaftlichen Arbeit Gebrauch zu machen. Denn sobald sie von allen den unzähligen Arbeiten sich noch fortdauernd, wie in jenen frühern Zeiten, einen Theil zu Befriedigung ihres und des allgemeinen Bedürfnisses, in natura aneignen wollte: welchen Gebrauch sollte sie doch z. B. von dem nicht zu nennenden mannigfaltigen Spielgeräth machen, das sonst und zum Theil noch jetzt Nürnbergs sinnige und erfindungsreiche Künstler lieferten, oder von jenen Kunstproducten, die das Genie eines Wieland, oder der Pinsel eines Mengs ins Leben gerufen; so wie diesen Künstlern umgekehrt schlecht damit gedient seyn würde, wenn das allgemeine Aufgebot auch an sie erginge, zur Anlage dieser oder jener Festung Schanzarbeiten zu übernehmen, oder in den Bergwerken des Staats von Zeit zu Zeit zu arbeiten, um edle und unedle Metalle zu Tage zu fördern.

Dessen ungeachtet aber darf bei allen sogenannten Steuern und Abgaben, welche der Staat gegenwärtig in baarem Gelde erhebt, schlechterdings die Idee nicht aus dem Auge verloren werden: daß alle diese Gelder nur das Aequivalent für die Arbeiten und Dienste sind, welche eigentlich ein jeder Staatsbürger für das allgemeine Wohl in natura leisten sollte; und daß sie für die Regierung nur

das Mittel oder vielmehr den Fond abgeben, um diejenigen daraus zu remuneriren, welche ganz oder vorzugsweise ihre Kräfte dem allgemeinen Wohl widmen, und alle diejenigen Dienste und Arbeiten ausführen, welche das allgemeine Wohl nothwendig macht.

Also auch in diesem Falle verläugnet das Geld seinen Charakter als allgemeines Ausgleichungsmittel aller gesellschaftlichen Arbeit keinen Augenblick; und erhält mithin auch für die Regierung nur in so fern Bedeutung, als es der Repräsentant aller der Dienste und Arbeiten ist, welche von dem einzelnen Staatsbürger geleistet werden müssen, um den Staat selbst zu erhalten. Die gewöhnliche Phrase: die Einnahmen und Ausgaben dieses oder jenes Staates belaufen sich auf so und so viel Hunderttausende oder Millionen, heißt also in ihrer wahren Bedeutung nichts anders, als: um zu bestehen und alle die Anstalten, welche das gemeine Wohl erfordert, zu erhalten und auszuführen, bedarf der genannte Staat eine solche Masse oder Quantität gesellschaftlicher Arbeit, daß sie, durch Geld remunerirt, einer Summe von so oder so viel Hunderttausenden oder Millionen gleichkommt.

Da es sonach in dem Zustande, worin alle cultivirte Staaten sich gegenwärtig befinden, zu den Unmöglichkeiten gehört, die Dienste und Arbeiten, welche das gemeinsame Wohl erfordert, so unter die Mitglieder des Staats zu vertheilen, daß jeder Einzelne seinen Beitrag noch in natrua leisten könnte, und mithin das Ausgleichungsmittel aller gesellschaftlichen Arbeit, das Geld,

auch hier ins Mittel treten muß; so entsteht jetzt die erste Frage: nach welchen Grundsätzen soll nun der Geldbeitrag so von den Einzelnen erhoben werden, daß er wirklich als der Repräsentant und als das Aequivalent dessen erscheint, was das Individuum an Natural-Arbeit eigentlich hätte liefern sollen.

Wir bemerken hierüber Folgendes.

Wenn wir nehmlich immer wieder darauf zurückkommen müssen, daß dasjenige, was der Mensch vor allem bezweckt, Erhaltung seiner Existenz ist; daß hierin alle gleiche Ansprüche machen; daß er nur darum in dem Staatsverein ausdauert, und sich alle Beschränkungen, die ein solcher Zustand mit sich führt, gefallen läßt, weil er nur in dem gesellschaftlichen Leben seine Existenz retten kann: so folgt von selbst, daß der Staat, mit allen seinen Instituten und Einrichtungen, und, an der Spitze derselben, die Regierung — nur vorhanden sind, um die Existenz des Individuums möglich zu machen und zu gewähren; nicht aber umgekehrt, daß die Einzelnen bloß vorhanden sind, um den Staat mit seinen Einrichtungen ins Leben zu rufen. Mit andern Worten: die Existenz des Menschen ist der Zweck; der Staatsverein das bloße Mittel dazu.

Muß aber dieß zugestanden werden, so ergeben sich hieraus ganz von selbst nachstehende Folgerungen:

a) Der Staat darf von keinem Individuum mehr der allgemeinen Arbeiten und Dienste verlangen, als mit der persönlichen Existenz desselben verträglich sind.

b) Jeder Staatsbürger muß zu dem, was das

allgemeine Wohl erfordert, verhältnißmäßig auf gleiche Weise beitragen; eine Bevörtheilung des Einen vor dem Andern darf nicht Statt finden.

c) Die Dienste und Arbeiten, welche die einzelnen Glieder für das Ganze leisten, müssen mit den Vortheilen, welche für die Individuen gegenseitig hieraus entspringen, in Verhältniß oder in Uebereinstimmung stehen.

Zur näheren Erläuterung setzen wir noch Folgendes hinzu.

Zu a) Wenn nämlich der Staat von dem Einzelnen mehr Dienstleistungen fordern wollte, als mit der eigenen Existenz des Individuums verträglich wäre: so ist klar, daß der Staat alsdann gegen sich selbst wüthen und seinen eigenen Untergang bereiten würde. Denn zum Mindesten würde hier eine Ueberspannung, wo nicht geradezu Vernichtung, der Kräfte Statt finden. Jede Ueberspannung aber bereitet Kraftlosigkeit und Schwäche; und der unmittelbare Begleiter des Gefühls der Schwäche ist Mißmuth und zuletzt Verzweiflung. Aufstand und Empörung und in ihrem Gefolge Umsturz der bestehenden Verfassung sind die steten Begleiter einer solchen Ueberspannung der Kräfte eines Volks. Die alte, wie die neuere und neuste Geschichte sind voll von Beispielen, welche die Wahrheit dieses Satzes bestätigen.

Zu b) Auch von der Wahrheit des Satzes: daß ein jeder Staatsbürger zu den Diensten, welche das allgemeine Wohl erfordert, verhältnißmäßig auf gleiche Weise beitragen müsse, ist heut zu Tage Jedermann überzeugt.

Die Hauptschwierigkeit, die sich der Ausführung die-

dieses Satzes entgegen stellt, ist nun: wie für die Ausmittelung dieses Verhältnisses ein allgemeines Princip aufgefunden werden solle.

Anfangs hatte die Sache unstreitig weniger Schwierigkeit. Wo Theilung der Arbeit noch wenig oder gar nicht vorhanden ist; wo vielmehr größten Theils nur noch Gleichheit der Beschäftigungen Statt findet, von denen alle ungefähr ein gleiches Maaß von Kraftaufwand erfordern; wo ferner die Dienste und Arbeiten, welche das allgemeine Wohl nothwendig macht, eben so einfach sind: da muß es leicht seyn, zu bestimmen, auf welche Weise und wie viel ein Jeder zu dem Bedürfniß des Staats beitragen soll.

Aber wie ganz anders heut zu Tage in unsern cultivirten Staaten, wo nicht nur die Anforderungen, welche das allgemeine Wohl macht, die allermannigfaltigsten sind, sondern wo auch, bei größt möglicher Theilung der Arbeit, die Kräfte der einzelnen Staatsbürger in physischer, wie in geistiger Hinsicht, die verschiedenartigste und mannigfaltigste Ausbildung erhalten haben, und wo folglich die Ansprüche, welche jedes Individuum hinwiederum an den Staat hinsichtlich der ihm zu gewährenden Sicherheit und des Schutzes für seine Person macht, eben so mannigfaltig sind! Wie soll hier jenes Princip aufgefunden und festgestellt werden!

Denn wie so ganz anders verhält es sich z. B. mit dem Tagelöhner, der zufrieden ist, wenn durch das Leben im Staate ihm die Sicherheit gewährt wird, daß er ungestört und sicher vor seiner Mitgenossen und äußerer Feinde Angriffe, alle Morgen sein tägliches Brodt

mit der Axt oder dem Spaten in den Händen, verdienen könne; und wie so anders mit dem reichen Gutsbesitzer, dem tausend Aecker Landes gehören, der Viehheerden und Forsten, Brauereien und Brennereien, Kalköfen und Mühlen mancherlei Art, besitzt, dessen Wagen die Landstraßen, dessen Schiffe vielleicht die Meere und Ströme füllen, der mit seinen Producten ferne Länder versorgt, und mit seinen Speculationen bis zu weit entlegenen Gegenden dringt! Auch er steht gleich jenem zuletzt nur als Individuum und Familienvater da; aber welche ganz andere Anforderungen macht er an den Staat, welche Institute, welche Einrichtungen müssen sich vereinen, um ihm Schutz und Sicherheit für die ganze Ausbildung und Entwickelung seiner Kraft zu gewähren! Wieder anders verhält es sich mit dem Künstler, der vor seiner Staffelei und in seiner Werkstätte nur den Ideen des Schönen lebt; wieder anders mit dem Kaufmann, der von seinem Comptoir aus mit den fernsten Welttheilen in Berührung tritt; anders mit dem Gelehrten, anders mit dem Handwerker, anders mit dem Krieger, anders mit dem vorzugsweise sogenannten Staatsdiener. Alle verbindet zuletzt Ein Zweck; alle leben im Staate, alle erwarten von ihm Schutz und Sicherheit für die individuelle Entwickelung ihrer Kraft; alle sind gegenseitig überzeugt, daß jeder nach seinen Kräften zum Bestehen des Staats beitragen müsse: aber wie nun das allgemeine Princip auffinden, wonach diese Kraft des Einzelnen zum Bestehen des Ganzen in Anspruch genommen werden soll?

Hier zeigen sich, wie gesagt, für die Wirklichkeit

unendliche Schwierigkeiten, so einfach auch jenes Princip in der Idee sich aufstellen läßt. Denn zuletzt läuft alles auf folgenden einfachen Satz hinaus:

Um so viel du als Individuum, für dein Entstehen und die ungestörte Entwicklung deiner Kraft Ansprüche an den Staatsverein machst, und je mehr dir das Ganze dafür Gewähr leisten soll: um so viel mußt du gegenseitig auch dem Ganzen Ansprüche auf deine individuelle Kraft verstatten, oder je mehr ist das Ganze berechtigt, zu *seiner Erhaltung* von deiner Kraft in Anspruch zu nehmen.

Dieser allgemeine Satz ist überall leicht gefunden. Fragen wir aber, was seine Anwendung auf die Wirklichkeit so überaus schwierig macht: so ist der Grund kein anderer, als weil *die Kraft etwas Geistiges, und mithin etwas Unendliches* ist, für welche *ein sichtbarer Maaßstab gar nicht aufgefunden werden kann.*

Schon hieraus leuchtet also die Thorheit aller der Systeme von Staatswirthschaft ein, die sich, namentlich hinsichtlich der Finanzwissenschaft und der Erhebung der sogenannten Staatseinnahmen, als die einzig richtigen darstellen, wie das in neueren Zeiten wohl mit dem so sehr mißverstandenen physiokratischen System der Fall gewesen ist.

Wäre nun hier vielleicht der Ort, alle *diese* Systeme einer Kritik zu unterwerfen, so muß der Verfasser sich doch diese Prüfung bis zu einer andern Zeit aufsparen — vorausgesetzt, daß ihm seine anderweitigen Geschäfte Zeit und Muße dazu gestatten — um sich in dem

vorliegenden Aufsatze nicht zu weit von dem vorgesteckten Ziele zu entfernen.

So viel wird bereits klar seyn, daß alles, was man gemeinhin Vermögen nennt — möge dasselbe nun in Naturproducten, oder in Kunsterzeugnissen oder in baaren Geldsummen, als Anweisungen auf alle jene Gegenstände, bestehen — nur immer einen sehr unsichern Maaßstab für die Dienste und Arbeiten abgeben kann, die sich der Staat von jedem einzelnen Staatsbürger aneignen zu müssen glaubt. Alles, was man Vermögen nennt, ist nähmlich nur ein schwacher Wiederschein dessen, was seine eigentliche Grundlage ausmacht, und was demselben eigentlich Leben und Bewegung giebt: die Kraft des Geistes. Nicht von Grund und Boden, noch sonst von irgend etwas geht sie aus: alles vielmehr ist ihr nur Stoff, die Luft, die den Boden umgiebt, nicht weniger, als das Licht, das ihn erleuchtet und erwärmt. Alle Elemente müssen ihr auf gleiche Weise dienen, ihr Spielraum und ihre Richtungen sind unendlich; für alle aber verlangt sie vom Staate gleiche Freiheit, gleiche Gewähr der Ausbildung; so, wie, umgekehrt, der Staat ihrer in den verschiedenartigsten Beziehungen bedarf. Schließt nun aber das Geld, als allgemeines Ausgleichungsmittel der Erzeugnisse dieser Kraft — der gesellschaftlichen Arbeiten — keinen absoluten Maaßstab in sich: wie sollte es möglich seyn, hier überhaupt einen Maaßstab für den Theil von Kraft aufzufinden, dessen sich der Staat für sein Bestehen von der allgemeinen Kraft, und zwar verhältnißmäßig von der Kraft jedes Einzelnen, aneignen muß? Alles

was hier möglich ist, ist bloße Approximation, bloße ungefähre Schätzung.

Wie diese auf die zweckmäßigste Art anzustellen sey, davon in der Folge vielleicht mehr; jetzt mögen hier nur noch

zu c) ein paar Worte über jenen dritten Punkt folgen, wonach alle Dienste und Arbeiten, welche sich der Staat von den Ausflüssen jener allgemeinen Kraft gleichsam aneignet, mit den Vortheilen in Verhältniß stehen müssen, die gegenseitig von ihm durch die Anwendung dieser Kraft auf die einzelnen Individuen wieder zurückströmen.

Auch die Erklärung dieses Satzes wird weniger Worte bedürfen. Findet nähmlich ein solches Verhältniß nicht Statt, sieht vielmehr der einzelne Staatsbürger, daß durch alle Dienste und Arbeiten, die er zum Gemeinwesen beitragen muß, nicht auch gegenseitig für seine Person solche Vortheile wieder erwachsen, die ihm jenen Aufwand von Kraft ersetzen, zeigt sich also jene Kraft in der Hand der Regierung nicht wiederum schaffend und productiv: so ist eine ganz natürliche Folgerung, daß hier eine Vergeudung der Kraft Statt findet, die, wenn sie anhaltend fortgesetzt wird, zuletzt mit allgemeiner Schwäche endigt. So erfordert allerdings die Vertheidigung des Staatsgebiets, daß, zur Zeit eines feindlichen Angriffs, wo nicht alle, doch die meisten Kräfte darauf hingerichtet werden, die Anfälle des Feindes abzuschlagen, und das Vaterland sicher zu stellen. Wäre nun das Kriegführen heut zu Tage, wie in jenen uralten Zeiten oder bei den Wilden,

der Hauptsache nach, noch nichts weiter, als ein persönlicher Faustkampf der gegenseitigen Parteien, wo jeder auszog mit der gewöhnten Kleidung und Waffe, mit Nahrungsmitteln versorgt, und in persönlicher Tapferkeit allein sein Heil findend: so würde die Sache bald abgethan seyn. Aber welche Vorbereitungen erfordert heut zu Tage ein Feldzug; welche Kenntnisse der Anführer, welche Uebungen der Untergebenen, welche Masse von Arbeit hinsichtlich der Ausrüstung und der Verpflegung! Wollte nun aber eine Regierung die Hauptanstrengungen der Staatsbürger stets nur hierauf gerichtet seyn lassen; wollte sie, aus bloßem Gefallen an kriegerischem Spiele, den Gliedern der Gesellschaft z. B. anmuthen seyn, den größten Theil ihrer Zeit fortdauernd auf kriegerische Uebungen zu verwenden; wollte sie bis zum Uebermaaß ihre Zeughäuser mit Waffen, ihre Magazine mit dem übrigen Kriegsgeräth füllen lassen: wer sieht nicht, daß hier eine offenbare Vergeudung der Kraft Statt finden würde, die zunächst nicht bloß ohne Zweck wäre, sondern, da der Begriff eines bloß militairischen oder Kriegesstaates sich selbst aufhebt — auch den Staat geradezu schwach machen und seinem Untergang entgegen führen müsse. Denn da unstreitig derjenige Staat als der stärkste angesehen werden muß, in dem die Kraft der Staatsbürger nach allen Seiten aufs thätigste, und schaffend und wirksam sich ausbreitet: so folgt von selbst, daß da Schwäche eintreten muß, wo eine Regierung einen großen Theil dieser Kraft zu bloßen Spielereien und zwecklosen Uebungen und zu Anfertigung von Gegenständen verwenden wollte, aus deren Vorhandenseyn

dem Staate kein weiterer Nutzen erwüchse. Gleichwie nichts anderes als Schwäche der Erfolg seyn würde, wenn eine Regierung die Kraft des Volks im Bau von Prachtanlagen — die Niemanden zu Gute kommen, und die zu keinem andern Zweck errichtet werden, als dem Vergnügen des Herrschers und seiner nächsten Umgebung zu dienen — fortdauernd verschwenden wollte. Wogegen es umgekehrt keines Beweises bedürfen wird, welch' eine ganz andere rückwirkende Kraft zweckmäßig gemachte Anlagen von Kanälen und Dämmen und Kunststraßen äußern, so vielen Aufwand von gesellschaftlicher Arbeit sie auch nothwendig gemacht haben.

Es dürfte nach diesen Vorausschickungen nun gar keinen Schwierigkeiten weiter unterliegen, zur völlig klaren und vollständigen Anschauung dessen, was der Begriff des Deficit unter sich faßt, zu gelangen.

Wenn es nähmlich als ausgemacht fest steht, daß jedes Gemeinwesen zu seinem Bestehen eine Menge allgemeiner Dienste und Arbeiten aller Art erfordert: so wird ein Deficit jedesmal da entstehen, wo dieser Dienste und Arbeiten so viele sind, daß sie das Vermögen oder die Kraft der Staatsbürger, solche zu leisten, übersteigen. Oder mit andern Worten: da alle, oder wenigstens der bei weitem größte Theil der Dienste und Arbeiten, welche das Gesammtwohl erfordert, in Gelde ausgeglichen werden: so tritt ein Deficit jedesmal dann ein, wenn die Regierung des Geldes mehr bedarf, um die für das Gesammtwohl erforderlichen Dienste und Arbeiten remuneriren zu können, als von dem Vermögen der Staatsbürger auf directem oder indirectem Wege dazu entnommen werden kann.

Es ist klar, daß wenn ein solcher Zustand absolut oder habituell für einen Staat eintreten sollte, derselbe ohne Rettung seinem Untergang entgegen gehen müßte. Denn der Verfall eines Staates muß nothwendig von dem Zeitpunkt eintreten, wo es an den Kräften und Mitteln fehlt, um das zu vollführen, was seine innere Wohlfahrt und seine Sicherheit von Außen bedingen.

Also dem Deficit muß abgeholfen werden.

Aber wie? das ist die Frage!

Wie schon oben gesagt, so ist man in der Regel gleich mit dem Ausspruche bei der Hand; die Ausgaben müssen vermindert oder die Einnahmen erhöhet werden.

Besonders hat man bis zum Ekel jenen ersten Satz in neueren Zeiten anführen hören. Kam es aber zur Ausführung, und war man begierig, nun wirksame Mittel in Vorschlag gebracht zu sehen; so trafen auch hier jene Horazischen Verse nur zu sehr ein:

Quid dignum tanto fecit hic promissor hiatu?
Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.

Der Grund davon war kein anderer, als weil das, was man die Staatsausgabe nennt, auf das allerinnigste mit dem ganzen innern Organismus und der Stellung des Staats nach Außen zusammenhängt. In den Ausgaben des Staats eine w e s e n t l i c h e Veränderung vornehmen, heißt also zuletzt nichts anderes, als das ganze Seyn desselben selbst ändern; so wie die Staatseinnahmen vermindern, zuletzt nichts anderes heißt, als d i e R e g i e r u n g u m e b e n s o v i e l s c h w ä c h e r m a c h e n, als ihr von den Diensten und Arbeiten der Gesellschaft fortan weniger zu Gebote stehen.

Allerdings sollte bei jeder Staatsverwaltung unstreitig die erste Frage stets die seyn: Sind die Dienste und Arbeiten, welche der Staat seinen Bürgern, als für das allgemeine Wohl erforderlich, auflegt, auch in der That nothwendig? Oder stehen sie mit dem Fond von Kraft, der zu ihrer Vollbringung erforderlich ist, hinsichtlich des Nutzens, den sie dem Gemeinwesen gewähren, in Verhältniß? Denn, wo das nicht ist, da tritt offenbar Verschwendung, und zuweilen selbst Vergeudung der Kräfte des Volks ein.

Aber nur zu häufig finden sich Regierungen hier in dem Falle, daß sie selbst bei dem besten Willen nicht sofort und überall jenes Verhältniß zwischen Kraftaufwand und daraus entspringendem Nutzen eintreten lassen können.

So hat man z. B. in unsern Tagen in manchen Staaten laute Klagen über den zu großen Militair-Aufwand gehört und denselben unbedingt getadelt. Statt dieses Tadels aber würde vor Allem von diesen Eiferern zuvor haben bewiesen werden müssen, daß die jetzige Stellung der europäischen Staaten gegen einander eine so durchaus beruhigende zu nennen, und überhaupt durch die letzten Friedensschlüsse eine so vollendete Ausgleichung aller Nationalverhältnisse zu Wege gebracht sey, daß es des Aufwandes von Kraft, der in den jetzigen Militairsystemen anzutreffen ist, schlechterdings nicht bedürfe, um den eigenen Staat gegen mögliche Angriffe von Außen zu schützen. Kann aber jenes nicht absolut bewiesen oder eine Veränderung und völlige Ausgleichung in den National-Verhältnissen nicht sofort zu Stande gebracht wer-

den; so fragt man wohl mit Recht, wozu jene bloßen Deklamationen über die Höhe der Militairausgaben führen sollen, da durch sie nicht das Geringste gebessert werden kann.

Nicht anders aber ist es mit der Klage über die zu große Menge der Civil-Beamten in manchen Staaten. Ist sie wirklich zu groß, so kann dies nicht durch die bloße Anführung der Zahl derselben auf dem Papiere, sondern es muß aus der Fehlerhaftigkeit des Regierungsorganismus selbst, erwiesen werden. Fände sich aber alsdann, daß bei einer zweckmäßigern Einrichtung desselben die Leitung und Erhaltung des Staats mit einer geringern Zahl von Beamten erreicht werden und mithin ein Theil der letztern der eigentlich arbeitenden Klasse der Staatsbürger wieder zurückgegeben werden könnte: so würde selbst daraus noch nicht absolut eine Ersparung folgen — denn die Regierung könnte noch fortdauernd eine gleiche Quantität gesellschaftlicher Arbeit aus dem allgemeinen Arbeitsfond der Gesellschaft in der Gestalt von Geld sich aneignen; — wohl aber würde allerdings die Art und Weise, wie sie dieses Geld zum allgemeinen Besten wieder verwendete, unstreitig für das Gesammtwohl von heilsameren Folgen seyn, als damals, wo es nur dazu diente, die Dienste von Leuten zu belohnen, welche für den Betrieb und die Leitung der Angelegenheiten des Staats unnütz und überflüssig waren; nicht zu gedenken, daß indem diese überflüssigen Beamten nothgedrungen, wenigstens zum Theil, zur Zahl der arbeitenden und productiven Staatsbürger zurückkehren müssen, sich gerade die Kraft des Staats um so viel

vermehrt, als ihm sonst durch die nutzlose und unproductive Arbeit derselben entzogen wurde.

So wenig also im Allgemeinen dadurch bewirkt werden kann, daß gewisse Leute nur zu häufig das Wort: Verschwendung und unnütze Ausgaben im Munde führen: so unerläßliche Pflicht ist es, wie gesagt, für jede Regierung, überall das Verhältniß sorgfältig zu prüfen, in welchem die Dienste und Arbeiten zu einander stehen, die einerseits von den Staatsbürgern für die Regierung, und von dieser wiederum mit den auf solche Weise erhaltenen Mitteln für das Beste des Staats geleistet werden, um hierin so viel als möglich das Gleichgewicht zu bewirken.

Wenn nun aber für eine Regierung der Fall eintritt, daß sie, fern von aller Verschwendung und Vergeudung der Kräfte des Volks dennoch die volle Ueberzeugung hat, das Wohl des Staats erfordere ein so bedeutend großes Maaß von Diensten und Arbeiten, daß diese entweder mit der im Volke überhaupt wohnenden Kraft oder mit dem ihr davon zu Gebote stehenden Antheile nicht bestritten werden könne: welche Maaßregel soll sie da ergreifen?

Uns scheint, daß in beiden Fällen die Antwort nicht schwer zu finden sey. Für den letzten Fall am allerwenigsten. Denn ist nur im Volke überhaupt Kraft genug anzutreffen, so dürfte für eine intelligente Regierung die Aufgabe leicht gelöst seyn, wie aus diesem allgemeinen Fond von Volkskraft die Kraft der Regierung zu verstärken, mit andern Worten: eine Erhöhung der Staatseinnahmen zu bewirken sey.

Anders aber ist der Fall, wenn eine Regierung die Ueberzeugung hat, daß die Sicherstellung des gemeinen Wohls von Innen, wie von Außen, eine solche Menge allgemeiner Dienste und Arbeiten erfordert, daß solche die Kraft der Staatsbürger übersteigen.

Es kommt hier zuvörderst auf die Frage an: Ist ein solcher Zustand der fortwährende; oder haben außerordentliche Umstände ihn bloß augenblicklich oder für eine Zeit eintreten lassen?

Ist das erstere, so wird es keines Beweises bedürfen, daß, wenn ein Staat nicht rettungslos zu Grunde gehen soll, hier nur ein einziges Mittel übrig bleibt, und das ist: Vermehrung der allgemeinen Volkskraft überhaupt.

Fragt man aber wie diese zu bewirken sey, so wird ein geringes Nachdenken lehren, daß es hier nur einen einzigen sichern Weg giebt, nähmlich: Vermehrung der Arbeit durch Erregung größerer Industrie und Thätigkeit. Kraft und Arbeit stehen in dem innigsten Zusammenhang und in der unzertrennlichsten Wechselwirkung. Was die Eine vermehrt, vermehrt auch die andere; was die eine zerstört, vernichtet unmittelbar auch die andere. Das ist eine Wahrheit, die nicht genug beherzigt werden kann, und die gleichwohl doch in unsern Zeiten, wie es scheint, mehr als je ins Andenken zurückgerufen werden muß.

Wie thöricht doch, um ein Deficit zu heben, neue Abgaben oder neue Steuern zu ersinnen, mit andern Worten, vermehrte Dienstleistungen, erhöhte Arbeiten oder neue Resultate der Kraft zu fordern, wenn der

bisherige, im Volke anzutreffende Arbeitsfond schon nicht mehr hinreichend war, um die Dienste und Arbeiten, welche das allgemeine Wohl erfordert, daraus zu bestreiten!

Allerdings erhöhten ein Colbert, ein Friedrich Wilhelm d. Gr. und ein Friedrich II. die Steuern und Abgaben ihres Volks. Da sie aber wußten, daß, wenn eine Regierung die Kräfte des Volks in erhöhetem Maaße in Anspruch nehmen will, vor allen Dingen die innere Kraft desselben überhaupt verstärkt werden müsse: — wie war zu dem Ende das Hauptaugenmerk eines Colbert unermüdet auf die Belebung des Ackerbaues und des Kunstfleißes der Franzosen gerichtet! Und was thaten besonders Brandenburgs und Preußens unvergeßliche Regenten, Friedrich Wilhelm d. Gr., Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. in dieser Hinsicht für ihre Länder! Wie entging nichts ihrer Aufmerksamkeit, was den innern Flor derselben befördern und Kunst und Industrie auf eine höhere Stufe führen konnte! Wie achteten sie Millionen nicht, um unfruchtbare Gegenden urbar zu machen, und dadurch die Production zu vermehren; wie zogen sie, statt Auswanderungen zu begünstigen, vielmehr fremde Kolonisten und mit ihnen neue Künste und Gewerbe ins Land! Mit welcher Vatersorge waren sie überhaupt auf die Emporbringung des Nährstandes bedacht, und wie sahen sie zu dem Ende nichts gering an, weder die Belebung des Ackerbaus, noch die Ausübung von Künsten und Gewerben, noch die Anlage von Fabriken und Manufacturen und das Emporbringen des Handels! Mochten sie zum Theil gar keinen, moch-

ten sie zum Theil in ihren Principien selbst unrichtigen Systemen folgen: der Erfolg hat bewiesen, welch' ein richtiger natürlicher Tact sie leitete, und welch eine richtige Einsicht sie wenigstens darin zeigten, daß in ihnen tief die Ueberzeugung lag, daß die Kraft eines Volks nur in seiner größtmöglichen Industrie und Thätigkeit, oder in der Hervorbringung und Benutzung der größtmöglichen Masse gesellschaftlicher Arbeit zu suchen sey; daß aber, um diese im höchsten Maaße zu Wege zu bringen, für den Staat alles Dreies gleich wichtig sey: eine tüchtige Production nicht weniger, als eine mannigfaltige und emsige Fabrication oder Verarbeitung der rohen Naturstoffe, und wiederum ein lebhafter Handel, als Mittel der Vertheilung der Natur- wie der Kunstproducte.

Unter solchen Umständen, indem sie so für Vermehrung der Kräfte ihres Volks überhaupt sorgten, mußte es ein leichtes für sie seyn, auch die sogenannten Einnahmen des Staats zu erhöhen, und alle die großen Dinge auszuführen, welche ihre Regierung unsterblich machten.

Freilich mögen, wie gesagt, ihre Maximen den heutigen Theorieen nicht gemäß gewesen seyn, wonach man schier eine Regierung überhaupt für überflüssig ansehen möchte, da ja alles im Staate so viel wie möglich sich selbst und der eigenen Einsicht, des so Gott will! nun mündigen Volks überlassen bleiben soll: aber wie es sich damit auch verhalten mag, so wird der Satz wenigstens als unumstößlich angesehen werden müssen:

Daß eine Regierung nicht erhöhete Kraft-

äußerungen von einem Volke verlangen kann, wenn sie nicht zuvor für die Verstärkung der innern Kraft desselben überhaupt Sorge getragen hat.

Erhöhung und Verstärkung der Kraft aber kann nur durch Vermehrung der Arbeit erlangt werden. Es giebt kein anderes Mittel für dieselbe.

Muß daher jenem Staatsmanne recht gegeben werden, von dem wir uns erinnern irgendwo den Ausspruch gelesen zu haben: daß das Geld an und für sich nichts sey; so hatte derselbe nur Unrecht, wenn er, dem Gelde entgegen, Kunst und Wissenschaft für Alles im Staate erklärte. Hätte er statt der letztern beiden: Arbeit überhaupt und in ihrer höchsten Allgemeinheit gesetzt, unbedingt würden wir seinem Ausspruch beigepflichtet haben.

Wohl muß sie für Alles im Staate angesehen werden, und gewiß hatten unsere Vorfahren daher recht, wenn sie auf alle Weise das: Bete und arbeite! in Ausübung zu bringen suchten, ein Wort, das in seiner rechten Bedeutung aufgefaßt, als die Quintessenz aller staatsbürgerlichen Moral angesehen werden muß, und für dessen Ausübung daher die Regierungen nicht genug Sorge tragen können.

Man schreit, wie oben bereits erwähnt, über das Verderbliche der jetzigen Militairsysteme in manchen Staaten; man schreit über die großen Kosten, welche dadurch verursacht werden.

Sind indessen die Nationalverhältnisse der Völker unter einander noch so wenig ausgeglichen, daß ihr Nebeneinanderleben fortdauernd nur in einem mehr oder

weniger gespannten Zustande Statt finden kann, der möglicher Weise selbst den Ausbruch offner Fehde nicht ausschließt, müssen zu dem Ende stets Hunderttausende bereit seyn, um den gegenseitigen Kampf zu bestehen: so liegt das Verderbliche, was für die Staaten hieraus entspringt, nur darin, daß der Kern und die Blüthe des Volks — die eigentliche Kraft des Staats — ohne für den allgemeinen Arbeitsfond etwas beizutragen, in Unthätigkeit, bloß auf unproductive kriegerische Uebungen seine Kräfte zu verwenden genöthigt ist, während seine Ernährung und Bekleidung und die übrigen Bedürfnisse des Krieges zahllose Arbeiten nothwendig machen. Denn welche Arbeiten und Anstrengungen der Uebrigen werden erfordert, um nur hunderttausend Mann, die bei der heutigen Art Krieg zu führen, noch wenig in Betracht kommen, zu unterhalten! Hier findet also recht eigentlich der Fall Statt, daß eine ungeheure Masse gesellschaftlicher Arbeit aufgewendet werden muß, ohne daß gegenseitig dem Gemeinwesen **zunächst** wieder ein verhältnißmäßiger Vortheil daraus erwüchse; mithin jener Aufwand von Arbeit und Kraft geradezu als reiner Verlust angesehen werden muß.

Soll aber irgend einer Regierung ein Vorwurf hieraus gemacht werden? Alles will seine Zeit haben; und so auch die völlige naturgemäße Ausgleichung und Feststellung der noch nicht geregelten National-Verhältnisse. —

Und sind dennoch nicht unsere Regierungen bemüht, die Nachtheile, die aus der Unterhaltung so zahlreicher Heere entspringen müssen, einigermaßen dadurch zu mildern,

dern, daß sie die für die kriegerischen Uebungen festgesetzte Zeit so viel als möglich beschränken, nur zu wohl einsehend, daß jedes Uebermaaß hierin, so wie jeder unnöthige Zeitaufwand, schiene er auch noch so unbedeutend, ein unersetzlicher Verlust für die allgemeine Wohlfahrt, eine wahre Schwächung der Staatskraft sind; daß mithin, so wie man dem Militair-Dienst zu viel Zeit und Menschenkraft widmen wollte, gerade das Gegentheil von dem bewirkt werden müßte, was man dadurch beabsichtigt, indem nicht die Stärke, sondern die Schwäche der Staaten daraus hervorgehen würde.

Doch um auf jenen zweiten Fall zu kommen, der bei weitem der gewöhnlichste ist, wo nämlich außerordentliche Zeitumstände die Regierung eines Staats in die Nothwendigkeit gesetzt haben können, einen das gewöhnliche Maaß übersteigenden Kraftaufwand zu machen, und der gesellschaftlichen Dienste und Arbeiten mehr zu gebrauchen, als das Quantum, was ihr davon zu Gebote steht, für gewöhnlich beträgt; wo also durch außerordentliche Ausgaben ein momentanes Deficit eingetreten ist: welche Maaßregeln bleiben hier übrig, um das Gleichgewicht wieder herzustellen?

Auch hier wird die Antwort nicht schwer fallen.

Sind nehmlich für einen Staat Umstände eingetreten, z. B. ein kostspieliger Krieg, oder andere außerordentliche Ereignisse, in welchen die Regierung der gesellschaftlichen Arbeiten und Dienste so viele bedarf, daß mit dem gewöhnlichen Maaß, was von den Staatsbürgern zum Bestehen des innern und äußern Wohls geleistet wird, nicht auszureichen ist: so bleibt nichts

anderes übrig, als einen von diesen beiden Wegen ein-zuschlagen:

entweder die Regierung nimmt zu dem Arbeits-Fond oder vielmehr zu dem Arbeits-Resultat derjenigen Staatsbürger ihre Zuflucht, die auf irgend eine Weise, sey es durch ungewöhnliche Anstrengung ihrer Thätigkeit oder auf andere Art, zu einem großen Vorrath von gesellschaftlicher Arbeit gelangt sind — die vorzugsweise so-genannten Vermögenden;

oder, falls im eigenen Staate dergleichen Vorrath von gesellschaftlicher Arbeit nicht anzutreffen wäre, so wird das Ausland in Anspruch genommen werden müssen, und man sucht durch den dort vielleicht vorhandenen Arbeitsvorrath zu ersetzen, was dem eigenen Staate für den Augenblick mangelt.

Es wird keiner Erwähnung bedürfen, daß der Hauptsache nach auch hier das Geld als allgemeines Ausgleichungsmittel seine Rolle spielt, und daß in dem einen wie in dem andern Falle das entsteht, was man mit dem Namen der Staatsschulden, diesem Schreckenswort für so viele, zu benennen pflegt.

Sehen wir also auf das Wesen der Staatsschulden ein, so sind diese durchaus nichts anderes, als Vorschüsse von gesellschaftlicher Arbeit, die in dem einen, wie in dem andern Falle, entweder von der Klasse der Vermögenden im Staate selbst, oder vom Gute der Fremden dem Gemeinwesen geleistet sind, und die natürlich dem einen, wie dem andern, von der Gesammtmasse der Staatsbürger wieder ersetzt werden müssen.

Fragen wir, wie das geschehen soll; so ist die

Antwort hierauf sehr leicht. Der Staat bedurfte Dienste und Arbeiten zur Zeit der Noth in größerer Menge, als die Totalität der Staatsbürger in dem Augenblick — jeder nach Verhältniß — zu leisten im Stande war; Einzelne oder gar Fremde, mußten mit ihrem Vorrath von gesellschaftlicher Arbeit aushelfen: diese Arbeit wird ihnen jetzt zurückerstattet werden müssen. Lassen wir uns nur durch das Geld, was hierbei vielleicht thätig war, nicht täuschen. Möglich, daß der größte Theil oder auch alle diese Arbeiten in der Gestalt von Geld — als dem Abstract und allgemeinen Ausgleichungs mittel aller gesellschaftlichen Arbeiten — der Regierung überantwortet wurden; möglich, und nur zu wahrscheinlich, daß der Ersatz derselben auch wieder in Gelde geschieht: deshalb ist es nicht weniger gesellschaftliche Arbeit, die von jenen dem Gesammtwohl geleistet, als von diesen wieder erstattet werden muß.

Also, was als ganz natürliche Folge sich ergiebt, ist, daß, um sogenannte Staatsschulden wieder abzutragen, es schlechterdings kein anderes Mittel giebt, als die Thätigkeit und Industrie der Staatsbürger zu erhöhen, um ein größeres Quantum gesellschaftlicher Arbeit, als das gewöhnliche, zu erzeugen.

Jetzt wird aber auch mit einem Male einleuchten, daß Diejenigen Recht haben, die da Staatsschulden als kein Uebel, sondern vielmehr als ein Förderungsmittel höherer Nationalkraft angesehen wissen wollen, wohl verstanden: so lange die Regierung zu gleicher Zeit die Mittel und Wege in Händen hat, der Industrie einen in gleichem Verhältniß höhe-

ren Antrieb und Spielraum zu verschaffen. Denn allerdings, wie groß auch das Kapital gesellschaftlicher Arbeit gedacht werden mag, das eine Regierung, durch Verhältnisse irgend einer Art gezwungen, sich genöthigt gesehen hat, in Ermangelung eigenen Vorraths zu erborgen und zum Nutzen des Staats zu verwenden: so wird als einziger wahrer Tilgungsfond nur der gedacht werden können, wenn zu gleicher Zeit die Mittel aufgefunden sind, um in gleichem Maaße die Kraft und Thätigkeit der Staatsbürger so zu erhöhen, daß die Wiedererarbeitung dieses Kapitals als sicher angesehen werden kann; der Staat wird aber um eben so viel an eigener Kraft für die Zukunft gewinnen, als durch die fortdauernd erhöhete Industrie und Thätigkeit die Masse seiner gesellschaftlichen Arbeit vermehrt ist. Dagegen aber müssen Schulden der Ruin eines Staats werden, von dem Augenblick an, wo eine Regierung hierzu die Mittel nicht aufzufinden vermag oder wohl gar Maaßregeln ergreift, die, anstatt die Gewerbthätigkeit, mit Einem Worte, das Erwerbungsvermögen des Volks zu erhöhen, dasselbe vermindern und schwächen.

Da indessen alles sein Maaß und Ziel hat, und, wie unendlich auch die im Menschen wohnenden Kräfte und Anlagen gedacht werden mögen, doch auch die Industrie eines Volkes, selbst wenn dieselbe aufs höchste gesteigert wäre, zuletzt ihren Culminationspunkt findet, besonders da äußere Umstände allen Bemühungen einer Regierung hierin ein Ziel setzen können: so wird es keiner weitern Beweise bedürfen, die gefährliche Lage eines Staats einzusehen, der, um ein Deficit zu decken,

fortdauernd zum Schuldenmachen seine Zuflucht nehmen wollte. Bedürfte es aber hierfür noch eines Beispiels, so wird das neueste Beispiel Englands statt aller dienen.

Es ist bekannt, wie die Regierung dieses Landes, seit länger denn 100 Jahren, um die innere und äußere Wohlfahrt desselben sicher zu stellen, nie mit dem Fond gesellschaftlicher Arbeit, der ihr auf gewöhnlichem Wege zu Gebote stand, ausgereicht, sondern, Jahr aus, Jahr ein, um die Bedürfnisse des Staats zu bestreiten, zu außerordentlichen Arbeits- und Dienstleistungen ihre Zuflucht genommen hat. Mit Einem Worte: die gewöhnlichen Einnahmen der Regierung reichten nicht aus, die Dienste und Arbeiten zu remuneriren, welche sie zur äußeren und inneren Sicherstellung des Reichs bedurfte; es wurden also, Jahr aus Jahr ein, Schulden gemacht.

Unverständige Bewunderer haben dies System bis zum Ueberdruß erhoben und angepriesen. Sie haben Unrecht gehabt. Was hat nehmlich Englands Regierung eigentlich gethan?

Wie gesagt, die gewöhnlichen Dienste und Arbeiten, welche ihr aus dem allgemeinen Fond gesellschaftlicher Arbeit zu Gebote standen, reichten nicht hin, die wirklichen oder vermeintlichen Bedürfnisse des Staats zu befriedigen.

Indem sich aber die Regierung nicht getraute, von der Gesammtheit des Volks mehr Dienste und Arbeiten geradezu zu verlangen, nahm sie zu den Reichen und Vermögenden des Landes ihre Zuflucht, zu denen also, die im Besitz eines großen Kapitals gesellschaftlicher Arbeit waren, und deren im Ueberfluß besaßen. Bereitwil-

lig gaben diese ihre überflüssigen Dienst- und Arbeits-kapitale in der Gestalt baaren Geldes her, in vollem Vertrauen zur Regierung, daß sie solche mit Einsicht benutzen und zur Wohlfahrt des Staats verwenden werde. Letztere mußte also nothwendig in dem Grade mächtig werden, als ihr außer den gewöhnlichen Dienst- und Arbeitsleistungen des Volks auch noch diese Masse außergewöhnlicher Dienste zum beliebigen Gebrauche zu Gebote stand. Ins Unendliche hätte nun der Wohlstand Englands vermehrt werden müssen, wenn die Regierung alle diese Dienste und Arbeiten auf den Flor und die innere Kultur des Staats unmittelbar verwandt hätte. Aber indem sie diese Dienste und Arbeiten größtentheils nur auf auswärtige Kriege verwendete, konnte zwar der Erfolg nicht ausbleiben, daß, da ihr, auf solche Weise, mehr wie irgend einem anderen Staate, die gesellschaftliche Arbeit, und mithin die größte Kraft, zu Gebote stand, sie überall, wo sie die rechte Anwendung von dieser Kraft machte, siegreich hervorging. Welches war aber der Erfolg für das eigene Land? Natürlich, daß die Vermögenden ihren Ueberfluß an gesellschaftlicher Arbeit nicht umsonst hergaben, sondern dessen ungeachtet stets nur im Sinne hatten, zu den Diensten und Arbeiten, die das Gemeinwesen verlangte, im Verhältniß der Uebrigen, nicht vermögenden Staatsbürger beizutragen. Natürlich also, daß, wenn sie auch unmittelbar nicht sofort völligen Ersatz ihrer mehr geleisteten Dienste und Arbeiten verlangten, sondern sich mit Versicherungen und Anweisungen auf künftigen Ersatz begnügten, sie doch die Anforderungen an die Regierung

machten, daß ein Theil der durch die Anwendung ihrer Dienste und Arbeiten errungenen Vortheile, in der Gestalt von Zinsen, sofort und unmittelbar ihnen zu Theil würde. Hätte nun die Regierung diese Dienste und Arbeiten so verwendet, daß der Nutzen, der durch den Erfolg der gemachten Anstrengungen für den Staat hervorgegangen war, in Verhältniß mit dem Aufwande von Kraft, durch den dieser Erfolg bewirkt wurde, gestanden hätte: so ist ohne Mühe einzusehen, daß es noch fortdauernd für die Regierung ein leichtes seyn müßte, jenen Vermögenden diese Vortheile (Zinsen) zufließen zu lassen. Was hat indessen England durch allen jenen Aufwand von Kraft erlangt? Indem es diese Kraft größtentheils nur zur Führung auswärtiger Kriege benutzte, — man kann sagen zum Bau und zur Bemannung von Flotten verwendete, und in Pulverdampf verfliegen ließ — und indem nur der geringste Theil davon unmittelbar der Cultur des eigenen Landes zu Gute kam: so ist es zwar dahin gelangt, daß es sich in fernen Welttheilen ein ungeheures Reich erobert, den auswärtigen Handel der meisten Völker von Grund aus vernichtet und dadurch seinen Staatsbürgern die weiteste Laufbahn und den größten Spielraum für die eigene Industrie eröffnet hat: denn Englands Handwerker, Manufacturisten und Kaufleute waren es, die eine Zeit lang fast ausschließlich die Handelsbedürfnisse der entlegensten wie der nahwohnenden Völker bestritten. Indem diese Manufacturisten und Kaufleute aber auf solche Weise beim gegenseitigen Austausch ihrer Arbeiten, gegen die der andern Völker, ih-

ren Vortheil wohl zu wahren wußten, konnte es nicht fehlen, daß sie bei weitem mehr Kraftaufwand und Arbeit theils in der Gestalt von rohen Erzeugnissen, theils in der Gestalt von baarem Gelde von andern Völkern eintauschten, als sie gegenseitig auf ihre Kunsterzeugnisse und Fabrikate verwendet hatten, und daß, indem sie so fast eine halbe Welt in ihren Dienstleistungen von sich abhängig gemacht hatten, es auch ein Leichtes seyn mußte, jenen Vermögenden von den erworbenen Vortheilen wiederum so viel zufließen zu lassen, als diese für ihre in der Gestalt von Staatspapieren und baarem Gelde vorgestreckten Arbeits-Capitale nur immer verlangen mochten.

Wer sieht aber nicht ein, daß dies ganze Verfahren nur so lange bestehen konnte, als in gleichem Verhältniß die übrigen Völker einwilligten, den Engländern auf solche Weise tributbar zu seyn, und daß diese ganze Maschinerie ins Stocken gerathen mußte, sobald in dem künstlichen Getriebe derselben die geringste Hemmung eintrat? Dieser für England höchst kritische Zeitpunkt scheint aber jetzt erfolgt zu seyn.

Indem nämlich die Regierung von Jahr zu Jahr eines größeren Kraftaufwandes benöthigt war, theils um das einmal Errungene zu behaupten, theils um auf der gewöhnlichen Bahn nicht still zu stehen, indem jeder Stillstand zugleich Rückschritt gewesen wäre: so konnte es nicht fehlen, daß sich von Jahr zu Jahr das Deficit vergrößerte. Von Jahr zu Jahr wurden also mehr Dienste und Arbeiten der Vermögenden in Anspruch genommen; von Jahr zu Jahr hätte folglich auch die in-

nere Industrie und der auswärtige Handel gleichen Schritt halten müssen, um auf indirectem Wege dem Staate die mit seinen ungeheuren Kraftanstrengungen in Verhältniß stehenden Vortheile zu erringen.

Jetzt ist aber in letzterer Hinsicht gerade das Gegentheil erfolgt. Die meisten Völker Europas, ihren wahren Vortheil immer mehr einsehend, haben nämlich begreifen gelernt, welch' eine unsichere Basis der auswärtige Handel überhaupt gewährt, und wie ein Staat nur durch größtmögliche Belebung der Industrie und des Verkehrs im Innern, wahrhaft kräftig besteht, und fangen also an, im Gefühl eigenen Aufstrebens, Englands Erzeugnisse immer mehr zu entbehren. Dazu kommt, daß selbst der nach langen und blutigen Kriegen wiedergekehrte Friede, der von allen andern Völkern als der Anfangspunkt einer neuen und glücklichern Zukunft angesehen wird, für Englands Industrie in sofern höchst nachtheilig wirkt, als es jetzt nicht mehr die Ausrüstung und Verproviantirung eigener großen Flotten und Heere und noch weniger die Versorgung auswärtiger Armeen mit Geschütz und anderweitigem Kriegesgeräth auf dem Wege des Lieferungsgeschäfts gilt, mithin der Erwerbsfleiß gerade um so viel weniger Aufforderung zur Arbeitsamkeit und zum Gewinn findet. Was aber vollends den Ausschlag giebt, ist endlich der Abfall der Amerikanischen Colonieen vom Mutterlande und — die Vervollkommnung des Maschinenwesens in England. Es würde zu weit führen, dies hier umständlich entwickeln zu wollen. Wer aber, der nur einigermaßen den innigen Zusammenhang kennt, in welchen

England mit diesen Colonieen stand und wie alle Gold- und Silberminen Mexiko's und Peru's zuletzt ihre Ausbeute größtentheils nur in Englands Schooß niederlegten, — wer sag' ich fühlt nicht, daß von dem Augenblick an, wo dies Verhältniß unterbrochen wurde und die Versorgung dieser Colonieen mit Englischen Fabrikaten vom Mutterlande aus ihr Ende erreichte, zugleich Englands Industrie einen Hauptstoß bekam, indem die Productions-Kraft mit dem verminderten Bedürfniß der auswärtigen Völker in gar keinem Verhältniß mehr stand. Denn ohne zu behaupten, daß Englands Industrie den höchst möglichen Grad schon erreicht hätte, ist doch so viel klar, daß hier zuletzt einzig das Bedürfniß entscheidet, und daß es für keine Industrie höher hinauszugehen möglich ist, als die Anforderungen des Bedürfnisses zu befriedigen, daß also die Industrie sinken muß, so wie letzteres sich vermindert. Kommt nun aber vollends das noch hinzu, daß das Bedürfniß plötzlich abnimmt, die Productions-Fähigkeit aber — und das ist in England mit seinem Maschinenwesen gegenwärtig der Fall — plötzlich in eben so erhöhtem Maaße zunimmt, so begreift sich, wie England so unvermuthet in die gegenwärtige Krisis sich versetzt sehen konnte, wobei es für den, der die Zeichen der Zeit nur einigermaaßen zu deuten versteht, wohl keiner weitern Ausführung bedarf, auf welche Weise sich dieselbe für das mächtigste — und schwächste Reich der Erde endigen möchte. —

So wahr es also ist, um auf das Deficit noch einen Augenblick zurückzukommen, daß es durchaus mit demselben nichts auf sich haben kann, so lange eine Re-

gierung die schwere und — leichte Kunst versteht, in gleichem Maaße, als außerordentliche Zeiten einen außerordentlichen Aufwand von gesellschaftlicher Arbeit nothwendig gemacht haben, die Industrie und Thätigkeit des Volks zu erhöhen: so darf doch auch hier jenes goldene:

Est modus in rebus

nie außer Acht gelassen werden, da Englands Beispiel, und vor ihm das so vieler anderer Staaten, nur zu deutlich zeigt, wie jede Industrie, die nicht zugleich auf die innere Kraft des eignen Landes basirt ist, zu den mißlichsten und wandelbarsten Dingen der Welt gezählt werden muß. Was würde eben dieses England seyn, wenn alle die ungeheuren Kräfte, welche die Regierung wie gesagt, größtentheils an die Führung von auswärtigen Kriegen verschwendete, nur zum hundertsten Theil unmittelbar auf den innern Flor des Bodens selbst verwendet worden wären, wenn statt die Volkszahl durch Ausführung von Colonieen zu vermindern, dieselbe, da sie ja keineswegen als für das Land übergroß angesehen werden kann, im Gegentheil vermehrt, und auf solche Weise neue Verhältnisse, neue Bedürfnisse und ein vermehrtes Leben im Innern herbeigeführt worden wäre! Vielleicht gäbe es dann nicht diese Anzahl von Millionairen, aber gewiß auch nicht diese Millionen Unglücklicher, die gegenwärtig, zur Verzweiflung gebracht, zum großen Theil beim Anbruch des Tages noch nicht wissen, wie sie sich sättigen, oder vor dem Ungemach der Witterung schützen wollen! —

Vielleicht wäre nun hier auch der Ort, noch einige

Bemerkungen über das beizubringen, was man mit dem Namen eines Staatsschatzes zu belegen pflegt, und die thörigte Meinung Derer zu widerlegen, die in neueren Zeiten so sehr gegen dergleichen sich ereifert haben. Denn am Ende ist doch ein Staatsschatz, wenn man diesen Begriff in sein Wesen auflöst, nichts anders, als ein Vorrath gesellschaftlicher Arbeit, welchen die Regierung gleichsam im Voraus sich hat leisten lassen, um zur Zeit der Noth, wo es mehr als der gewöhnlichen Dienste und Arbeiten bedarf, aller Verlegenheit überhoben zu seyn, und alsdann außerordentliche Kraftanstrengungen von den Staatsbürgern nicht verlangen zu dürfen. So wenig, wie es bis jetzt nun von irgend Jemand getadelt ist, daß die Regierung zur Zeit des Friedens ihre Zeughäuser und Magazine mit Waffen und Kriegsgeräth aller Art füllen, und ihre Mannschaften im Voraus einüben läßt: so wenig sollte man glauben, könnte irgend etwas Tadelnswerthes darin liegen, wenn sie auch andere gesellschaftliche Arbeiten, deren sie bedarf, im Voraus sich leisten ließe, und solche in der Gestalt von Geld, als dem allgemeinsten Repräsentanten aller denkbaren gesellschaftlichen Arbeiten, niederlegte. Doch unsere Zeit und der Raum dieser Blätter mahnen uns zu sehr zum Schluß dieses Aufsatzes, als daß wir dies im gegenwärtigen Augenblick weiter ausführen könnten; daher möge hier nur folgendes Wenige noch einen Platz finden.

Wir können nämlich nicht umhin, hier noch ein paar Worte über Staats-Einnahmen und Ausgaben, wie sie uns gewöhnlich in öffentlichen Blättern in den

Budgets dargelegt werden, folgen zu lassen. Wir haben schon mehrmals über dergleichen Budgets unsere Meinung ausgesprochen. Dem Wesen nach wollen dieselben zuletzt nichts anderes sagen, als:

wenn alle Dienste und Arbeiten, welche das Gemeinwesen für sein Bestehen nöthig hat, in Gelde remunerirt werden sollen: so bedarf es dazu einer Summe Geldes, die der im Budget berechneten Ausgabe gleich ist. Da nun heut zu Tage der bei weitem größte Theil dieser Dienste und Arbeiten nicht mehr in Natura dem Staate geleistet wird, sondern eine Ablösung in Gelde dafür Statt findet: so wird angenommen, daß die angegebenen, theils directen, theils indirecten Wege eingeschlagen werden müssen, um jene Summe, verhältnißmäßig von der Gesammtheit der Staatsbürger einzuziehen. Letzteres bildet die Einnahme des Budgets.

Wir sind nun weit entfernt, die Nothwendigkeit eines solchen Budgets leugnen zu wollen, da es außer der Zahl und dem Maaßstabe des Geldes kein anderes Mittel giebt, um jene Bedürfnisse des Staats und diese Leistungen der Staatsbürger auf eine übersichtliche Weise zur Anschauung zu bringen. Aber worauf wir immer wieder zurückkommen, ist daß ein solches Budget als das oberflächlichste Ding von der Welt angesehen werden muß, so wie ihm nicht eine möglichst vollendete Statistik des Staats, worunter wir keinesweges neue Zahlentabellen verstehen — als eigentlicher Commentar, und Begründer aller jener Ansätze, zur Seite steht. Zu welchen Fehlschlüssen daher

die Beurtheiler eines solchen Budgets nur zu oft verleitet werden, indem sie bei der Zahl das, was ihr zum Grunde liegt, ganz unberücksichtigt ließen, das haben die Verhandlungen in den Deputirten-Kammern zur Genüge gezeigt.

Allerdings, ihr Vertreter des Volks, mögt ihr ankämpfen gegen jene Sinecurstellen, mögt ihr laut werden gegen das Verderbliche eines Militairsystems (falls ein solches irgend wo vorhanden seyn sollte) das keinen andern Zweck hätte, als nur Jahre lang die Kraft und Blüthe des Volks, ohne Absicht und Zweck, zu bloßem Tand und Spielerei, anderweitiger nützlicher Arbeit und Thätigkeit zu entziehen. Aber sobald ihr nur eifert gegen die Höhe der Abgaben der Zahl nach: was wollt ihr dadurch beweisen? was dadurch bezwecken? — Da sind z. B. Einige aufgestanden, und haben nach einem sehr scharfsinnigen Regeldetri-Satz die Höhe der Abgaben auf drei, auf vier, auf fünf Thaler für den Kopf berechnet. Hiermit nicht zufrieden, klagen sie laut über die unerträgliche Last, eifern gegen die Härte der Regierung, bethören das Volk, erregen Unzufriedenheit hie und überall, sprechend: der Druck sei nicht länger zu ertragen! Vernähme ein Engländer dergleichen Geschrei, er würde sich des Lächelns nicht erwähren können; denn was sind 4 oder 5 Rthlr. für den Engländer auf den Kopf. Ihr ruft aus: Ja, das ist etwas anderes in England! Und warum denn, ihr scharfsinnigen Rechner? Jene vier Thaler auf das ganze Jahr vertheilt, kommt auf den Handwerker, dessen Verdienst wir den Tag über nur einem Thaler gleich setzen und von dem

wir annehmen wollen, er solle gerade vier Thaler pro Kopf bezahlen — denn der ganz Arme, gesteht ihr ein, zahlt nicht so viel, so wie der Reiche einen höhern Satz entrichtet — auf den Tag im Jahre ungefähr drei Pfennige. Also gesetzt seine Familie bestände aus sechs Personen: so würden seine Abgaben täglich etwa anderthalb Groschen betragen. Und diese Last erklärt ihr für unerträglich, diese Abgabe für unerschwinglich? Ihr habt Recht, sie ist es, so wie es dem Handwerker, der diese Abgabe zahlen soll, Tag für Tag an hinreichender Arbeit fehlt, und so wie der Taglöhner, der auch noch weniger zahlen mag, betrübt mit seiner Axt und mit seinem Spaten am Markte stehen und am Abend ausrufen muß: Herr, es hat uns niemand gedinget! Aber wenn das ist, so sorgt doch vor allen Dingen nur für Arbeit, so gebt doch, ein Jeder in seiner Weise, der Regierung die Mittel an, wie sie Industrie und Thätigkeit heben, wie sie den Verkehr beleben könne! Oder sollte man meinen, irgend eine Regierung werde dem Rathgeber, so wie sein Rath weise und klug befunden ist, das nicht Dank wissen, werde gegentheils dennoch lieber das Volk ohne nützliche Beschäftigung, den Staat ohne Handel und Wandel sich immer mehr seinem Verfall nahen lassen? O glaubt das nicht! Nur paralysirt die Regierung durch dergleichen Geschrei nicht in ihren wohlthätigsten Schritten; hemmt nicht ihre Absichten, so wie sie durch nützliche Bauten die allgemeine Gewerbsamkeit unterstützen, so wie sie durch die Urbarmachung unfruchtbarer Gegenden die Production erhöhen, so wie sie durch die Anlage von Kanälen und Chausseen dem Handel im Innern

neue und leichtere Bahnen eröffnen will — durch das Geschrei: dazu sey jetzt kein Geld vorhanden, das koste zu viel, dergleichen Ausgaben erlaubten die Einnahmen des Staats nicht zu machen, man müsse sparen, und nur sparen, und immer sparen! Wohl möchtet ihr Recht haben, wenn eine Regierung, nur um ein zweites Palmyra zu Stande zu bringen, hunderttausende ihrer Bürger von nützlichen productiven Beschäftigungen abziehen, wenn sie Berge abtragen, Flüsse ableiten, und Tempel und Paläste, Gymnasien und Bäder in ungemeßner Zahl und ohne Zweck zur bloßen Befriedigung ihrer Prachtliebe erbauen, wenn sie die Wege zu ihren Feenpalästen mit kostbaren Steinen belegen, die Zimmer derselben mit seltenen Gemählden und Antiken verzieren ließe, wenn sie, um nur den Ruhm zu haben, in ihrer Hauptstadt die prächtigste Stadt der Welt, den Aufenthalt aller Musen und Künste zu besitzen, Gelehrte, deren Kenntnisse seit Erfindung der Buchdruckerkunst Gemeingut für alle Nationen und Völker geworden sind, aus allen Enden der Welt mit schweren Kosten verschriebe, bloß um nur sich rühmen können, die ersten Geister in ihren Mauern zu hegen, darüber aber in andern Theilen des Reichs Städte und Dörfer verfallen, Ackerbau und Gewerbe zu Grunde gehen ließe, die Einwohner dem Hunger und Elende Preis gäbe. Ihr möchtet Recht haben, über Verschwendung zu klagen; denn alle Antiken der Welt, und wären die Meisterstücke eines Phidias, eines Polyklet und Praxiteles nur Steinmetzarbeiten dagegen, vermögen als todte unproductive Massen keinen Ersatz für des Volks sauren Schweiß und Arbeit zu geben,

geben, womit sie erkauft sind: aber Unrecht habt ihr, wenn ihr in dem Gelde nichts weiter sehet, als geprägte Metallstücke, und fortwährend nur die Zahl dabei in Betracht ziehet, das eigentliche Wesen desselben aber ganz aus den Augen setzt! Denn, vermögt ihr bei dem Gelde euch nicht zu der Anschauung zu erheben, daß es in Wahrheit an sich nichts ist, sondern ewig nur der Repräsentant und, in seiner Cirkulation, der Ausgleicher gesellschaftlicher Arbeit; habt ihr das Wesen dieser Circulation selbst nicht ergründet, und einsehen gelernt, wie nur durch den rascheſten Geldumlauf, bis in alle, auch die entlegenſten Theile des Reichs, dem Staate wahres Leben werden kann: so sinken alle eure sogenannten Finanz-Berechnungen zu nichts herab; so sind sie nichts Anderm gleich zu setzen, als jenem Bilde, das König Nebukadnezar im Traume sahe, gar gewaltig und grausam anzusehen auf dem Papiere, aber des wahren Seins ermangelnd, ohne Fundament und innere Haltung.

Im November 1819.

A. W.

Ausübung der Macht übertragen worden. In Beziehung auf die Individuen giebt es zwar auch eine sie betreffende Ordnung der Rechtmäßigkeit; aber diese beruht bloß auf Uebereinkunft. Doch gerade deswegen liegt es im Interesse der Völker und gereicht es zum Bestande der Institutionen, daß die Ordnung der Uebereinkunft an eine große, starke, lichtvolle Idee gebunden werde, welche Achtung einflößt, oder besser, welche aus jener vermöge der Natur der Dinge hervorgeht.

Denn sagt man nur, die Erblichkeit müsse innigst mit der Herrschaft der Gesetze verbunden seyn, so stellt man noch keinen deutlichen Begriff von der Macht auf; denn jener Satz ist nur eine Folge mehrerer anderer Sätze, die vorher hätten erörtert werden sollen. Nimmt man mit St. Peter an, die Regierung sey nur eine menschliche Ordnung, so kann diese doch nicht auf bloßem Wechsel der Willkühr ruhen: sie muß sich vielmehr auf ein ewiges Gesetz, d. h. auf eine göttliche Ordnung stützen. Was soll aber neben dieser göttlichen Ordnung aus der menschlichen werden, wenn beide Ordnungen einmal in Widerspruch gegen einander gerathen sollten? Errichtet man nun die Regierung auf eine solche Basis, d. h. hält man sie für eine bloß menschliche Anstalt: so heiligt man dadurch, wenn nicht geradezu das Princip ihrer Zerstörung, doch ein Princip der Nebenherrschaft, das von der traurigsten Folge seyn und immer zum Nachtheil der menschlichen Ordnung ausfallen würde.

Man sieht, daß ich mit tiefsinnigen Untersuchungen beschäftigt bin. Sie hier mit der erforderlichen

Ausführlichkeit zu behandeln, ist mir unmöglich; ich begnüge mich, der Prüfung des Lesers einige Betrachtungen zu unterwerfen, die, wie ich hoffe, hinreichen werden, zu beweisen, daß die Lehre der Frau von Staël einerseits unzulänglich ist, und anderseits in Widerspruch steht mit den Bedingungen einer unveränderlichen Ordnung der Dinge.

Der Cardinal Retz sagt bei Gelegenheit, wo er von dem Eindruck der Edicte spricht, welche die Veranlassung oder der Vorwand der Fronde-Unruhen waren: „Man suchte beim Erwachen gleichsam tappend die Gesetze; man fand sie nicht mehr . . . Das Volk trat ins Allerheiligste und hob den Schleier auf, der stets alles bedecken soll, was man sagen und was man glauben mag von den Rechten der Völker und von den Rechten der Könige, welche nie besser als in dem Schweigen mit einander übereinstimmen.“ — Aber dies Schweigen — wer kann verbürgen, daß es stets treu und knechtisch beobachtet seyn werde? Die Sicherheit der Könige, wie die Ruhe und Zufriedenheit der Völker, erfordert also, daß es keinen Schleier gebe. Es ist von der höchsten Wichtigkeit, daß vielmehr täglich deutlicher gezeigt werde, wie die Rechte der Könige und die der Völker dieselben sind, und die ersten nur in der gesetzmäßig anerkannten Ausübung der letzten bestehen.

Der Geist, der die Welt erschuf, gab jedem seiner Geschöpfe den Trieb, welcher seine Gewohnheiten bestimmt, und diese unterscheiden, eben so sehr als die äußeren Gestalten, die Gattungen von einander. Als der Geist also für jede dieser Gattungen Gesetze be-

stimmte, nach welchen sie leben, sich erhalten und sich fortpflanzen sollten, stets folgerecht, stets einförmig in ihren Aeußerungen, — da konnte er, bei der Vertheilung der Instinkte und mehr oder weniger ausgebildeten Fähigkeiten, den Menschen nicht vergessen, dem er die Bestimmung anwies, den Ewigen selbst, wenn nicht in seiner Unendlichkeit und Gestalt, doch in seiner Nothwendigkeit zu verstehen.

Gott wollte, daß der Mensch ein geselliges Wesen sey; und er gab ihm in seiner Vernunft so unveränderliche, so nothwendige Vorschriften, als es nur immer die Instinkte der Thiere seyn können: Vorschriften, ohne welche zwei menschliche Wesen nicht mit einander leben können.

Diese Vorschriften sind es, welche in ihrem Verein die menschliche Vernunft selbst sind.

Cicero in seinem Buche von den Gesetzen sagt: „Was giebt es wohl, ich sage nicht im Menschen, sondern im Himmel und auf Erden, was giebt es Göttlicheres, als die Vernunft, die in ihrer Vollendung und Reife die Weisheit selbst ist?" Darauf spricht er den großen und schönen Gedanken aus: „Weil es denn nichts Herrlicheres giebt, als die Vernunft, und weil sie sich nur in Gott und im Menschen findet, so ist sie das erste Band der Gesellschaft unter den Menschen und unter den Göttern." Er stellt das Universum unter dem Bilde einer großen Stadt dar, und sagt: „Diese allgemeine Stadt hat die erhabene und herrliche Eigenthümlichkeit, daß die Menschen und die Götter in ihr nur Eine Familie und Ein einziges Geschlecht bilden."

Sodann geht er zu den Gedanken über, die mit dem Gegenstande meiner Untersuchung in näherer Berührung stehen. „Unsere größten Philosophen," sagt er, „haben einstimmig geurtheilt, daß das Gesetz keine Erfindung des menschlichen Geistes, nichts den gewöhnlichen Anordnungen Aehnliches, sondern etwas Ewiges sey, das durch die Weisheit seiner Befehle und Verbote das Universum in Ordnung halte. Nach ihnen ist dieses ursprüngliche Gesetz nichts anderes, als der höchste Geist Gottes selbst, dessen allmächtige Vernunft die Quelle aller gebietenden und verbietenden Vorschriften ist. . . . Und diese Vernunft hat Gesetzeskraft, nicht bloß von dem Tage an, wo sie schriftlich aufgefaßt wird, sondern von dem Augenblick an, wo sie zu leuchten beginnt. Nun aber läßt sich nicht bezweifeln, daß sie zugleich mit dem Geiste Gottes angefangen habe; folglich ist das eigentliche Gesetz, das ursprüngliche und vornehmste Gesetz, das wahrhaft die Kraft hat zu gebieten und zu verbieten, nichts anderes, als die Vernunft Gottes selbst."

Und dieses Gesetz, das den Menschen mit Gott vereint, das von allen Völkern aller Zeiten und aller Zonen anerkannt wurde — dieses Gesetz heißt: Handele gegen Andere, wie du willst, daß sie gegen dich handeln sollen; achte deinen Nebenmenschen, um von ihm geachtet zu werden; thue für deinen Nächsten, was du willst daß er für dich thue. Diese Vorschriften sind so unerläßlich für das Daseyn der sittlichen Welt, als die Gesetze der Schwere und des Gleichgewichts es für die physi-

sche sind. In der absoluten Nothwendigkeit dieser Vorschriften besteht die erste und unbestreitbare Offenbarung: sie sind ewig, wie die Weisheit, welche sie gegeben hat. Auch haben die Offenbarungen, die im Laufe der Jahrhunderte aufkamen und die der Zeit angehören, nicht ermangelt, sich dieser Vorschriften zu bemächtigen. Alles was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen; das ist das Gesetz und die Propheten, sagt der Evangelist St. Mathäus K. VII, V. 12. Dies ist das Gesetz und die Propheten! Der Ausspruch ist im hohen Grade merkwürdig: der Evangelist erkennt also, daß vor seinem Predigen ein Gesetz vorhanden war, welches ist das Gesetz und die Propheten; ein Gesetz, das er als das einzige Licht anerkennt, nach welchem die Thaten sich richten sollen; und dies ist es in Wahrheit.

Man kann dem Cicero nicht Schuld geben, daß er den Evangelisten abgeschrieben habe, und es ist nicht wahrscheinlich, daß der heil. Matthäus den Cicero gelesen hat. Cicero war also so gut inspirirt, als Matthäus, und Matthäus ist in der Erkenntniß des Grundgesetzes aller Religion und Moral nicht weiter gekommen, als Cicero. Ja, dieser hat vor jenem noch den Vorzug, daß er sich besser ausdrückt. Sie haben also beide vor Gott gleiches Verdienst, wenigstens darin, daß beide das Princip aussprachen, aus welchem alle Tugenden fließen — das Princip, welches ist das Gesetz und die Propheten.

Bei dieser Uebereinstimmung der Lehre eines Heiden mit jener eines Apostels, überzeugt man sich ohne tiefes

Forschen, daß in religiöser und moralischer, wie in physischer Beziehung, Gott die Erkenntniß des Menschen mit Allem ausgestattet, was zu seiner Erhaltung als lebendiges und als geselliges Wesen nothwendig war.

Viele thörigte Behauptungen finden durch diese wenigen Worte ihre Abfertigung.

Aus dem angegebenen Princip fließen die Vorschriften der Sittenlehre, und die Elemente des öffentlichen und des Privat-Rechts. Jedes Individuum ist diesem Grundgesetz unterworfen, bei Strafe, selbst für sein Leben keine Bürgschaft zu haben. Die Gesellschaften sind ihm unterworfen bei Strafe der Unordnung, deren Ziel nur ihre Auflösung seyn kann.

Es muß als eine Wahrheit anerkannt werden, daß vermöge der Natur seiner Organe, seiner Bedürfnisse und seines Verstandes, es nicht von der Willkühr des Menschen abhängt, ob er in der Gesellschaft leben wolle oder nicht, und daß durch das Leben in der Gesellschaft er einem vorher bestehenden Gesetze unterworfen ist, indem dieses Gesetz von Ewigkeit her war in dem Geiste Gottes, dem Princip aller Ordnung; indem es ein nothwendiger Bestandtheil der menschlichen Gattung ist, ohne welchen ihre Erhaltung unmöglich seyn würde. Die Menschen sind also nicht unumschränkte Herrn, sondern untergeordnete Wesen. Ihr Verein ist nicht die Folge eines Vertrages, den Laune und Willkühr schließen und wieder aufheben können; sondern ihr Verein ist die Erfüllung des ewigen Willens des Weltschöpfers. Die wahre Suveränetät wohnt also in der Gottheit selbst; sie offenbart sich jeden Augenblick durch die Nothwendigkeit

des Grundgesetzes: Handele gegen Andere, wie du willst, daß sie gegen dich handeln sollen.

Wo dies Gesetz nicht befolgt wird, da kann es nur Schrecken und Zerstörung geben. In seiner Befolgung hingegen wird die Erde durch den Geist des Menschen mit dem Himmel und allen Theilen der Schöpfung verbunden. Der Wille des Menschen wird dadurch der Macht Gottes untergeordnet, welcher will, daß die Menschen in Gesellschaft leben; sie können aber nicht darin leben, als nur sofern sie sich seinem Gesetz unterwerfen. Daraus folgt, daß die Suveränetät unter den Menschen nur abgeleitet ist; sie ist nur eine relative Eigenschaft, welche auf den Boden, oder auf die Wahl der Menschen, die befehlen sollen, oder auf die Bedingungen des Grundgesetzes in Allem, was das öffentliche Recht, die Gesetzgebung oder die Regierung betrifft, bezogen wird. Menschen, und wären es nur zwei, können nicht mit einander leben, ohne eine Regierung anzuerkennen, d. h. sie müssen sich dem großen Princip der Gerechtigkeit und einem Gefühl gegenseitigen Wohlwollens unterwerfen; im entgegengesetzten Falle, wo jeder nur seiner eigensüchtigen Bequemlichkeit Gehör giebt, werden sie genöthigt seyn, sich zu trennen. Ihr Glück ist an ihre Einigkeit gebunden, und ihre Einigkeit wird nach Verhältniß ihrer vollkommnen Unterwerfung unter das Princip glückliche Früchte bringen.

Nach dem Maaß, daß ihre Anzahl sich vermehrt, daß der Boden, den sie einnehmen, sich erweitert, entwickelt sich die Regierung, und nimmt eine Gestalt und einen Charakter an, welcher der Volksmenge, der Lage

und Ausdehnung des Landes, dem Grade der Civilisation u. s. w. angemessen ist; doch leitet sie dabei immer dasselbe Gefühl, und immer ist es dasselbe Bedürfniß, dem abgeholfen werden soll. Um gut zu seyn, soll eine Regierung keine andere Basis haben, als das Grundgesetz, keinen andern Zweck als seine Erfüllung und Aufrechterhaltung; denn es ist das einzige und untrügliche Element der Freiheit, der Gleichheit, folglich aller Gerechtigkeit, wie aller Ordnung auf Erden. Die Erfüllung des Grundgesetzes ist es also, was die Legitimität einer Regierung in der Ausübung der Macht bestimmt; woraus dann folgt, daß der Titel Dessen, der regiert, oder derer, die regieren, legitim seyn kann, während ihre Handlungen es nicht sind. Die Legitimität hängt also ab von zwei gleich unerläßlichen Bedingungen, von der Gesetzmäßigkeit des Titels oder der Ansprüche, und von der Rechtlichkeit der Handlung; denn die Völker sind nur schuldig und verpflichtet im Verhältniß der Gerechtigkeit, die man ihnen giebt. Eine Regierung aber, die sich von allen unreinen Bestandtheilen entbunden ausweiset, stellt sowohl den Willen Gottes vor in dem nothwendigen und unverbrüchlichen Princip der Gesellschaft, als auch den Willen des Volks, dessen Bedürfniß, das Princip zum Behuf seiner Erhaltung angewendet zu sehen, sie anerkennt.

Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet sind die Häupter der Regierung nicht gewöhnliche Beamte, welche auch nicht vorhanden seyn könnten; sie sind nicht bloß Handhaber der Ordnung. Sie sind in einer gesetzmäßigen Verfassung die Ordnung selbst; im Geist der Institution

müssen sie unveränderlich seyn, wie das Princip, kraft dessen sie existiren. An diese Unerschütterlichkeit ist das Glück und der Bestand der Nationen gebunden.

Wenn ich das Princip der Suveränetät in dem Princip der ewigen Gerechtigkeit finde, so darf dies die Freunde der Freiheit nicht erschrecken, indem die Freiheit keine mächtigere Bürgschaft hat; denn die Regel ist für den Fürsten, wie für das Volk.

Ich verwerfe die Suveränetät des Volks, nach den Begriffen nämlich, die man in neuerer Zeit damit verbindet. Nicht nur deswegen, weil dabei eine Unsicherheit, eine Beweglichkeit eintreten muß, die weder mit der Gerechtigkeit, welche sich immer gleich seyn soll, noch mit der Ordnung, ohne welche es keine Gesellschaft giebt, bestehen kann, und weil aus diesen Nachtheilen schon das Princip der Volks-Suveränetät sich hinlänglich als irrig ausweiset; sondern vorzüglich deswegen, weil das Princip, auf welches die menschliche Gesellschaft sich stützt, von dem Willen der Menschen unabhängig und mächtiger als dieser Willen seyn muß, indem dieser oft eigensinnige Wille der öffentlichen Gewalt nicht als Vorschrift dienen kann.

Ich nehme eben so wenig eine Suveränetät an, wie man solche in reinen und unumschränkten Monarchieen behauptet. Diese Suveränetät ist in ihren Folgen so seltsam und verderblich, als ihr Ursprung dem gesunden Menschenverstande widerspricht; denn da sie die Macht an kein Princip bindet, so kann nichts als Willkühr daraus hervorgehen. Die Schriftsteller, welche das Recht der Suveränetät auf — ich weiß nicht welche an-

geblichen Familien-Rechte gründen wollten, sind nicht einmal verständlich.

Was die Suveränetät des Titels betrifft, oder die Ansprüche auf Ausübung und Erhaltung der Macht: so beruht hier alles auf den Grundgesetzen des Staats, die von der Regierungsform unabhängig sind. Die Suveränetät des Titels ist eine bloße Sache der Uebereinkunft. Wenn aber Gott nicht Eine Regierungsform vor der andern vorgeschrieben, wenn er nicht Familien für die Erblichkeit der Throne, noch Magistrate für die Völkerregierungen angeordnet hat: so ist es deswegen doch nicht weniger offenbar, daß er das Glück der Nationen an den Bestand der Dinge geknüpft hat. Können nun die Völker dies aus den Leiden, welche Umwälzungen begleiten, erkennen: so werden die Fürsten ihrerseits sich überzeugen, daß nichts Bestand hat, als die Gerechtigkeit.

Erkennt man an, daß die öffentliche Gewalt im Willen Gottes ruht, daß sie ein Ausfluß seiner Macht ist, weil jene Gewalt in einer regelmäßigen Regierung nur zur Bewahrung des Princips eingesetzt ist, woran er die Erhaltung der Menschen im Ganzen und im Einzelnen gebunden hat; erkennt man an, daß die Gesetze nur die Folgerungen aus diesem Princip seyn können: so giebt man dadurch der höchsten Autorität im Staate, so wie den Gesetzen, einen religiösen Charakter, der bisher durchaus verkannt wurde. Wahrlich, Alles ist religiös, Alles ist heilig in dem Princip der Regierung. Dies fühlten alle entstehenden Völker, ehe es bei den alten Philosophen das Resultat ihrer Prüfung der Natur der Dinge wurde. In diesem Sinne kommt alle

Feinden derselben verworfen wird. Noch sind die Gemüther zu sehr von vorgefaßter Meinung beherrscht, um die Nothwendigkeit dieser Lehre anzuerkennen, und um zu bemerken, wie sie in gleichem Grade alle Unternehmungen der Anarchie sowohl, als jene der privilegirten Kasten zurückweist. Ich stelle sie hier also noch einmal auf, in der Ueberzeugung, daß sie endlich den Beifall aller redlichen Männer gewinnen wird.

Mittel, dazu zu gelangen; und dieses besteht darin, daß die Priester so bescheiden werden, als sie im Allgemeinen stolz sind; daß sie in eben dem Grade sanft werden, als Haß und Leidenschaften sie jetzt beherrschen; daß sie sich jene christliche Liebe erwerben, die sie predigen, ohne sie auszuüben; daß sie sich als Muster aller Tugenden betragen; daß sie sich mehr mit dem Glücke der Familien, als mit der Sorge für ihr Ansehn und ihre Wichtigkeit im Staate beschäftigen. Dann, aber nur dann, werden die religiösen Beschäftigungen durch ihre Reinheit, durch ihren Nutzen und durch die Vorschriften der Weisheit, die sie verbreiten, allgemeine Zustimmung erhalten und alle Herzen gewinnen. Daß dies bald geschehe, ist der eifrigste meiner Wünsche."



Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Erster Anfang des Kampfs der Hohenstaufen mit den theokratischen Universal-Monarchen.

Seit dem Abschluß des Wormser Concordats war ein Menschenalter verflossen, ohne daß die Universal-Herrschaft der Päbste irgend einen wesentlichen Abbruch erfahren hatte; und die natürliche Folge davon war, daß die Anmaßung sich in ein Recht zu verwandeln begann. Jene Nachgiebigkeit, welche Lothar dem Abt von Clairvaux bewiesen hatte, war von Konrad dem Dritten noch übertroffen worden, sofern er auf den Titel eines römischen Kaisers Verzicht geleistet und sich mit dem eines deutschen Königs begnügt hatte. Blieben sich nun Konrads Nachfolger in dieser Bescheidenheit gleich, so war der Vorrang des Pabstes vor allen Fürsten Europa's festge- [illegible] denn der Kaisertitel war das Einzige, wodurch [illegible] gemacht werden konnte, indem an diesen [illegible] Zurückerinnerungen anschlossen, die der [illegible] nichts weniger als günstig waren.

Gewalt von Gott, wie der h. Paulus sagt; der h. Petrus aber und Frau von Staël irren, aus verschiedenen Gesichtspunkten versteht sich, wenn sie die Regierungen eine menschliche Ordnung nennen. Frau von Staël behauptet: es gäbe in der Moral und in der Politik keinen Satz, über den die Autorität entscheiden könne. Ich behaupte dagegen, daß man die Autorität des Princips: Thue Anderen nicht, was du nicht willst, daß dir geschehe, anerkennen und als eine wohlthätige Offenbarung verehren müsse, die Gott dem Menschen ins Gewissen und ins Herz geschrieben.

Welche Bürgschaft für Ordnung, Harmonie, Bestand und Glanz erhält nicht die Gesellschaft durch Unterwerfung unter dies Princip! In welchem verschiedenen Lichte erscheinen nicht der Regent und die Gesetze! Ihre Identität macht sie, nächst Gott, zum Gegenstand der öffentlichen Verehrung. Behaupten sie aber wohl in der moralischen Welt die ihnen gebührende Stelle, wenn man aus der Regierung eine menschliche Anstalt macht, wenn eine Institution (die Kirche), welche nicht die Regierung ist, wenn Vorschriften einer andern Ordnung die Gedanken und die Gefühle der Menschen leiten? Man darf den Gesetzen und den Oberhäuptern der Regierung nicht nehmen, was ihr Wesen ausmacht; als die ersten in der Ordnung der Zeit, müssen sie auch die ersten in der Ordnung der Dinge seyn. *)

*) „Da die Autorität der Fürsten — sagt der Verfasser in einem nachfolgenden Kapitel — ein Ausfluß der primitiven Offenbarung ist, die durch alle nachfolgenden nur bestätigt und in Kraft

Ich habe diese Lehre bereits öffentlich bekannt gemacht; und ich weiß, daß sie nicht den Beifall aller Freunde der Freiheit erhalten hat, und daß sie von den

---

erhalten werden kann: so ist der Fürst, zu Folge des Princips seiner Einsetzung, der Ordner und das Haupt aller Offenbarungen, um sie dem Grundprincip der Gesellschaft unterzuordnen; er vereinigt sie in dem Innern seiner Autorität, und beschützt selbst den Irrthum, weil Gott ihn duldet. Auf diese Art bleibt der Fürst in der Ordnung der Dinge, was er in der Ordnung der Zeit ist. Da seine Autorität, welche aus der Natur des Menschen, den Rechten der Gesellschaft und aus dem Willen des Schöpfers entspringt durch die nachfolgende Offenbarungen weder verändert, noch entartet seyn kann: so ist er nothwendig das geistliche und religiöse Oberhaupt des Staats, wie er das politische Oberhaupt ist. Will man ihn nicht als solches anerkennen, so verkennt man den wahren Charakter der höchsten Autorität, verletzt die Rechte der Nationen, raubt dem Fürsten sein schönstes Vorrecht, entzieht den Gesetzen ihre Kraft und ihre Bürgschaft, und greift die Gottheit selbst in der sichtbarsten Kundmachung ihres Willens an. Der Fürst also ist, nach den Rechten der Völker, nicht bloß das Oberhaupt dieser oder jener Religion, sondern aller Religionen in seinem Staate, und die Häupter einer jeden müssen ihm untergeordnet seyn. Nur unter dieser Bedingung kann die Ordnung bei den Verschiedenheiten der positiven Religionen bestehen.

„Aber — wird man sagen — dies giebt eine Theokratie. Ich antworte: das religiöse Princip, auf solche Weise anerkannt und festgestellt, constituirt so wenig eine Theokratie, als die verfassungsmäßige Regierung den Despotismus constituirt, weil unter jener, wie unter dieser, die Autorität den Grundgesetzen untergeordnet ist, welche die Regierung nicht verletzen kann, ohne ihr eigenes Daseyn in Gefahr zu bringen. Man sieht übrigens leicht, wie weit wir noch von diesen Ideen entfernt sind, so lange wir die Erziehung dem zufälligen Einfluß solcher Lehren überlassen, die der Ordnung und den Gesetzen geradezu widersprechen. Zwar glaubt man dadurch die Macht und die Religionen wieder herzustellen; aber man irrt. In der gegenwärtigen Zeit giebt es nur Ein

Feinden derselben verworfen wird. Noch sind die Gemüther zu sehr von vorgefaßter Meinung beherrscht, um die Nothwendigkeit dieser Lehre anzuerkennen, und um zu bemerken, wie sie in gleichem Grade alle Unternehmungen der Anarchie sowohl, als jene der privilegirten Kasten zurückweiset. Ich stelle sie hier also noch einmal auf, in der Ueberzeugung, daß sie endlich den Beifall aller redlichen Männer gewinnen wird.

Mittel, dazu zu gelangen; und dieses besteht darin, daß die Priester so bescheiden werden, als sie im Allgemeinen stolz sind; daß sie in eben dem Grade sanft werden, als Haß und Leidenschaften sie jetzt beherrschen; daß sie sich jene christliche Liebe erwerben, die sie predigen, ohne sie auszuüben; daß sie sich als Muster aller Tugenden betragen; daß sie sich mehr mit dem Glücke der Familien, als mit der Sorge für ihr Ansehn und ihre Wichtigkeit im Staate beschäftigen. Dann, aber nur dann, werden die religiösen Beschäftigungen durch ihre Reinheit, durch ihren Nutzen und durch die Vorschriften der Weisheit, die sie verbreiten, allgemeine Zustimmung erhalten und alle Herzen gewinnen. Daß dies bald geschehe, ist der eifrigste meiner Wünsche."

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Erster Anfang des Kampfs der Hohenstaufen mit den theokratischen Universal-Monarchen.

Seit dem Abschluß des Wormser Concordats war ein Menschenalter verflossen, ohne daß die Universal-Herrschaft der Päbste irgend einen wesentlichen Abbruch erfahren hatte; und die natürliche Folge davon war, daß die Anmaßung sich in ein Recht zu verwandeln begann. Jene Nachgiebigkeit, welche Lothar dem Abt von Clairvaux bewiesen hatte, war von Konrad dem Dritten noch übertroffen worden, sofern er auf den Titel eines römischen Kaisers Verzicht geleistet und sich mit dem eines deutschen Königs begnügt hatte. Blieben sich nun Konrads Nachfolger in dieser Bescheidenheit gleich, so war der Vorrang des Pabstes vor allen Fürsten Europa's festgestellt; denn der Kaisertitel war das Einzige, wodurch jener streitig gemacht werden konnte, indem an diesen Titel sich so viele Zurückerinnerungen anschlossen, die der priesterlichen Anmaßung nichts weniger als günstig waren.

Die deutschen Könige selbst hatten also alle Ursache, den Kaisertitel nicht fahren zu lassen; denn, wie wenig er auch den Berechtigungen der römischen Imperatoren entsprechen mochte, so enthielt er doch immer eine Auszeichnung, wodurch ihre Bestimmung, als Könige, erleichtert wurde, und seitdem das Studium des alten Römerrechts wieder in Aufnahme gekommen war, bildeten die Legisten für den, der den Kaisertitel führte, eine Macht, die einige Achtung verdiente. Uebrigens begreift man, daß ein Recht, welches durch solche Waffen vertheidigt werden mußte, noch immer schlecht vertheidigt war; denn, wenn eine Gesetzgebung nicht für den vorhandenen Gesellschaftszustand paßt, so muß aus ihr Ein Widerspruch nach dem andern hervorgehen und in der allgemeinen Verwirrung Alles unentschieden bleiben.

Als Konrad der Dritte im Jahre 1152 zu Bamberg starb, empfahl er zu seinem Nachfolger — nicht seinen unmündigen Sohn, sondern den Sohn seines Bruders Friedrich, der sich ehemals um die Königskrone beworben hatte, und seitdem 1147 als Herzog von Schwaben gestorben war. Der Empfohlene hieß Friedrich der Rothbart, und befand sich in der Blüthe seines Lebens. Durch Muth und Standhaftigkeit ausgezeichnet, hatte er auf dem letzten Kreuzzuge so viel Beweise von Kriegserfahrenheit und Staatsklugheit gegeben, daß er ein Gegenstand allgemeiner Hochachtung geworden war.

Seine Wahl war, wie es scheint, mit keinen Schwierigkeiten verbunden. Welchen Einfluß der römische Hof auf dieselbe hatte, läßt sich nicht bestimmen; wenn aber dieser Hof seine Beruhigung in dem Daseyn des jungen

Herzogs von Sachsen fand, von welchem sich annehmen ließ, daß er ein Gegner des Königs bleiben werde, so dürfte an dieser Voraussetzung wenig zu tadeln seyn. Die deutschen Wahlfürsten hielten, sagt man, den Gedanken fest, daß Friedrich vermöge seiner Abstammung einer Seits von den Saliern und anderer Seits von den Welfen (mit jenen war er durch seine Großmutter Agnes, mit diesen durch seine Mutter verwandt) die Kraft haben werde, den alten Haß beider Häuser beizulegen. Wahrscheinlicher ist, daß die deutschen Wahlfürsten dieselbe Politik mit dem römischen Hofe gemein hatten, und nichts weiter in Anschlag brachten, als die Unbedeutsamkeit eines Herzogs von Franken. Daß in Friedrich ein Geist lebte, der sich ganz neue Mittel schaffen und Otto's des Großen Rolle wiederholen könnte — dies war etwas, wovon sie schwerlich eine Ahnung hatten.

Kaum war Friedrichs Wahl in Rom bekannt geworden, als Eugenius der Dritte, der gegen das Ende des Jahres 1152 sich mit den Römern verglichen hatte, auf einen Congreß antrug, um dem Frieden zwischen der Kirche und dem Reiche Festigkeit und Dauer zu geben. Friedrich nahm diesen Vorschlag mit der Bereitwilligkeit an, die seine mißliche Lage gebot. Von beiden Seiten wurden die Abgeordneten ernannt, und an den Grenzen Deutschlands und Italiens (wahrscheinlich zu Costnitz) traten die Geschäftsträger des Pabstes mit denen des Königs zusammen. Die Punkte, worüber sie sich vereinigten, waren folgende: 1) der König sollte, ohne die Genehmigung des Pabstes und seiner Nachfolger keinen Frieden oder Waffenstillstand, weder mit dem

König Roger von Sicilien, noch mit den rebellischen Römern schließen; 2) aus allen Kräften die letzteren zwingen, sich dem gegenwärtigen Pabste zu unterwerfen, und in derselben Unterwürfigkeit zu verharren, die sie in dem zuletzt verflossenen Jahrhundert seinen Vorfahren bewiesen; 3) gegen Jedermann die Vorrechte des heil. Petrus und die Freiheiten der heil. römischen Kirche vertheidigen, und ihr mit der ganzen Kraft seines Königreichs zur Wiedererlangung des etwa Verlornen verhelfen; 4) keins von den disseits des Meeres gelegenen Ländern an den griechischen Kaiser abtreten, und wenn sich dieser irgend eines Landes bemächtigen wollte, ihn daraus ohne Verzug verjagen. Dagegen machte der Pabst sich anheischig: dem Könige die Kaiserkrone zu verleihen, sobald ihm seine Angelegenheiten gestatten würden, zum Empfang derselben nach Rom zu kommen; ihn aus allem Vermögen bei der kaiserlichen Würde zu schützen; die, welche ihm den Gehorsam versagen würden, mit Kirchenstrafen zu belegen, und, wenn sie ihm nicht Genugthuung leisten sollten, sogar von der Gemeinschaft der Kirche auszuschließen; endlich dem griechischen Kaiser kein Land disseits des Meeres zu verwilligen, und, wenn er sie etwa feindselig überfallen sollte, die Macht des heil. Petrus gegen ihn anzuwenden.

Dieser Vertrag, von Bischöfen, Aebten, Markgrafen und Grafen unterzeichnet, schien ein gutes Vernehmen zwischen dem Pabste und dem Kaiser für immer festzustellen; allein kaum waren wenige Monate verflossen, so zeigte sich, daß geistliche und weltliche Macht nicht mit gleichen Rechten neben einander be-

stehen können, weil es zum Wesen der Macht gehört, eine einige zu seyn.

Friedrich, Erzbischof von Magdeburg war gestorben; und da das Kapitel sich nicht über die Wahl seines Nachfolgers einigen konnte, so wendete sich die schwächere Parthei an den König. Dieser bemühete sich vergebens, die Kapitularen Eines Sinnes zu machen. Als er sah, daß Autorität entscheiden müsse, brachte er den Bischof Wichmann von Zeiz in Vorschlag. Ihn wählte die eine Parthei; die andere aber nahm ihre Zuflucht zu dem Pabste, indem sie behauptete, Wichmann sey nicht kanonisch gewählt, sondern, allen Kirchenverordnungen zum Trotz, durch das Ansehn des Königs aufgedrungen worden. Der König rechtfertigte sein Verfahren durch die Behauptung, daß er nach dem Inhalte des Wormser Concordats berechtigt sey, den erledigten Stuhl zu besetzen, so oft die wählenden Personen uneins wären, und daß der Erwählte, obgleich durch die Mehrheit der Stimmen erkoren, nicht eher dürfe ordinirt werden, als bis er vermittelst des Scepters von dem Landesherrn die Belehnung empfangen. Ein solches Recht wollte Eugenius nicht streitig machen; dabei aber weigerte er sich, einzuräumen, daß es einem Landesherrn zukomme, einen Bischof von dem einen Stuhl auf den andern zu versetzen. Er bestand demnach darauf, daß zu einer neuen Wahl geschritten, und der Erzbischof Wichmann nach Zeiz zurückgeschickt werden sollte. Trotz dieser Forderung blieb Wichmann in Magdeburg, weil der König ihn belehnt und weil die meisten deutschen Erzbischöfe seine Wahl gebilligt hatten. Welche Folgen der Eigensinn

auf beiden Seiten gehabt haben würde, wenn Eugenius der Dritte nicht den 8. Juli 1153 zu Tivoli gestorben wäre, läßt sich nur vermuthen. Die gemäßigte Denkungsart seines Nachfolgers Anastasius des Vierten fand es rathsam, den angefangenen Streit nicht aufs Aeußerste zu treiben; und Anastasius handelte hierin um so vernünftiger, weil der große Vermittler geistlicher und weltlicher Macht, Bernhard Abt von Clairvaux, beinahe gleichzeitig mit Eugenius dem Dritten gestorben war, ein Ansehn, wie das seinige, aber nur selten entstehen kann.

Der Zustand, worin Konrad der Dritte das deutsche Reich zurückgelassen hatte, war nichts weniger als vortheilhaft. In welcher Achtung auch die Hohenstaufen bei Denen stehen mochten, welche durch die Trennung der Herzogthümer Sachsen und Baiern gewonnen hatten: verschieden von ihrem Interesse war das eines Königs, der, um seine Bestimmung erfüllen zu können, von einer überwiegenden Parthei unterstützt werden mußte. Der bloße Umstand, daß Heinrich des Stolzen Sohn, seit dem Jahre 1138 zum Manne gereift war, veränderte die ganze Lage des Königs, wenn das politische System seines Oheims beibehalten werden mußte. Doch nicht genug, daß aus dem Knaben ein Mann geworden war: der junge Heinrich, welcher in der Folge den Beinamen des Löwen erhielt, gehörte in einem Alter von vier und zwanzig Jahren durch seine persönlichen Eigenschaften zu den trefflichsten Fürsten Deutschlands. Wenige übertrafen ihn in ritterlichen Geschicklichkeiten. Dabei war ihm wissenschaftliche Bildung nicht ganz fremd; zum

wenigsten fesselten die Begebenheiten der Vorwelt seine Aufmerksamkeit und die Geschichte seines eigenen Hauses war eine von seinen Lieblingsbeschäftigungen. Selbst im Kriege hatte er sich bereits versucht, und im Verein mit Albrecht dem Bär und mit den Dänen die Ueberreste des Wendenreichs gestürzt, nicht ohne sich zu vergrößern. Ernst und strenge leitete er in seinen Staaten alles nach seinem Willen; hierin um so mehr zu entschuldigen, je mehr die Staatsgesetzgebung seiner Zeit ein Chaos war, worin die Fürstenmacht den einzigen Lichtpunkt bildete.

Ein solcher Fürst durfte von Friedrich dem Ersten um so weniger vernachlässigt werden, je mehr das Herzogthum Sachsen sich durch seinen Umfang und durch den eigenthümlichen Geist seiner Bewohner vor den übrigen deutschen Herzogthümern auszeichnete. Wüßten wir genauer, von welcher Art die persönlichen Eigenschaften des Herzogs von Baiern gewesen, so würde Friedrichs Entschluß, das Werk seines Oheims aufzuheben, uns vielleicht in größerer Nothwendigkeit erscheinen. Den Herzog von Sachsen zu gewinnen, gab es immer nur Ein Mittel; nämlich die Wiedervereinigung von Sachsen und Baiern unter einem Oberhaupte. Was Heinrichs Oheim Welf, trotz seinen geheimen Verbindungen mit den Königen von Sicilien und Ungarn, nicht hatte bewirken können, das getraute sich Heinrich selbst durch eine kluge Benutzung der Lage zu erringen, worin sich der König von Deutschland befand. Die größte Schwierigkeit war, den Herzog Jasamirgot von Baiern zu einer Entsagung zu bewegen, ihn, dessen Vorgänger durch einen Ausspruch des Reichstags zum Herzog von Baiern

war ernannt worden. Es wurden geheime Unterhandlungen angeknüpft; da aber Friedrich keinen hinreichenden Ersatz für Baiern anbieten konnte, so stützte sich Jasamirgot auf sein Recht, und die Verlegenheit des Königs blieb, was sie bei seinem Regierungsantritt gewesen war.

Indeß mußte der Knoten auf irgend eine Weise gelöset oder zerschnitten werden; und in einer Ordnung der Dinge, worin nichts fest stehet, nichts durch eine vernünftige Abstufung gehalten wird, ist vieles möglich, was sonst nicht Statt finden würde. In Deutschland führte die Vermengung des Persönlichen mit dem Sächlichen zu allen Zeiten den Nachtheil mit sich, daß das Verfahren der Fürsten zwischen Politik und Gerechtigkeit hin und her schwankte, und daß der Vortheil des Augenblicks über Angelegenheiten entschied, welche einer höheren Regel hätten folgen sollen. Friedrich hatte also gar nicht Ursache, an dem glücklichen Erfolge seines Unternehmens zu verzweifeln, nachdem seine geheimen Unterhandlungen mit dem Herzog von Baiern fehlgeschlagen waren. Da Konrad der Dritte vor seinem Zuge nach Palästina mehr als einmal eingestanden hatte, daß Heinrich dem Stolzen Unrecht geschehen sey: so ließ sich das, was in sich selbst eine Sache der Politik gewesen war, leicht in eine Rechtssache verwandeln, über welche ein Reichstag entscheiden konnte; und Friedrich berief denselben nach Würzburg, wohin also auch der Herzog von Baiern entboten wurde. Doch in solchen Fällen wußte der Vorgeladene genau, was ihm bevorstand; und das einzige Rettungsmittel war, der Vorladung zu trotzen.

Jasamirgot erschien also nicht auf dem Reichstage. Was Friedrich that, um dieselben Reichsfürsten, welche sich unter seinem Oheim so bestimmt gegen die Vereinigung der Herzogthümer erklärt hatten, in sein Interesse zu verflechten, erklärt sich leicht aus der sittlichen Schwäche zahlreicher Versammlungen; kurz, nachdem Jasamirgot auch der zweiten und dritten Vorladung getrotzt hatte, wurde von dem Reichstage zu Goslar — zwar nicht die Acht über ihn ausgesprochen, doch erklärte man den jungen Herzog von Sachsen für den einzigen rechtmäßigen Regenten von Baiern, mit dem Zusatze, daß die Schadloshaltung für den Herzog Jasamirgot nach der Rückkehr des Königs von Italien erfolgen sollte. Heinrich trat also nicht sogleich in den Besitz der herzoglichen Vorrechte in Beziehung auf Baiern; und so wie aller Besitzstand im zwölften Jahrhundert bedingt war, so konnte auch Heinrich auf die Erfüllung des ihm gewordenen Versprechens nur in sofern rechnen, als er sich entschloß, den König auf dem sogenannten Römerzuge zu unterstützen. Dieser wurde bald nach der Reichsversammlung in Goslar angetreten; und aus der ersten Erscheinung Friedrichs in Italien entwickelte sich eine Reihe von Begebenheiten, deren Einfluß sich über ganz Europa erstreckte und für Deutschland, wie wir weiter unten sehen werden, die wichtigsten Folgen hatte.

Friedrich's Zug nach Italien hatte einen doppelten Zweck: einmal, die Kaiserkrone, welche seit Karls des Großen Zeiten nur in Rom erworben werden konnte; zweitens, die Wiederherstellung der in Italien verlornen Königsrechte.

Seine letzten Vorgänger hatten Italien vernachlässigt: Lothar aus Schonung für den Pabst; Konrad, weil die Schlauheit des römischen Hofes ihn sogar um die Kaiserkrone betrogen hatte. Die Folge davon war keine andere gewesen, als daß die bedeutendsten Städte Ober- und Mittel-Italiens sich mehr als jemals unabhängig gemacht hatten. Hiermit aber hingen große Verluste zusammen. Als Könige von Italien besaßen die deutschen Kaiser seit Otto's des Großen Zeit die meisten Städte Oberitaliens mit gutsherrlichen und oberlehnsherrlichen Rechten; und diese waren so einträglich, daß sie nicht verloren gehen durften, wofern bei der unglücklichen Wendung, welche die Königswahl genommen hatte, die höchste Reichswürde irgend eine angemessene Ausstattung behalten sollte.

Wenn die Städte Italiens nach Unabhängigkeit rangen, so geschah es mehr, weil sie von Rom aus dazu aufgemuntert wurden, als weil die ihnen auferlegte Last unerträglich gewesen wäre. Dazu kam aber in den letzten dreißig Jahren, daß die Regierung der deutschen Könige ganz unfühlbar geworden war; denn, wo so etwas Statt findet, da entsteht ein unmäßiger Wunsch nach Freiheit, der nur allzuleicht zur Empörung verleitet. Außerdem waren nicht nur mehrere italienische Städte in dem Besitz ihrer alten Municipalitäts-Rechte geblieben, sondern sie hatten die Zahl ihrer Privilegien durch die Gunst einzelner Kaiser vermehrt, die ihres Beistandes in dem Kampfe mit den theokratischen Universal-Monarchen bedurften. Es ist also wahrlich nicht leicht, in dem Verhältniß dieser Städte zu den deutschen

Königen den Rechtspunkt so auszumitteln, daß aller Vortheil auf Seiten der letzteren bliebe. Auf jeden Fall muß man sich dafür entscheiden, daß etwas Unnatürliches darin obwaltete. Eine Regierung, wie die der deutschen Könige, paßte unstreitig sehr schlecht für einen gesellschaftlichen Zustand, wie er sich gegen der Mitte des zwölften Jahrhunderts in Ober-Italien entwickelt hatte.

Zur Hervorbringung einer größeren Theilung der Arbeit und einer davon abhängigen allgemeineren Wohlhabenheit bedarf es in einem von der Natur selbst gesegneten Lande nur der Verbindung des Handels mit der Landwirthschaft; und gerade diese fand sich in der eben genannten Periode am meisten bei den Italienern, deren in ganz Europa verbreitete Handelsleute auf eine bewundernswürdige Weise zur Belebung jeder Art von Betriebsamkeit beitrugen. Die Vergrößerung, welche der europäische Markt durch die Kreuzzüge erhalten hatte, offenbarte ihre heilsamsten Wirkungen gerade in Italien durch den Antheil, den die Venetianer, Genueser und Pisaner an diesen Unternehmungen hatten; denn dieser Antheil weckte Arbeit und gewährte Reichthümer.

Die Wohlhabenheit aber will auf ihre eigene Weise beschützt seyn: sie verträgt sich nicht mit Schranken einer Willkühr, die aus der Ferne wirkt. Nichts war daher natürlicher, als daß das Bedürfniß einer unmittelbaren Regierung zu Einrichtungen führte, mit welchen das Ansehn der deutschen Könige nicht bestehen konnte. Diese Einrichtungen bestanden darin, daß man sich zu militärischen Communen ausbildete, deren Verwaltung besonderen Consuln übertragen wurde. Genua hatte das erste

Beispiel gegeben; Mailand, Florenz, Pisa u. s. w. waren demselben gefolgt. Indem aber die Gemeinden selbst ihre Obrigkeit wählten, ohne sie von der Staatshoheit in Deutschland bestätigen zu lassen, hoben sie ihre bisherigen Verhältnisse zu dem Könige auf. Jene antimonarchische Verfassung, wodurch Rom so groß und zugleich so unglücklich geworden war, bemächtigte sich der Köpfe mit so unwiderstehlicher Gewalt, daß es in Italien keine nur einigermaßen bedeutende Stadt gab, welche nicht in die Fußtapfen Roms zu treten gewünscht hätte. Der Freiheitssinn gab den Ausschlag über jede Betrachtung und verblendete gegen jede Gefahr. Was in den letzten Regierungsjahren Heinrichs des Fünften begonnen war, wurde mit rastlosem Eifer fortgesetzt; und die Päbste sahen diesem Schauspiele mit Vergnügen zu, weil sie in der Unabhängigkeit der Städte Oberitaliens eine Stütze mehr für ihr Ansehn zu gewinnen hofften; sie beförderten sogar die Vereine, in welche einzelne Städte traten, um sich gegen den gemeinschaftlichen Feind, den deutschen Kaiser, nachdrücklicher vertheidigen zu können.

Dies war die Lage der Sachen, als Friedrich der Erste, am Schluß des Jahres 1157, an der Spitze eines nicht unbeträchtlichen Heeres in Italien erschien. Die Hindernisse, auf welche er allenthalben stieß, empfahlen ihm Behutsamkeit. Bald wurde ihm klar, daß er sich erst durch Aufsetzung der italienischen Königs- und der deutschen Kaiserkrone die Berechtigung zu den Händeln erwerben müsse, die er bei seinem festen Entschlusse, den kaiserlichen Rechten über Italien nichts zu vergeben, nicht länger vermeiden zu können glaubte.

Als er vor Verona's Thoren anlangte fand er dieselben verschlossen; nur die Kraft des Geldes vermochte sie zu öffnen; und obgleich Friedrich die Abgeordneten, welche die versprochenen Summen in Empfang nehmen sollten, als Rebellen aufhängen ließ, so verbesserte doch diese Strenge den Geist der italienischen Städte keinesweges: denn man fand dies Betragen nur heimtückisch und barbarisch. Friedrich eilte von Verona nach Pavia, wo der Erzbischof ihm die Königskrone aufsetzte, und ging sodann nach Rom zum Empfang der Kaiserkrone.

Anastasius der Vierte war den 2. Dec. 1154 nach einer Regierung von siebzehn Monaten gestorben und Nicolaus Brekspear, der Sohn eines englischen Geistlichen, gleich am folgenden Tage unter der Benennung Hadrian der Vierte sein Nachfolger geworden. In Rom dauerte die Gährung fort, deren Urheber Peter Abälard und Arnold von Brescia waren; denn noch immer verfolgten die Römer den Gedanken, daß die Herrschaft eines geistlichen Oberhaupts ein Unglück sey, von welchem man sich zu befreien streben müsse. Arnold von Brescia, der durch die Grafen von Campanien aus der Gefangenschaft, worin ihn der Cardinal Gerhard von St. Nicolaus hielt, war befreiet worden, schwärmte in Tuscien umher; und da er für seine antihierarchischen Ideen keinen besseren Stützpunkt finden konnte, als einen deutschen König, der auf dem Wege nach Rom war, so schloß er sich an Friedrich den Ersten an.

Unter solchen Umständen war von der Erscheinung Friedrichs in Rom an der Spitze eines Heeres allerdings sehr viel zu befürchten. Der deutsche König stand in

seinem Lager zu St. Quirico in Tuscien, als zwei Cardinäle in demselben erschienen, um die wahre Absicht Friedrichs zu erforschen und sich wegen eines Vergleichs mit ihm zu besprechen. Da Friedrichs nächste Absicht auf die Kaiserkrone ging, so hatte er keine Ursache die Abgesandten des Pabstes anders als mit den Merkmalen der Hochachtung zu behandeln. Zwar weigerte er sich, vor der Zurückkunft der Erzbischöfe von Cöln und von Ravenna, die er an den Pabst abgeschickt hatte, einen Vergleich zu schließen; doch um den päbstlichen Gesandten einen Beweis friedfertiger Gesinnungen zu geben, trug er kein Bedenken, den unglücklichen Arnold von Brescia an sie auszuliefern: eine Handlung, worin sich recht auffallend zeigt, bis zu welchem Grade Friedrich seinen wahren Vortheil verkannte, indem er dem Augenblick opferte, was er als sein zweites Selbst hätte bewahren sollen. Arnold von Brescia, unter einer starken Bedeckung nach Rom gebracht und dem Stadt-Präfecten übergeben, wurde unmittelbar nach seiner Ankunft im Gefängnisse erdrosselt, und damit das Volk mit seinen Reliquien nicht Aberglauben treiben möchte; so verbrannte man seinen Körper und warf die Asche in den Tiberstrom. So endigte einer der aufgeklärtesten Männer seiner Zeit, den man den ersten praktischen Protestanten nennen möchte, und dessen ganzes Verbrechen darin bestand, daß er etwas wollte, das im zwölften Jahrhundert nicht durchzuführen war.

Durch Arnold's Auslieferung für Friedrich den Ersten gewonnen, verließ der Pabst die Festung Castellane in welche er sich zurückgezogen hatte, um nöthigen Falls

Widerstand leisten zu können. Dieselbe Vorsichtigkeit, welche den deutschen König abgehalten hatte, vor der Zurückkunft seiner Abgeordneten einen Vergleich einzugehen, hatte auch den Pabst bestimmt, kein Versprechen von sich zu geben. Als nun die beiderseitigen Gesandten sich unterweges begegneten, wurden sie leicht einig, sich gemeinschaftlich zum Könige zu begeben, der in dem Lager von Viterbo stand. Nichts war leichter, als sich über den Hauptpunkt zu verständigen; denn wollte Friedrich die Kaiserkrone empfangen, so mußte er dem Pabste die nöthige Sicherheit geben. Dies nun geschah dadurch, daß Friedrich die Reliquien einiger Heiligen, das Kreuz und das Evangelienbuch in sein Gezelt bringen ließ, und einen von seinen Freunden ernannte, der in seinem Namen schwören mußte, daß er dem Pabst Hadrian und den sämmtlichen Cardinälen Leben, Glieder, Freiheit und Ehre erhalten wollte. Mit dieser Beruhigung kehrten die päbstlichen Abgeordneten nach Rom zurück, während Friedrich nach Sutri vorging und sich daselbst lagerte. Hadrian trug jetzt kein Bedenken, sich von Nepi aus in das königliche Lager zu begeben. Von den Reichsfürsten und den Befehlshabern des Heeres empfangen und bis zum Gezelt des Königs begleitet, stand er im Begriff, sich der ganzen Welt als den Freund Friedrichs darzustellen, als die Ungeschicklichkeit, welche dieser beim Halten des Steigbügels beging, alles rückgängig zu machen drohete. Es war unstreitig sehr verzeihlich, wenn der König in Verrichtung von Stallmeisterdiensten keine Fertigkeit hatte; allein so zart war das Gefühl der Priesterschaft in allem, was auf Unter-

ordnung hindeutete, daß die Cardinäle in die größte Bestürzung geriethen und auf der Stelle nach Castellana entflohen. Hadrian blieb zwar zurück; doch da er seinen Cardinälen nicht Unrecht geben durfte, so wurde das Geschehene so lange erörtert, bis Friedrich sich, auf den Rath der Reichsfürsten, bequemte, sein Versehen wieder gut zu machen, welches dadurch geschah, daß er, im Angesicht des ganzen Heeres, den zu Pferde gebrachten Pabst in der Weite eines Steinwurfs als Stallmeister begleitete und ihm beim Absetzen den Bügel hielt. Jetzt erhielt er den Friedenskuß, welchen der Pabst bis dahin versagt hatte.

Als Friedrich von Sutri nach Rom vorrückte, erschienen römische Abgeordnete, die ihn ersuchten, den Römern bei Abschüttelung eines schimpflichen Priesterjoches seinen Beistand nicht zu versagen. Sie rühmten die Tapferkeit und Weisheit ihrer Vorfahren; sie breiteten sich aus über die von den Römern gemachten Eroberungen; sie beseufzeten den jammervollen Zustand, in welchen sie nach und nach gerathen wären, die Sklaven der Priester zu seyn; sie sprachen endlich von der Unverlierbarkeit der Rechte, und wie sie von dem römischen Senate und Volke abgeschickt wären, dem König der Deutschen, dem sie das römische Bürgerrecht zu ertheilen kein Bedenken trügen, die Kaiserkrone unter der Bedingung anzutragen, daß er ihre alten Vorrechte beschützen und den Glanz des Senats und des Ritterordens wiederherstellen wollte. Dies alles war allzu lächerlich, als daß ein vernünftiger Mann darauf hätte eingehen können. Friedrich, der nach Rom gegangen war, die Kai-

serkro-

serkrone kraft göttlichen Rechtes zu erhalten, verwies den römischen Abgeordneten ihre Anmaßung und schickte sie, unverrichteter Sache nach Rom zurück. Auf den Rath des Pabstes wurden die Leostadt und die Peterskirche, wo die Krönung verrichtet werden mußte, mit einer Schaar auserlesener Reiter besetzt; und gleich am folgenden Tage kamen Pabst und König an der Spitze des Heeres in der Leostadt an, und begaben sich, unter den nöthigen Sicherungsanstalten, in die Peterskirche, wo die Krönung ganz ungestört erfolgte. Dies geschah den 18ten Juni 1155 am Altar des Apostel Petrus und Paulus, nach einer Messe zur Ehre der heiligen Jungfrau Maria. Nach vollendeter Krönungsfeierlichkeit gingen Pabst und Kaiser in das Lager zurück. Hier waren beide auf nichts weniger als auf einen Anfall gefaßt, als die Römer von der Engelsburg aus, die in ihren Händen war, über die in der Leostadt zurückgebliebenen, Deutschen herfielen, sie durch die Menge überwältigten, und bis ins Lager vorgedrungen seyn würden, wenn nicht der Herzog Heinrich von Sachsen sich dem Strome entgegengeworfen und ihn in seine Ufer zurückgedrängt hätte. Da Friedrichs Zwecke im Wesentlichen erreicht waren, und die heiße Jahreszeit seinem Heere gefährlich zu werden drohete: so ging er, nach der Einnahme von Spoleto, das sich ihm wiedersetzen wollte, ohne Zeitverlust nach Deutschland zurück, wo er alles zur Vollendung seiner Entwürfe vorzubereiten hoffte.

Nach seiner Ankunft in Deutschland machte Friedrich seinen Freunden kein Geheimniß aus dem tiefen Abscheu, den er gegen das Pabstthum gefaßt hatte.

Dem Erzbischof von Trier schrieb er: „Das Haus Petri sey in Rom eine Mördergrube, eine Wohnung des Satans geworden; ein zweiter Simon suche dort das Seine, nicht den Dienst Christi; alles biete er feil: Er aber wolle ihn mit der Ruthe des Reichs richten, ihn seine Städte und Festungen wieder abnehmen; seine Verbannungen fürchte er nicht, denn am meisten würden diese in Rom selbst verlacht." Nicht geringer war Friedrichs Groll gegen die Städte Oberitaliens. Um seine Zwecke desto schneller zu erreichen, bot er seine ganze Thatkraft auf, die Angelegenheit des Herzogs von Sachsen in Ordnung zu bringen; und da es hierbei auf nichts Geringeres ankam, als Baiern noch einmal mit Sachsen zu verbinden und den Herzog Jasamirgot zu entschädigen: so konnten nur außerordentliche Mittel aushelfen. Was man gegenwärtig die österreichischen Erblande nennt, wurde im zwölften Jahrhundert die Ostmark genannt und gehörte als Markgrafschaft zu dem Herzogthum Baiern. Von diesem wurde es durch Friedrich getrennt und zu einem besonderen Herzogthum erhoben, das er durch die Mark über die Ems vergrößerte. Der Herzog selbst erhielt die bedeutendsten Vorrechte: seinem Geschlecht wurde die Erbfolge gesichert, und zwar nicht bloß in dem männlichen, sondern selbst in dem weiblichen Stamme, wenn jener aussterben sollte; nur mit zwölf Geharnischten sollte der Herzog dem Reiche in einem Kriege gegen Ungarn auf Einen Monat dienen, innerhalb des Herzogthums aber er das Recht haben, sein Lehen nur in gewisser Frist zu nehmen, und das Reich von dem Lehnsbesitze eben so aus-

zuschließen, wie jeden anderen Stand, der es nicht von ihm empfangen wollte; niemand sollte ihn zwingen dürfen, anders als aus eigenem Willen vor dem Reiche zu Rechte zu stehen, und selbst der Kaiser nicht die Befugniß haben, an seinen Anordnungen das Mindeste zu verändern; endlich wurde ihm die Untheilbarkeit des Herzogthums und die freie Verfügung über dasselbe im Falle gänzlicher Erblosigkeit, so wie auch die Würde eines Pfalzfürsten bei öffentlichen Reichs- und Hoftagen und der nächste Rang nach den Kurfürsten zugestanden. Man sieht hieraus, daß die Herzoge von Oesterreich früher, als die übrigen Fürsten Deutschlands, zu einer Souveränetät gelangten, und man ist berechtigt, darin die Grundlage für die Rolle zu erblicken, welche das Erzhaus Oesterreich in späteren Zeiten gespielt hat. Was Friedrich der Erste that, geschah in der Ueberzeugung, daß er ohne den Beistand des Herzogs von Sachsen nichts vermögen werde, und daß auch dieser Beistand nur durch eine Vereinigung der Herzogthümer Sachsen und Baiern den nöthigen Nachdruck erhalten könne. Er kehrte also zu Lothars System zurück, indem er die Politik seines Oheims verdammte, die allerdings in so fern eine schlechte war, als man es nie auf Theilungen anlegen muß, wenn man große Wirkungen beabsichtigt. Leider gewann die kaiserliche Macht dadurch nicht wesentlich; denn immer blieb sie abhängig von dem guten Willen Dessen, der an der Spitze von Sachsen und Baiern stand: eine Lage, worin sie nur allzuleicht mit ihrer Bestimmung in Widerspruch treten konnte.

Während Friedrich sich auf diese Weise den Weg

zu einem neuen Feldzuge in Italien bahnte, fehlte es nicht an Händeln mit dem Pabste. Die ersten entstanden dadurch, daß Hadrian der Vierte den Vertrag brach, welchen Eugenius der Dritte mit Friedrich in Beziehung auf das gegenwärtige Königreich Neapel geschlossen hatte. Roger der Zweite durch Innocens den Zweiten zum König von Sicilien erhoben, war im Anfange des Jahres 1154 in einem Alter von acht und funfzig Jahren gestorben und Wilhelm, der einzig übrige von seinen Söhnen, sein Nachfolger geworden. Von dem Erzbischof Hugo von Palermo am Osterfeste des genannten Jahres gesalbt und gekrönt, versäumte Wilhelm, die Erlaubniß des Pabstes zur Fortsetzung seiner Regierung einzuholen. Dies war und blieb ohne Folge, so lange der friedfertige Anastasius die allgemeine Kirche regierte. Sobald aber Hadrian den päbstlichen Stuhl bestiegen hatte, wendeten sich die Dinge zum Nachtheil des Königs von Sicilien. Kaum waren seine Abgeordneten in Rom erschienen, um dem Pabste zu seiner Erhebung Glück zu wünschen, als sie Zurücksetzungen aller Art erfuhren. Diesen folgte bald die Erklärung, daß König Wilhelm als Lehnsträger des apostolischen Stuhls ohne die Genehmigung desselben die Königskrone nicht habe annehmen dürfen. Wilhelm, auf welchen der Geist der hohen Schulen zu Bologna und zu Paris zurückgewirkt hatte, blieb in Beleidigungen nicht hinter dem heil. Vater zurück; und nachdem dieser den Bannfluch gegen ihn ausgesprochen hatte, kam es zwischen Beiden zu einem förmlichen Kriege, worin Wilhelm die Oberhand behielt, indem er mehrere Städte des päbstlichen Domäns ver-

brannte, und auf seinem Rückzuge von Apulien die Wälle von Aquino, Pontecorvo und anderen festen Plätzen schleifte. In dieser Lage der Dinge bot der oströmische Kaiser Manuel Comnenus dem Pabste Freundschaft und Bündniß an; und beides wurde eifrig angenommen. Als entschlossener Feind des Königs von Sicilien hatte Manuel Comnenus den deutschen Kaiser während seines Rückzugs nach Deutschland durch zwei vornehme Abgeordnete zur Umkehr nach Neapel zu bereden versucht, und für diese Gefälligkeit eine nicht geringe Summe versprochen; doch Friedrich hatte seinen Marsch nach Deutschland fortgesetzt — unstreitig nicht sowohl aus Achtung für den mit Eugenius dem Dritten abgeschlossenen Vertrag, als weil er sich für ein solches Unternehmen allzu schwach fühlte. Nach dem mit dem Pabste abgeschlossenen Vertrage machte Manuel sich anheischig, Truppen nach Apulien zu senden, welche stark genug wären, den König Wilhelm aus Italien zu verjagen; zugleich aber wollte er dem Pabste fünftausend Pfund Goldes zahlen, wenn er es dahin brächte, daß die Truppen bei ihrer Landung drei apulische Seestädte zu ihrer Aufnahme bereit fänden. Das Letzte fand keine große Schwierigkeiten; denn, da Wilhelms Vater mehrere Barone, die sich seiner Verfügung nicht hatten unterwerfen wollen, verjagt hatte: so brauchte der Pabst diese nur zurückzurufen, um den griechischen Soldaten allenthalben die Thore zu öffnen. Apulien wurde in Kurzem der Schauplatz der größten Unordnungen, welchen Wilhelm, von Sicilien aus, mit blutendem Herzen zusah. Seine Lage war um so gefährlicher, weil es eine

Zeit lang ungewiß blieb, ob nicht auch der deutsche Kaiser sich gegen ihn erklären würde. Erst als er die Gewißheit hatte, daß Friedrich das Verfahren des Pabstes mißbillige, faßte er den Muth, jede Friedensunterhandlung aufzuheben und mit den Truppen seines Vaters nach Apulien überzugehen, um seine Sache zur Entscheidung zu bringen. Er schiffte sich zu Messina ein, landete, ohne irgend einen Widerstand zu erfahren, bei Salerno, ging auf Brindisi, wo das Heer des griechischen Kaisers gelagert war, und schlug es im raschen Angriff so, daß keine Spur davon in Apulien zurückblieb.

Von diesem Augenblick an war alles leicht. Bari, dessen Bewohner rebellirt hatten, wurde zerstört, und ein so schreckliches Schicksal gab die Geneigtheit zu einer allgemeinen Unterwerfung. Jetzt erschien Wilhelm an der Spitze seines Heeres vor Benevento, wo der Pabst noch immer mit den aufrührerischen Baronen verweilte um eine Rolle zu wiederholen, welche mehrere seiner Vorgänger zu ihrem größten Vortheil in dem Verkehr mit den Normannen gespielt hatten. Wirklich endigte sich das Schauspiel eben so, wie früher: Benevento capitulirte, und durch die Geschicklichkeit der Unterhändler wurde zwischen dem Pabste und dem Könige von Sicilien ein Friede vermittelt, welcher dahin zu Stande kam, daß der Pabst den König von dem Banne lossprach, ihn durch Ueberreichung dreier Fahnen mit den Königreichen Apulien und Sicilien und dem Fürstenthume Capua belieh, und ihn als den rechtmäßigen Besitzer von Neapel, Salerno und Ancona anerkannte; wogegen der König sich anheischig machte, alle Feindseligkeiten einzu

stellen, dem apostolischen Stuhl den Eid der Treue zu leisten, und als Lehnsträger der Kirche jährlich 600 Schifati (eine Goldmünze, deren Werth sich nicht mehr angeben läßt) wegen Apulien und Calabrien, und 500 wegen der anconitanischen Mark zu bezahlen. Der größte Vortheil, den Wilhelm erreichte, bestand darin, daß nebenher festgesetzt wurde: 1) ohne die Genehmigung des Königs sollte keine Appellation von dem Königreich Sicilien an den Pabst Statt finden; 2) ohne die Erlaubniß des Königs sollte kein apostolischer Legat in dieses Königreich geschickt werden; 3) die Geistlichkeit sollte bei ihren Wahlhandlungen zwar volle Freiheit haben, ehe aber die Wahl bekannt gemacht würde, sollte sie von dem Könige bestätigt werden. *)

---

*) So kämpfte man schon im zwölften Jahrhundert gegen die Werkzeuge Dessen an, was zu allen Zeiten Religion genannt ist: der sicherste Beweis, daß dadurch nur Unheil gestiftet wurde, und daß die Priesterschaft nur ihren besonderen Vortheil, keinesweges aber die Belehrung und Besserung der Gesellschaft im Auge hatte. Laut waren die Klagen der Cardinäle über Hadrians Zugeständnisse, welche allerdings dem Ansehn des römischen Stuhles großen Abbruch thaten; allein der Pabst bestätigte sie durch eine besondere Bulle, worin er erklärte, daß nicht die Gewalt sie abgedrungen, sondern daß sie freiwillig gemacht worden. Den priesterlichen Stolz zu retten, betrachtete man seitdem den König von Sicilien und Apulien als den gebornen Legaten des Pabstes; und durch diese Erdichtung, worin die ungleichartigsten Dinge vermengt waren, blieb die theokratische Universal-Monarchie gerettet. Sie gewann sogar dabei. Denn, indem die Fürsten, welche schon durch die Salbung für geheiligte, dem Laienstande entnommene Personen galten, sich ein Kirchenamt gefallen ließen, sprachen sie die Unterordnung des Staats unter die Kirche nur um so bestimmter aus, und diese eignete sich nur um so sicherer alle die Mittel an, wo-

Friedrich der Erste sah diesen Auftritten in Unteritalien als solchen zu, wodurch seine Absichten gefördert wurden. Beschäftigt mit den Anordnungen zu einem neuen Feldzug in Italien, that er nichts, wodurch er sich dem Pabste verbunden oder auch zum Feinde gemacht hätte: seine Politik war in diesem Punkte so vollkommen, daß Lob und Tadel gleich sehr verstummen mußten. Nur dem Pabste war sie verdächtig; und zwar um so mehr, da er den deutschen Kaiser hatte als einen Mann kennen lernen, zu dessen Wesen die Gleichgültigkeit nicht paßte. Voll von geheimen Ahnungen wagte es Hadrian nicht, gegen Friedrich hervorzutreten, bis endlich die Ehre des päbstlichen Stuhls Genugthuung wegen einer Sache forderte, die nicht mit Stillschweigen zu übersehen war. Dies war die Beraubung und Einkerkerung des Erzbischofs von Lund in Schweden, der, als er aus Italien in sein Vaterland zurückging, irgendwo geplündert

---

durch die Gesellschaft beherrscht wird. In Gregor's des Siebenten Idee lag ewige Trennung des Priesterstandes von dem Laienstande; allein die theokratische Universal-Monarchie konnte nicht verwirklicht werden, wenn Gregors Nachfolger nicht in mehreren Punkten nachgaben, und zu diesen gehörte auch Zurückhaltung in Ansehung päbstlicher Legaten (legati a latere oder laterales). Wie beschwerlich sich diese machten, werden wir sogleich sehen. Es war Urban der Zweite, welcher aus Erkenntlichkeit für die vielen Wohlthaten, die der römische Stuhl den normannischen Fürsten verdankte, der Herzog Roger von Sicilien zuerst von der Last der Legaten befreiete, woraus sich dann, ganz von selbst, die Idee eines gebornen Legaten in der Person des Fürsten entwickelte, nur daß die Könige von Frankreich, England und Deutschland diese Idee, als ihrem Wesen und ihrer Bestimmung widerstrebend, zurückweisen mußten.

und der Freiheit beraubt worden war. Genöthigt, dem Kaiser Vorwürfe darüber zu machen, daß er über diesen Vorgang keine Untersuchung angestellt hatte, that es der Pabst in den allerschonendsten Ausdrücken. Süßlicher hatte das Oberhaupt der Kirche nie an einen Fürsten geschrieben. „Womit," so fragte der Pabst, „haben wir euch jemals beleidigt? Wir sind uns nicht bewußt, irgend etwas gethan zu haben, das Euch den geringsten Anstoß hätte geben können. Mit der größten Zärtlichkeit haben wir Euch immer als unseren Sohn und als den allerchristlichsten Fürsten geliebt; und Ihr könnt noch nicht vergessen haben, mit welcher Freude Eure Mutter, die heilige römische Kirche, Euch aufnahm, und wie willig sie euch die kaiserliche Krone und mit derselben alle Macht und Ehre ertheilte. Wir bereuen es nicht, in allen Stücken Euer Verlangen erfüllt zu haben; ja, wir würden uns freuen, wenn wir Euch noch größere Wohlthaten erwiesen hätten; denn wir erwägen die vielen Vortheile, die uns und der Kirche daraus würden zugewachsen seyn. Weil ihr aber gegen ein so verabscheuungswürdiges Verbrechen, zur Schande der allgemeinen Kirche und des Reichs, gleichgültig zu seyn scheint: so besorgen wir, daß einige übelgesinnte Personen sich ein Geschäft daraus gemacht haben, den Saamen der Zwietracht unter uns auszustreuen." —

Es lag gewiß nicht in den Absichten des Pabstes den Kaiser durch dies Schreiben zu beleidigen; aber es giebt Umstände, wo die Beleidigung sich nicht vermeiden läßt. Durch die hohen Schulen zu Bologna und Paris war die Ansicht, welche man bis zum zwölften Jahr=

hundert von der Kirche gehabt hatte aufs Wesentlichste verändert worden; man hatte das Ding historisch aufgefaßt, und war zu Resultaten gelangt, welche dem unbeschränkten Ansehen der Päbste nichts weniger als günstig waren. Friedrich, durch seine ganze Lage zum Protestantismus hingezogen, hatte sich mit Köpfen umgeben, die, in jenen hohen Schulen gebildet, der römischen Feinheit sehr wohl gewachsen waren, und außerdem noch wußten, daß man ihr am sichersten durch Derbheit begegnet. Dolmetsch des päbstlichen Schreibens war der Reichskanzler Rainald, und seine Auslegung der Worte: „die heil. römische Kirche hat Euch die Kaiserkrone mit aller Macht und Ehre ertheilt," brachte die gegenwärtigen Reichsfürsten so hart mit den päbstlichen Legaten an einander, daß, als einer von den letztern den Ausdruck vertheidigen wollte, der Pfalzgraf Otto von Baiern sein Schwert zog. Der Kaiser rettete zwar die Abgeordneten; aber er befahl ihnen, gleich am folgenden Tage nach Rom zurückzugehen, ohne auf ihrer Reise bei einem Bischof oder Abt anzusprechen. Hatte es jemals ein Band zwischen Hadrian und Friedrich gegeben, so war es zerrissen.

Den Geist der Hochschulen zu Bologna und Paris nimmt man sehr deutlich in dem Cirkel-Schreiben wahr, welches der Kaiser nach diesem Vorgange an die Reichsfürsten und Bischöfe erließ, um ihr Erstaunen über sein Verfahren zu mäßigen. In diesem Schreiben sagte der Kaiser den Reichsfürsten und Bischöfen unter andern: er habe die Legaten schnell entfernt, weil in ihren Taschen verschiedene mit Unterschrift und Siegel versehene

Papiere gefunden worden, die, von ihnen ausgefüllt, die Berechtigung zur Ausplünderung der Kirchen, zur Beraubung der Altäre, zur Wegnahme der heiligen Gefäße und zur Ausschälung der Crucifixe enthalten haben würden. „Da wir — so endigt sich das kaiserliche Schreiben — nächst Gott durch die Wahl der Reichsfürsten zur königlichen Würde und zum Kaiserthum gelangt sind; da auch der heil. Petrus Allen befiehlt, Gott zu fürchten und den König zu ehren: so greifet der, der sich zu sagen getrauet, daß wir die kaiserliche Krone von dem Pabst, als eine Wohlthat oder Geschenk *) empfangen haben, eine von Gott selbst getroffene Ordnung an; er widerspricht dem heil. Petrus, und ist ein Lügner. Wir wollen dem Pabste die Hochachtung, die ihm gebühret, erweisen; aber unsere Krone haben wir von Gott allein. Der Erzbischof von Mainz votirt bei der Wahl zuerst: nach ihm die übrigen Fürsten, jeder nach seinem Range. Wir empfangen die königliche Salbung von dem Erzbischof von Cöln, und die kaiserliche von dem Pabste. Alles andere ist überflüssig und kommt vom Uebel. Gott hat die Kirche vermöge des Reichs erhoben, und gleichwohl will die Kirche das Reich zerstören. So etwas kommt nicht von Gott. Den Anfang machten die Päbste mit einem Gemählde, von dem Gemählde schritten sie zu schriftlichen Aufsätzen, und

*) Der Ausdruck des Pabstes war beneficium; so aber wurde in der neu lateinischen Sprache das Lehen benannt. Der Pabst hatte demnach die Kaiserkrone als Lehn bezeichnet, ohne sich dabei eben etwas Arges oder Beleidigendes zu denken.

diese werden nun als hinlänglicher Beweis angeführt. Dergleichen aber wollen wir nicht zugeben, und lieber unsere Krone verlieren, als sie auf diese Weise verachten und erniedrigen lassen. Das Gemählde soll ausgelöscht, die schriftlichen Aufsätze zurückgenommen werden; denn sonst sind sie Stoff unvertilgbaren Haders zwischen der Kirche und dem Reiche." *)

Der römische Hof hat zu allen Zeiten die Denkungsart der Monopolisten bewährt: hochmüthig, wenn seine schlechte Waare allgemeinen Absatz fand, war er kleinlaut und kriechend, so oft das Gegentheil erfolgte. Man kann über ihn auch das bemerken, daß er nie genau wußte, worauf sein Ansehn beruhete, und sich daher nicht selten bedroht glaubte, wenn die Barbarei der Zeiten ihm neue Triumphe bereitete; denn nur diese war der Fels, auf welchen das katholische Kirchenthum gegründet war. Wir dürfen uns also nicht darüber wundern, daß Hadrian der Vierte durch die Art und Weise, wie seine Abgeordneten in Deutschland waren behandelt worden, in eine nicht geringe Verlegenheit gerieth. Vergeblich sprachen einige Cardinäle ihm Muth ein; eben so vergeblich munterten andere ihn auf, die seinen Legaten zugefügte Beschimpfung zu ahnden: Hadrian hatte keinen andern Wunsch, als den Kaiser zu besänftigen. Zu diesem Endzweck wendete er sich an die Bischöfe Deutschlands mit der Bitte, daß sie ihre guten Dienste zum Vortheil des apostolischen Stuhls bei ihrem Ober-

*) Das alles findet man in Radevici de gestis Friderici Lib. I. c. 16.

herrn verwenden mochten. Doch die deutschen Bischöfe antworteten durch die Mittheilung des kaiserlichen Cirkel-Schreibens und baten den heil. Vater, von neuem an den Kaiser zu schreiben, und jene Ausdrücke, wodurch er ihn so schwer beleidigt hatte, dahin zu erklären, daß ihr Sinn minder anstößig würde. Diesen Rath befolgte der Pabst mit mehr Gefälligkeit, als man ihm hätte zutrauen mögen; und da in seinem früheren Schreiben nichts so anstößig gewesen war, als das Wort beneficium und die Phrase contulimus tibi imperialis coronae insigne: so erklärte er jenen, abgeschmackt genug, durch bonum factum und das contulimus in dieser durch imposuimus. Zwei sehr geschmeidige Cardinäle überbrachten dies Schreiben unter großer Herzensangst, überreichten es unter devoten Begrüßungen, in welchen der Kaiser tamquam Dominus et Imperator Urbis et Orbis erschien, wurden herrlich bewirthet und mit Geschenken entlassen, und kehrten nach Rom mit der Ueberzeugung zurück, daß zwischen dem Pabste und dem Kaiser allen ausgeglichen sey.

Friedrich war gegen die Abgeordneten des Pabstes um so leutseliger, weil er im Begriff stand, nach Italien aufzubrechen, wo sich sein Verhältniß zu dem theokratischen Universal-Monarchen ganz von selbst gestalten mußte. Die Verbindung, in welche er durch die Wiedervereinigung Baierns mit Sachsen mit Heinrich den Löwen getreten war, hatte ihm zum Gebieter über ein hunderttausend Mann starkes Heer gemacht, und mehr schien es nicht zu bedürfen, um aufs Neue die Suveränetät auf der italienische Halbinsel zu gewinnen.

Schrecken und Bestürzung verbreitete sich, so wie er vorrückte. Am meisten fürchtete Mailand. Schon bei Gelegenheit des Römerzuges im Jahre 1154 hatte es sich auf den ronkalischen Feldern auf eine Weise betragen, die ihm Friedrichs Unwillen und Feindschaft zuziehen mußte; es hatte nämlich nicht blos Anerkennung aller seiner Usurpationen, sondern auch die Ueberlassung von Lodi und Como gegen viertausend Mark Silbers verlangt. Friedrich hatte damals verweigert, was sich nicht bewilligen ließ, ohne dem Reiche, besonders aber dem kaiserlichen Ansehn den größten Abbruch zu thun; doch unabgeschreckt durch Friedrichs Mißbilligung und aufgemuntert von dem Pabste, dem griechischen Kaiser, den Venetianern und dem Könige von Sicilien, hatte die Hauptstadt Oberitaliens seit vier Jahren die Bahn zur Unabhängigkeit verfolgt und den benachbarten Städten mancherlei Gewalt angethan. Mit Mühe hatten Lodi, Como, Novarra, Cremona, Piacenza, Brescia und Pavia widerstanden und die beiden ersteren Städte waren wirklich zur Unterwerfung bewogen worden. Hierüber hatten sich einige Bürger Lodi's, die sich nicht sogleich in das neue Verhältniß schicken konnten, aufs Bitterste bei dem Kaiser beklagt, und Friedrich, dessen Rüstungen noch unvollendet waren, hatte die Mailänder in offenen Briefen zur Freigebung von Como und Lodi aufgefordert. Doch so weit waren diese Nachahmer der alten Römer in ihrem Trotze gegangen, daß sie das kaiserliche Schreiben zerrissen und unter die Füße getreten hatten. Jetzt nun, wo es Entscheidung galt, hatten die Mailänder alle Ursache, das unermeßliche Heer zu

fürchten, an dessen Spitze Friedrich erschien; denn zu- rücktreten konnte man weder von der einen noch von der andern Seite: der Kaiser nicht, weil jeder Vortheil, den er über den Republikanismus Oberitaliens gewann, sowohl seine Lage als Oberhaupt des Reichs, als sein Verhältniß zu dem Pabste verbesserte; die Mailänder und ihre Anhänger nicht, weil sie sich von Friedrichs Gesetzgebung nichts Gutes versprechen konnten, und weil sie in ihren bisherigen Grundsätzen zugleich ihre Freiheit und ihre Wohlhabenheit vertheidigten.

Hier, wo wesentlich nur von dem Kampfe der geistlichen und weltlichen Macht die Rede ist, kommt es nicht darauf an, die Erfolge des Krieges mit irgend einer Umständlichkeit zu erzählen. Wir bemerken also nur, daß Friedrich, welcher im Jahre 1158 gegen die Zeit der Ernte in Italien erschien, durch kluge Anordnungen, wodurch er die Leute seiner Vasallen schonte, in weniger als einem Monate die trotzigen Mailänder zur Ergebung zwang, und daß der Vergleich durch den König Uladis- laus von Böhmen zu Stande gebracht wurde. Die Mailänder versprachen in demselben Treue und Gehor- sam für die Zukunft, und übernahmen die Verbindlichkeit, ihre Nachbarn in Ruhe zu lassen, Como und Lodi her- auszugeben, die kaiserliche Pfalz wieder herzustellen, dem Kaiser, seiner Gemalin und dem Reichsrathe 9000 Mark Silbers in drei Fristen zu zahlen, und über dies alles 300 Geißeln zu stellen. Um der Barbarei dieser Zeiten, welche den Freiheitstrieb verdammte und immer auf blinde Unterwerfung drang, eine besondere Genugthuung zu geben, wurde eine Meile von Mailand auf freiem

Felde für den Kaiser ein hoher Thron errichtet, vor welchem die Geistlichkeit, der Adel und die Consuln von Mailand ohne Oberkleider und mit Schwertern am Nacken, die Gemeinen baarfuß und mit Stricken um den Hals erscheinen mußten, damit die Begnadigung des Kaisers größere Feierlichkeit gewönne. Was die Gewalt erzwungen hatte, das sollte durch das Recht verewigt werden. Zu diesem Endzweck wurde auf den ronkalischen Feldern eine Versammlung veranstaltet, auf welcher vier von Bologna berufene Legisten das Kaiserrecht erläutern mußten. Diese beschränkten Köpfe hatten für dasselbe keinen anderen Maßstab, als den Codex des Justinian; und da die Macht der römischen Imperatoren zu allen Zeiten unbeschränkt geblieben war, so sprachen sie dem deutschen Kaiser nicht blos die von den Herzogen, Markgrafen und Consuln ausgeübten Hoheitsrechte, sondern auch alles das zu, was die Fortdauer eines Gemeinwesens nothwendig macht, wie Münz- Markt- Geleits- und Straßen- und Stromrecht, ferner Lieferungen, erledigte Angefälle, herrenloses Gut, Strafgefälle und andere Nutzungen der peinlichen Gerichtsbarkeit, endlich Mühlen, Fischereien und Salzwerke. Auf diese Weise wurden die Legisten das größte Hinderniß eines natürlichen Verhältnisses zwischen dem Oberherrn und seinen Unterthanen; nur der Denkungsart der Reichsstände entsprechend, welche mit gleicher Barbarei erklärten, daß dem Kaiser alles abgetreten werden müsse, wovon die Städte nicht nachweisen können, daß sie es rechtmäßig besäßen. Friedrich war der Einzige, welcher begriff, daß es ihm nicht zukomme, die Macht der römischen

mischen Imperatoren in ihrem ganzen Umfange zu üben. Abhängig von der Unterstützung der Reichsfürsten, so oft es darauf ankam, die kaiserliche Macht zu offenbaren, hielt er es für vortheilhafter, sich mit den Städten Italiens über eine bestimmte Summe zu vergleichen, welche jährlich für die unbestrittene Fortdauer ihres gesellschaftlichen Zustandes bezahlt werden sollte; und mit Freuden wurden die 30,000 Mark Silbers, welche er forderte, von den Italienern bewilligt. Die Feudal-Miliz, welche dem Kaiser diese Vortheile verschaft hatte, kehrte inzwischen nach Deutschland zurück; und je mehr diese Macht zerrann, desto bestimmter zeigte sich, daß durch die Demüthigung Mailands nichts geleistet war. Gestachelt von dem Pabste, kehrten die Bewohner dieser volkreichen Stadt zu ihrem alten Unabhängigkeits-System zurück; ja, sie trieben die Frechheit so weit, daß sie, während der Anwesenheit des Kaisers in Alba, dessen Beamten mißhandelten und verjagten, so daß Friedrich genöthigt war, die Fürsten des deutschen Reichs, vor allen den Herzog von Sachsen und Baiern, aufs Neue zu Hülfe zu rufen.

Sofern der Pabst der Anstifter dieses neuen Krieges war, fehlte es ihm dazu nicht an Aufforderungen. Auf eine doppelte Weise war er von dem Kaiser angereizt worden: einmal durch die Besteuerung der Bischöfe Oberitaliens in dem Kriege gegen Mailand; zweitens durch die Vergebung des Bisthums von Ravenna an den Sohn des Grafen Guido, eines Lieblings des Kaisers. Durch jene hatte Friedrich die Immunität der Kirche, durch diese das Ansehn des Pabstes selbst ver-

letzt; und bitter hatte sich Hadrian sowohl über das Eine als über das Andere beklagt, und hinzugefügt, „daß Gott Denen, die ihre Eltern ehren, ein langes Leben verheißen, die hingegen, welche ihren Eltern fluchen, mit dem Tode bedroht habe.“ Unter den Eltern hatte Hadrian die römische Kirche verstanden, und behauptet, das Begehren des Kaisers, die Huldigung der Bischöfe zu empfangen, sey eben so unverträglich mit der Würde derselben, als mit den Regalien des heil. Petrus; denn in der heil. Schrift würden sie Götter und Söhne Gottes genannt. Daß Friedrich die Sache nicht von dieser Seite betrachten wollte, versteht sich wohl von selbst: seine Freigeisterei entsprach den Ideen, die sich zu Bologna und zu Paris zuerst entwickelt hatten; und seine Antwort war so beschaffen, daß Arnold von Brescia sie schwerlich anders gegeben haben würde. „Unsere Eltern,“ sagte er, „d. h. die, denen wir unser Leben und unsere „Krone verdanken, haben wir allezeit geehrt; und darum „wird uns das Urtheil nicht treffen, welches die heil. „Schrift gegen diejenigen ausspricht, die ihrem Vater „oder ihrer Mutter fluchen. Anlangend die Huldigung, „die wir von den Bischöfen fordern und von der Ihr „behauptet, daß sie den Regalien des heil. Petrus ver„kleinerlich sey: so möcht' ich gern wissen, welche Rega„lien der Pabst Sylvester unter der Regierung des Kai„sers Constantin gehabt oder zu haben begehrt habe. „Dieser Fürst gab der Kirche Frieden und Freiheit; und „was hat wohl eure päbstliche Würde, das sie nicht „der Freigebigkeit der Kaiser zu verdanken hätte? Fragt „die Jahrbücher, und Ihr werdet finden, daß ich nur

„die Wahrheit sage. Wir sehen keinen Grund, die „Huldigung der Bischöfe zu verschmähen; denn, wenn sie „auch Götter und Söhne Gottes seyn sollten, so haben „sie doch von uns, was sie besitzen. Der sogar, der „von keinem Menschen etwas empfangen hatte, bezahlte „den Tribut für sich und den heil. Petrus; und Ihr ver„langet gleichwohl, daß die Bischöfe und die Geistlich„keit, welche alles, was sie besitzen, von uns haben, „tributfrei bleiben sollen? Entweder sie müssen zurück„geben, was sie von uns empfangen haben, oder sie „müssen dem Kaiser geben, was des Kaisers ist. Wir „verschließen unsere Kirchen und Städte vor euren Car„dinälen und Legaten, weil wir gefunden haben, daß „sie nicht Prediger sondern Räuber, nicht Freunde des „Friedens sondern der Beute, nicht Verbesserer der Sit„ten, sondern unersättliche Goldsammler sind. Lernen sie „sich so aufzuführen, wie ihre Pflicht es erfordert, so „wollen wir ihnen den nöthigen Unterhalt nicht mißgön„nen. Uebrigens schickt es sich gar nicht, daß ihr euch „mit Laien um Dinge zanket, welche die Religion gar „nicht betreffen; und dies ist wiederum ein Beweis, daß „der Hochmuth auch bis zu dem Stuhl des heil. Petrus „gedrungen ist."

Es ist nicht zu leugnen, daß Friedrich in diesen Behauptungen die Wahrheit auf seiner Seite hatte; nur muß man eingestehen, daß die übertriebene Meinung, die er von den Vorrechten eines Kaisers hatte, ihn zur Unbilligkeit geneigt machten. Nichts war den Ansprüchen der Geistlichkeit in einer früheren Periode so förderlich gewesen, als die Unbeschränktheit der römischen

Imperatoren; aber indem Friedrich diese Unumschränktheit vertheidigte, beschützte er auch das Pabstthum, selbst ohne es zu wollen. Ueberall war es der Fehler dieser Zeiten (so wie der nachfolgenden), daß man in dem, was man wollte, keine Rücksicht nahm auf das, was das Wohl der Gesellschaft heischte, sondern nur den Eingebungen der Selbstsucht folgte; denn in letzter Instanz waren die Rechte der geistlichen Regierung nicht schlechter begründet, als die der weltlichen, und das Einzige, was dabei zu bedauern war, lag in dem Kampf der einen mit der andern. Der Streit zwischen Hadrian dem Vierten und Friedrich dem Ersten war nicht zu beendigen, weil es an Allem fehlte, was zur Beilegung desselben hätte beitragen können; und wenn in der Universal-Herrschaft Desjenigen, der das Gesetz der Liebe zu verkünden hatte, etwas Unnatürliches lag, so ließ sich dasselbe von dem Wesen eines deutschen Königs sagen, der den römischen Imperator spielen wollte, ohne dazu durch etwas mehr berechtigt zu seyn, als durch die Feudal-Miliz seiner nach Unabhängigkeit ringenden Vasallen. Gerade das Vernunftwidrige in beiden Würden war es, was alle Gerechtigkeit und Billigkeit ausschloß. Vergebens schlugen sich die deutschen Bischöfe ins Mittel: der Pabst und der Kaiser beharrten auf ihrem Eigensinn, und beide mußten darauf beharren, so lange sich der Eine dem Andern nicht unterordnen wollte. Glücklicher Weise für Friedrich starb Hadrian den 1. Sept. des Jahres 1159 zu Anagni, und was bei der nächsten Pabstwahl vorfiel, trug nicht wenig dazu bei, daß der deutsche Kaiser die einmal angefangene Rolle fortsetzen konnte.

Allmählig hatten sich die Fürsten des deutschen Reichs mit ihren Truppen wieder in Italien eingefunden: außer dem Herzog von Sachsen und Baiern, waren der König von Böhmen, der Landgraf von Thüringen, der Erzbischof von Cöln und andere minder bedeutende geistliche und weltliche Herrn erschienen. Das Heer, das sie zusammengebracht hatten, reichte aus zur Wiederholung des Verfahrens, wodurch Mailand schon Ein Mal zur Uebergabe war vermocht worden; Friedrich der Erste aber hatte sich vermessen, seine Krone nicht eher wieder aufzusetzen, als bis er Mailand gezüchtigt haben wo[illegible] — [illegible]fang der Achtsvollstreckung wurde mit Crema gemacht; eine Sta[illegible] von Mailand gehörte, und das Schicksal der Hauptstadt theilen wollte. Als die Uebergabe, vom Hunger erzwungen, geschehen war, überließ Friedrich die Zerstörung Crema's den in seinem Heere befindlichen Pavesanern und Novaresern, und diese, voll Erbitterung gegen die Mailänder, ließen keinen Stein auf den andern, so daß die Einwohner Crema's nur das nackte Leben retteten. Als Friedrich hierauf zur Eroberung von Mailand schritt, wurde die Zufuhr durch die strengsten Befehle verboten; und wer diesen Befehlen zuwider handelte, verlor, wenn er in die Gewalt der Deutschen gerieth, die rechte Hand. Sieben Monate vertheidigten sich die Mailänder mit einer Hartnäckigkeit, welche die Geduld des Königs von Böhmen und des Landgrafen von Thüringen ermüdete; denn beide gingen mit ihren Truppen nach Deutschland zurück, ehe das Schicksal Mailands entschieden war. Da Friedrich keine Bedingungen gestatten wollte, so

blieb den unglücklichen Bewohnern der von allen Seiten eingeschlossenen Stadt nichts anderes übrig, als sich im achten Monate der Belagerung (1. März 1162) auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Mit dem Stolze eines Barbaren genoß der deutsche Kaiser den davon getragenen Triumph: die Kaiserkrone auf dem Haupte, empfing er in seinem Hauptquartier zu Lodi die Abgeordneten der Mailänder, als sie, die Vornehmen mit entblößtem Schwerte an dem Nacken, die Geringen mit Stricken um den Hals, anlangten, um sich des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig zu erklären und die Barmherzigkeit des Kaisers [illegible] Schauspiel am folgenden Tage wiederholt. Dennoch erklärte sich Friedrich nicht auf der Stelle. Auf einem Reichstage zu Pavia wurde die Bestrafung der Ueberwundenen besprochen, und das Urtheil fiel dahin aus, daß ihnen, gleich den Bewohnern von Crema, das Leben geschenkt, ihre Stadt aber von Grunde aus zerstört werden sollte. Durch solche Mittel glaubte man in jenen Zeiten der Rohheit, die Treue der Unterthanen zu sichern. Das Werk der Zerstörung übernahmen die Bürger von Lodi, Cremona, Pavia und Sepri, und so groß war ihr Eifer, daß, die Kirchen allein ausgenommen, kein Stein auf dem andern blieb. Die unglücklichen Einwohner erhielten keinen andern Trost, als die Erlaubniß, sich in vier verschiedenen Gegenden ihres Gebiets von neuem anzubauen; Friedrich aber machte die Eroberung ihrer Stadt zu einer urkundlichen Epoche, und suchte dieselbe durch Festlichkeiten zu verherrlichen. Wie weit war man im zwölften Jahrhun-

dert davon entfernt, zu wissen, daß alles Beherrschen vorübergehend ist, weil es auf Leidenschaften beruht, und daß das Regieren allein einen Werth hat, weil es von der Achtung für menschliche Verhältnisse ausgeht, die immer nur in Ideen und berichtigten Begriffen fortdauern können!

Als Sieger von Mailand glaubte Friedrich, den übrigen Städten Italiens keine Schonung schuldig zu seyn. Durch Unterwerfung entwaffneten sie seinen Zorn: zuerst Piaçenza und Brescia, dann Bologna, zuletzt Genua. Alle diese Städte entgingen dem Schicksal Mailands nur dadurch, daß sie bedeutende Geldsummen erlegten. Tortona, das in seiner Widersetzlichkeit beharren zu wollen schien, wurde von Grund aus zerstört. In jeder unterworfenen Stadt fanden kaiserliche Beamten ihre Anstellung, und ihre Vollmachten lauteten auf Willkühr. Das ganze Verfahren war wenigstens in sofern widersinnig, als der Kaiser, um die Wohlhabenheit der italiänischen Städte benutzen zu können, den Anfang mit Zerstörung derselben machte. Dies wurde in Italien so allgemein empfunden, daß selbst diejenigen Städte, welche dem Kaiser bisher ergeben geblieben waren, zum Abfall hinneigten. Verona, von Venedig und Constantinopel aufgemuntert, machte den Anfang; und Vicenza, Padua, Trevigi und andere Städte folgten dem Beispiel. Es wurden Bündnisse geschlossen; man vertrieb die kaiserlichen Beamten, und das Streben nach Unabhängigkeit war um so weniger zu dämpfen, weil die Feudal-Miliz nur von einer Zeit zur andern gebraucht werden konnte, und folglich das Ansehn des Kaisers, dem Lichte

des Mondes gleich, bald stark bald schwach war. Auf den suveränen Besitz Oberitaliens hatte Friedrich die kaiserliche Macht stützen zu können geglaubt; aber jede Erscheinung kündigte das Vergebliche dieser Unternehmung an, und wir werden weiter unten sehen, welchen Ausgang dieselbe gewinnt. Jetzt kehren wir zu dem Kampfe zurück, in welchen Friedrich mit den römischen Universal-Monarchen gerathen war.

Nach Hadrians des Vierten Tode geriethen die Cardinäle in eine nicht geringe Verlegenheit bei der Wahl eines neuen Pabstes. Das Beste, was der heilige Geist — von dessen Eingebungen diese Wahlen vorgeblich abhingen — in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts thun konnte, war, die Wahl so zu leiten, daß der neue Pabst die entgegengesetzten Eigenschaften seines Feindes, des römischen Kaisers, hatte; denn, wenn das Widerspiel Statt fand, so mußte der Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Macht eine Heftigkeit gewinnen, durch welche beide gleich sehr bedroht waren. Nun fehlte es dem Cardinals-Collegium nicht an Schlauheit, dies zu begreifen; zum Wenigsten gab es in demselben einzelne Glieder, welche sehr wohl wußten, daß Friedrichs Charakterstrotz nicht dadurch zu bändigen war, daß man ihm sein Ebenbild in der Person des Pabstes entgegenstellte. Drei Tage hatten die Berathschlagungen über die Wahl gedauert, als die Mehrheit der Cardinäle sich für Orlando von Siena, Cardinal-Erzpriester von St. Marcus, erklärte. Orlando war ein durch die Erfahrung gebildeter Mann, der trotz dem hohen Begriffe, den er von den Vorrechten des heil. Stuhles

hatte, auf dem Posten eines Kanzlers der römischen Kirche zu der Selbstbeherrschung gelangt war, worin man nichts übertreibt, am wenigsten aber eine böse Sache verschlimmert. Gerade eines solchen Pabstes bedurfte es unter den gegenwärtigen Umständen. Doch waren nicht alle Cardinäle darin einverstanden. Drei von ihnen, namentlich Octavian von St. Cäcilia, Johann von St. Martin und Guido von St. Calixt gingen von dem Grundsatze aus, daß man in der Nachgiebigkeit gegen den Charakter des Kaisers nicht zu weit gehen könne; und indem die beiden letzteren den rechten Mann in den Cardinal Octavian zu sehen glaubten, erklärten sie sich für ihn in eben dem Augenblick, wo die Mehrheit die Wahl Orlando's vollendet hatte, und dieser sich nur aus Bescheidenheit sträubte. Auf diese Weise kam eine zwiefache Wahl zu Stande. Für Orlando sprachen die Gesetze der Kirche; aber Octavian hatte sich in dem entscheidenden Augenblick des päbstlichen Schmuckes bemächtigt, und indem die bewaffnete Macht ihm zu Hülfe gekommen war, hatten seine Gegner, um ihr Leben zu retten, sich in den Thurm der St. Peters-Kirche geflüchtet, aus welchem sie erst nach neun Tagen befreit werden konnten. Ganz Rom nahm Theil an diesen merkwürdigen Auftritten, und der Tumult wuchs, als, nach ungefähr zwanzig Tagen, Orlando, unter der Benennung Alexanders des Dritten, durch den Cardinal-Erzbischof von Ostia, Octavian aber unter der Benennung Victors des Vierten durch den Cardinal-Bischof von Tuskulum consecrirt wurde. So gab es also zwei Päbste an einem und demselben Orte, und die Regierung

des großen Kirchenreichs war dadurch zum Stillstand gebracht, daß die Autorität Dessen, der an der Spitze stand, zweifelhaft blieb.

Dies geschah zu eben der Zeit, wo Friedrich die Ankunft der deutschen Reichsfürsten erwartete, um die zweite Belagerung Mailands zu bewerkstelligen.

Für den Kaiser konnte es kein glücklicheres Ereigniß geben, als diese zwiespaltige Wahl; denn alle seine Zwecke schienen dadurch auf eine bewundernswürdige Weise gefördert zu werden. Was er mit großer Sicherheit vorhersah, war, daß die beiden Nebenbuhler ihn, als römischen Kaiser, zum Schiedsrichter auffordern würden; und welche Vortheile ließen sich von diesem Amte sowohl für die Gegenwart, als für die Zukunft ziehen! Mit geheimer Ungeduld erwartete er also die Boten, durch welche beide Päbste ihm ihre Wahl anzukündigen nicht verfehlen konnten; und diese Boten blieben nicht lange aus. Des heil. Stuhles nicht unwürdig sprachen die Boten Alexanders: sie machten nur die kanonische Wahl geltend, welche den Cardinal Orlando erhoben hatte, und gleichen Inhalts war das Schreiben des Pabstes selbst. Anders benahmen sich Victors Boten: ohne auf die Kirchengesetze irgend einen Werth zu legen, nannten sie Alexanders Wahl das Werk der sicilienischen Parthei, von welcher sie aussagten, daß sie, gleich bei Friedrichs ersten Vorrücken gegen Mailand, auf eine Excommunication des Kaisers bei Hadrian dem Vierten gedrungen hätte; und Victors Schreiben bestätigte diese Aussage. Hiernach war nichts natürlicher, als Friedrichs Vorliebe für Victor. Indeß nahm er die Miene des unparthei-

schen Richters an, der, um zu entscheiden, vollständiger belehrt seyn müsse. Ohne sich noch weiter gegen die päbstlichen Boten zu erklären, sendete er seine eigenen, sowohl an Victor als an Alexander, und that beiden kund, daß er nach Pavia ein Concilium berufen werde, welches den Streit entscheiden sollte. „Gott, fügte er am Schlusse seines Schreibens hinzu, ist mein Zeuge, daß mich weder Liebe noch Haß gegen Einen von Euch leitet, und daß ich nur die Ehre und die Einheit der Kirche beabsichtige."

Alexander war einer von den seltenen Männern, welche, in Beziehung auf das von ihnen zu verwaltende Amt weit mehr geneigt sind, sich für das Amt bestimmt zu halten, als die Sache umzukehren. Tief fühlte er, daß es um das päbstliche Ansehn geschehen seyn würde, wenn er den Kaiser zum Schiedsrichter über kirchliche Gesetze mache. Er war demnach fest entschlossen, sich dem kaiserlichen Urtheil nicht zu unterwerfen; und er war dies um so mehr, weil er begriff, daß sein Nebenbuhler das Gegentheil thun würde. Giebt es Umstände, wo Alles nur dadurch gerettet werden kann, daß man ein großes Beispiel von Selbstverläugnung und Aufopferung giebt; so waren solche Umstände jetzt eingetreten.

Sobald also Friedrichs Boten, Daniel, Bischof von Prag, und Herrmann, Bischof von Verdun, zu Anagni, dem Aufenthaltsorte Alexanders, eingetroffen waren und die Antwort des Kaisers überreicht hatten, versammelte Alexander seine Freunde, um sie mit dem Inhalte desselben bekannt zu machen. Sie waren davon

um so mehr betroffen, weil sie nicht begriffen, wie die Forderung des Kaisers mit den Privilegien der Kirche und ihres Oberhauptes zu vereinigen seien; denn was in früheren Zeiträumen bei ähnlichen Vorfällen geschehen war, hatten sie vergessen, oder, wenn es ihnen gegenwärtig war, so paßte es wenigstens nicht zu dem gegenwärtigen Verhältniß der geistlichen und weltlichen Macht.*) Nach einer Berathschlagung von mehreren Stunden wurde beschlossen, weder die Kirche noch Alexandern Preis zu geben. Dieser ließ also die kaiserlichen Abgeordneten vor sich, und ertheilte ihnen folgenden Bescheid: „Ich bin, sagte er, bereit, den Kaiser, als Anwald und „Beschützer der Kirche, über alle Fürsten der Erde zu „ehren, sofern die Ehre des Königs der Könige dadurch „nicht verletzt wird. Aber eben deswegen bin ich nicht „wenig darüber erstaunt, daß er meine Ehre so ge„ring gehalten, und die Grenzen der Achtung in der „Zusammenberufung eines Conciliums überschritten hat, „vor welchem ich erscheinen soll. Dem heil. Petrus und „durch ihn der römischen Kirche gab Christus das Vor„recht, über alle Streitigkeiten anderer Kirchen zu ent„scheiden, ohne selbst einem Richter unterworfen zu seyn.

*) Schismen dieser Art waren im 5ten Jahrhundert dagewesen und die Autorität der Imperatoren hatte die Einheit der Kirche wieder hergestellt. So hatte sich im Jahre 419 Honorius für den römischen Bischof Bonifacius gegen dessen Nebenbuhler Eulalius, und 498 Theoderich der Große, obgleich ein Arianer, für den Bischof Symmachus gegen dessen Nebenbuhler Laurentius entschieden. Damals aber waren die römischen Bischöfe noch nicht Universalmonarchen.

„Und ein solches Vorrecht will ihr Beschützer vernichten?
„Ueberlieferungen und das ehrwürdige Ansehn der Väter
„erlauben uns nicht vor seinen Richterstuhl zu erscheinen.
„In andern Königreichen nehmen sich die Fürsten nicht
„heraus, in Dingen dieser Art zu erkennen; sie überlas-
„sen die Entscheidung ihren Metropolitanen, oder dem
„apostolischen Stuhle. Ich würde mich also im höchsten
„Grade schuldig glauben, wenn ich, es sey aus Unver-
„stand oder aus Mangel an Entschlossenheit, das Uebel
„beim Haupte selbst seinen Anfang nehmen und die
„Kirche herabwürdigen ließe. Die Freiheit derselben zu
„bewahren, vergossen unsere Väter ihr Blut; und sollten
„die Zeiten es also fordern, so bin ich, nach ihrem Bei-
„spiele, erbötig, mein Leben daran zu setzen."

Es läßt sich nicht leugnen, daß, wenn diese Antwort auch sehr wenig mit der Wahrheit gemein hatte, dennoch eine große und edle Gesinnung in derselben an den Tag gelegt wurde: eine Gesinnung, welche in dem Kampf mit Friedrich dem Ersten allein Rettung bringen konnte.

Von Anagni begaben sich die kaiserlichen Abgeordneten nach Segni, dem Aufenthaltsorte Victors. Hier wurden sie ganz anders empfangen. Mit Freuden nahm Victor Friedrichs Vorladung an — nicht weil er sich seines besseren Rechtes bewußt war, sondern weil er in der ganzen kirchlichen Gesetzgebung nur sich sah, und überzeugt seyn durfte, daß ein von Friedrich zusammenberufenes Concilium sich zu seinem Vortheile erklären würde.

Schwerlich gab es jemals zwei Päbste, die, ihrem

Innern nach, noch mehr von einander verschieden gewesen wären, als Alexander und Victor; denn wenn in jenem das Gefühl für die geistliche Würde vorherrschte, so war dieser gänzlich von diesem Gefühle verlassen und für die Befriedigung seiner Habsucht und seines Ehrgeizes bereit, alles zu thun und alles zu leiden.

Bald nahm die ganze christliche Welt den lebhaftesten Antheil an dem erfolgten Schisma. Von allen Seiten beschickten sich die Fürsten, um sich zu der einen oder der andern Parthei herüberzuziehen; es war, als ob die Welt aus ihren Angeln gehoben wäre. Am meisten ließ es sich Friedrich angelegen seyn, die Könige von Frankreich und von England für sich zu gewinnen. Diese aber gingen mit ihrem eigenen Vortheile zu Rathe, nach welchem sie es lieber mit dem kanonisch gewählten Pabste, als mit einem Kaiser halten wollten, der, wenn er in dem Pabste keinen Widerstand antraf, in seinen Forderungen viel weiter gehen konnte, als ihnen lieb war. Ohne sich auf der Stelle zu erklären, billigten sie die Zusammenberufung eines Conciliums, das freilich allein über kirchliche Rechtmäßigkeit entscheiden konnte; zugleich versprachen sie, ihre vornehmsten Geistlichen zu senden, damit das Ergebniß der Versammlung ein allgemeines würde.

Das Concilium zu Pavia wurde unmittelbar nach der Eroberung von Crema (5. Febr. 1160) eröffnet. Außer der deutschen und italienischen Geistlichkeit hatten sich mehrere französische und englische Bischöfe eingefunden. Begleitet von den vornehmsten Reichsfürsten erschien Friedrich in der Versammlung, um zu erklären, „daß er die

Entscheidung einer so wichtigen Sache der Klugheit und Einsicht der versammelten Väter überlasse." Die kirchlichen Einrichtungen, d. h. die organischen Gesetze der Kirche konnten die einzige Grundlage für die Entscheidung seyn; und wenn dabei auf die im Jahre 1059 gegebene Verordnung Nicolaus des Zweiten, nach welcher die Pabstwahl auf die Cardinäle beschränkt war, Rücksicht genommen wurde: so unterlag es keinem Zweifel, daß Alexander den Vorzug vor Victor gewinnen mußte. Allein man half sich durch Unterscheidungen, und gab die Gesetze des Kirchenstaats Preis; man sagte nämlich der gesundere Theil der Cardinäle habe den Cardinal Octavian gewählt. Im Grunde hieß dies nichts weiter, als den Vortheil des Kaisers über den des Pabstes sezzen; und indem die französischen und englischen Bischöfe dies sehr wohl empfanden, sagten sie sich von aller Theilnahme an dem gefällten Urtheil los. Victor wurde also von der Mehrheit für den rechtmäßigen Pabst erklärt, die Wahl Orlando's hingegen für null und nichtig, weil er seiner eigenen Sache nicht getraut und sich dem Urtheil der Kirche entzogen habe.

Die Belagerung Mailand's verhinderte den Kaiser, den Ausspruch des Conciliums auf der Stelle zu vollziehen; ein ganzes Jahr mußte Victor in Friedrichs Nähe zubringen, ehe er nach Rom zurückgehen konnte. Die Zwischenzeit wurde angewendet, ihm die Zustimmung der christlichen Welt zu erwerben. Doch diese folgte dem Urtheil ihrer Führer. In Frankreich und England erklärte man sich für Alexandern; und dies geschah hauptsächlich auf Betrieb der Cisterzienser, welche sich in dem

Laufe eines halben Jahrhunderts, zu einem sehr mächtigen Orden gebildet hatten. Alexander seinerseits war nicht unthätig, sich eine Parthei zu machen: er schickte seine Legaten nach allen Gegenden ab und diese brachten die Könige von Spanien, Dänemark, Ungarn, Böhmen, Jerusalem und selbst den griechischen Kaiser Manuel auf die Seite Alexanders. Zu Nazareth wurde ein Concilium gehalten, auf welchem sich die Kirchen von Antiochien und Jerusalem aufs förmlichste für den zurückgesetzten Pabst erklärten; und wie gleichgültig auch Friedrich hierbei bleiben konnte, so war es doch eine nicht geringe Kränkung für ihn, als Heinrich der Zweite von England und Ludwig der Siebente von Frankreich das Concilium von Toulouse veranstalteten, wo man sich gleichmäßig für die Sache Alexanders erklärte.

Dieser verweilte noch immer zu Anagni; und da sein Gegner ihn in den Bann gethan hatte, so blieb er nicht hinter diesem zurück. Damit verband Alexander den Bannfluch gegen den Kaiser. Alle große Autoritäten waren hierdurch aufgelöst, und die christliche Welt der Verwirrung Preis gegeben. Diese blieb nicht aus; nur erreichte sie nicht die Höhe, welche sie wohl hätte erreichen können, und durch nichts wurde dies so sehr verhindert, als durch die Entschlossenheit, womit Friedrich gegen den Cisterzienser-Orden verfuhr, den er aus seinem Gebiete verjagte. Als, nach der Eroberung Mailands im Jahre 1162, Victor unter kaiserlicher Bedeckung nach Rom geführt wurde, konnte Alexander nicht länger zu Anagni verweilen, ohne Leben und Freiheit in Gefahr zu setzen. Ehe er Italien verließ, erwarb er sich

die

die Freundschaft des Königs von England dadurch, daß er, auf dessen Verlangen, Eduard den Bekenner kanonisirte. Auf vier Galeeren, welche der König von Sicilien geschickt hatte, ging er mit seinen Anhängern zuerst nach Genua und von da nach Montpellier, wo er den Ueberrest des Jahres verlebte. Mit dem Frühling des Jahres 1163 begab er sich nach Paris, wohin der König ihn eingeladen hatte. Um sich der Welt als Pabst zu zeigen, hielt er im Mai desselben Jahres das Concilium zu Tours, auf welchem die ersten Beschlüsse gegen die Albigenser gefaßt wurden; eine Secte, von welcher weiter unten ausführlicher die Rede seyn wird. Er ließ sich hierauf in Sens nieder, wo er eine ihm günstige Wendung der Dinge abzuwarten entschlossen war.

Inzwischen war Victors Regierung so unbedeutend, wie sie seyn mußte, da sie keinen größeren Spielraum hatte, als Italien und Deutschland, wo man noch dazu nicht allgemein mit Friedrichs Maßregeln übereinstimmte. Zum Glück für Alexander III. aber war sie auch von kurzer Dauer; denn Victor, das Werkzeug des Kaisers, starb schon den 22ten April 1164.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Verfassung in Bezug auf Deutschland und deutsche Einzelstaaten.

Es ist so sehr an der Zeit, diese, dem Menschen und dem Staatsbürger höchst wichtige Angelegenheit theoretisch und praktisch zu bearbeiten, und es herrschen zum Theil darüber so viele schwankende, überspannte oder engherzige Begriffe, daß Jeder, den die Richtung der Zeit und der heilige Gegenstand selbst begeistert, Beruf dazu hat, mit treuer und frommer Gesinnung seinen Beitrag zur Reinigung und Aufklärung der darüber umlaufenden Ansichten zu bringen. Hierin liegt auch für diesen Aufsatz die Vollmacht.

Ein Volk, das heißt, diejenige Masse von Menschen, denen der Schöpfer durch den ihnen nothwendig zugehörigen Himmels- und Erdstrich gleichartigen Charakter, gemeinsames Interesse und Streben eingehaucht und dadurch vorgeschrieben hat, soll die Idee der Menschheit überhaupt, auf seine eigenthümliche Art darstellen, so wie der einzelne Mensch die Idee seines Volkes auf seine eigenthümliche Art darstellen soll, und nur auf diese Weise auf die größere Sphäre, die Menschheit, sittlich einwirken kann. Allem diesem sittlichen Sollen kann aber nur ein Streben nach dem idealen Ziele entsprechen, weil in der Erscheinung nur immer das Wer-

den seyn kann, und das wahre Seyn in der Idee liegt. Da nun dieses Werden eines Volkes (nämlich seine fortschreitende sittliche Ausbildung aller menschlicher Verhältnisse auf volksthümliche Weise) für jeden Einzelnen dieses Volkes gemeinschaftliches Gut, gemeinschaftliches Bedürfniß und gemeinsame Aufgabe ist: so müssen auch die Strebungen aller Einzelnen danach systematisch seyn, d. h. den Charakter der Einheit und Zweckmäßigkeit haben. Auch hierzu muß ein aus der Vernunft entspringendes Bedürfniß-Gefühl in jedem Einzelnen gedacht werden, und es findet sich auch überall, wo sich Vernunft findet. Folgerecht entspringt daraus die Nothwendigkeit, diejenigen Einrichtungen, welche dazu am zweckmäßigsten erscheinen, festzustellen. Dies aber kann nicht anders geschehen, als durch gemeinsame Berathung, Ueberzeugung und Beschlüsse; und dies ist die ursprüngliche Wurzel der Gesetzgebung. Daß nun jeder Einzelne diese, so entstandenen, Einrichtungen auch unbedingt beobachten und von Allen beobachtet wissen will, liegt ebenfalls in der Vernunft; denn dieselbe Liebe, die ihn für den allgemeinen Volkszweck beseelt, machte das Bedürfnißgefühl zu diesen Einrichtungen rege; auch seine Berathung hat sie gestalten helfen, und der aus Liebe entsprungene absolute sittliche Wille ist auch von ihm mit ausgesprochen worden und hat sie mit festgestellt. Auch wenn der Beschluß bloß durch Stimmenmehrheit und nicht durch Stimmenallheit gefaßt worden: so hat doch der nicht dafür Stimmende die Autorität der Stimmenmehrheit schon vorher anerkannt, und auch also alles gewollt, was solche beschließen würde. Was der Ge-

sammtwille ausgesprochen hat, ist nun für jeden Einzelnen Gesetz, und aus freier sittlicher That stellt Jeder seine Willkühr unter dasselbe; denn sein angeborner freier Wille ist in dem Begriffe des Gesammtwillens gerettet. Dies reine Verhältniß ist für den sittlichen Menschen; für den unsittlichen Menschen der Zwang, der im Gesammtwillen liegt; was der Gute und Freie müssen will, das wird der Schlechte wollen müssen, wobei er sich selbst unfrei gemacht hat. Aber freilich, wenn das Gesetz sittlich seyn soll, so muß es auch nichts Anderes befehlen, als was der Gute, wenn er mit der rechten Einsicht begabt gedacht wird, schon ohnehin wollen wird; und der äußere und unfreie Zwang ist nur gegen den Widerstreber des öffentlichen Wohls sittlich. Wehe dem, der ein Gesetz giebt, das den Guten äußerlich zwingt, das Schlechte zu thun oder zu leiden! Er versündigt sich an Gott und der Menschheit.

Um nun die gemeinschaftlich beschlossenen Gesetze und Einrichtungen auszuführen und aufrecht zu erhalten, wird Einem oder Mehreren dazu Auftrag und Vollmacht gegeben; und dies ist die ursprüngliche Wurzel der Regierung. Im höchsten und sittlichsten Sinne heißt also regieren, nichts weiter, als den Gesammtwillen aussprechen und ausführen, und bei Dem oder Denjenigen, denen dies aufgetragen ist, befindet sich für diesen Auftrag die wahre sittliche Souverainetät, deren Vollmacht der Volkswille ist. Die Regierung repräsentirt also, in einem oder einigen Volksgliedern, das Volk und dessen Willen, und dieses Repräsentations-Verhältniß ist das Ursprüngliche jeder Regierungsform, und jede sollte

nur in diesem Sinne sich bilden und betrachten und danach beurtheilt werden.

Durch die Beobachtung von Regeln oder Gesetzen beim Zusammenleben und Zusammenwirken aller Einzelnen eines Volkes entsteht nun eine Form dieser Gemeinschaftlichkeit, und dies ist die wahre Bedeutung vom Begriffe des Staats im Allgemeinen, als eines vernünftig nothwendigen und rein sittlichen Verhältnisses in der Menschheit. Diejenigen Einrichtungen, wonach ein wirkliches bestimmtes geregeltes Zusammenleben und Zusammenwirken des Volks erfolgt und sich richtet, werden unter dem collectiven Begriffe von Staatsverfassung verstanden.

Daß nun diese Staatsverfassung und Staatsform, auch wenn bei ihrer Entstehung gar keine äußere, fremde und gewaltsame Einwirkungen Statt finden, sondern sie ganz aus dem freien Leben des Volkes naturgemäß herauswachsen, dennoch verschieden werden nach der Eigenthümlichkeit jedes Volkes und seiner Bildungsstufe, ist wohl unmittelbar klar. Solcher verschiedenen Staatsformen lassen sich so viele denken, als es Völker und Zeitalter giebt und gegeben hat; und die Geschichte würde praktisch bestätigen, was die Theorie entwickeln könnte, wenn beides gründlich ausgeführt würde. Man hat Verfassungsarten, so viel verschiedene Modificationen sie auch zulassen, nach gewissen gemeinsamen charakteristischen Kennzeichen unter einen Hauptbegriff vereinigt, und sie danach benannt (ein Product des, seiner Natur nach, systemsüchtigen Verstandes), um in der Classification ihre Uebersicht zu erleichtern; und daraus sind die beiden

Hauptbegriffe von Monarchie und Republik entstanden, je nachdem die Spitze der Repräsentation nur einen, oder mehrere einzelne Schlußsteine hatte. Nichts aber ist schwankender und vorurtheilsvoller, als der gewöhnliche Begriff von Republik und Monarchie. Eine jede Staatsform, sie mag nach des Volkes eigenthümlichen Verhältnissen und Bedürfnissen, ausgefallen seyn, wie sie will, muß beide Begriffe, die man gewöhnlich der Republik und Monarchie unterschiebt, mit einander verbinden, nämlich verfassungsmäßigen Regierungsantheil des Volkes, und unbeschränkte Majestät der executiven Gewalt, oder der eigentlichen Regierung; und in diesem Sinne hat der herrliche Novalis Recht, wenn er sagt: alle Republiken sollten Monarchien, und alle Monarchien Republiken seyn. Das rein sittliche Verhältniß im Gebiete des Staatslebens zwischen Herrschen und Dienen ist, wenn die Regierung nur befiehlt, um dem Volke zu dienen, und das Volk der Regierung nur gehorcht, um sich selbst zu beherrschen.

Von keiner einzelnen Staatsform kann man daher sagen, daß sie im Allgemeinen die beste oder schlechteste sey, sondern das Urtheil darüber muß immer relativ auf Volk und Zeit ausfallen; denn keine ist an und für sich schlecht oder gut, sondern nur unter gegebenen Bedingungen, und man kann wohl sagen, daß jede, welche geschichtlich geworden ist, zu einer bestimmten Zeit und für ein bestimmtes Volk gut gewesen ist. Aber da dem so ist, so muß bei der Bildung jeder Verfassung, auch innerhalb der Eigenthümlichkeit eines gegebenen Volkes, die Zeit berücksichtigt werden, und die Verfassung muß

mit der Zeit gehen, und nicht stille stehen, sonst überlebt sie sich und ist, wenn sie dennoch fortdauert, für das Volk ein tödtendes Verhältniß. Man kann also im Allgemeinen für jede Verfassung nur das eine nothwendige Erforderniß als Postulat aufstellen, daß, sie mag in Hinsicht auf Zweckmäßigkeit für die Gegenwart, ausgefallen seyn, wie sie will, in ihrer eigenen Natur und Construction die Möglichkeit liegen müsse, sich nach dem fortschreitenden Geiste der Zeit selbst modificiren zu können, ohne Umwälzung und gewaltsame Erschütterung zu erleiden.

Da das repräsentative Verhältniß der Grundbegriff von Verfassung, also das Kriterium der Sittlichkeit einer gegebenen Verfassung ist: so ist eine Verfassung unsittlich, wo dieser Grundbegriff ganz verdunkelt da ist, d. h. wo die ihm entsprechenden Erscheinungen nicht vorhanden sind. Viele Verfassungen sind durch Entartung dahin gekommen, aber im reinen Begriffe von einer wahren Verfassung liegt diese Entartung nicht. Der Charakter der Unsittlichkeit einer Verfassung ist Gebrauch der anvertrauten Machtvollkommenheit nach eigener Willkühr, und nicht nach dem Willen der Machtgeber, und je mehr dieser Zustand herrschend und Regel ist, um so weniger ist die Verfassung der moralischen Natur gemäß. Dieses Mißverhältniß kann aber bei jeder Verfassung Statt finden und nicht der Name schützt dagegen; denn wir haben in der Geschichte Republiken gesehen und es lassen sich deren noch mehrere denken, wo Willkühr und Despotismus mehr Gräuel angerichtet haben, als in manchen deshalb verrufenen Monarchieen;

und daß auch eben sowohl umgekehrt erbliche Monarchieen mit dem edlen und der Menschheitswürde entsprechenden Charakter der repräsentativen Verfassung existiren, bestehen und die herrlichsten menschheitlichen Blüthen treiben können, so gut, wie die gepriesensten Republiken, ist wohl theoretisch eben so einleuchtend, als geschichtlich bestätigt. Aber eine ganz unumschränkte Monarchie ist als sittlich nur dann denkbar, wenn der Monarch durch den Willen des Volks selbst unumschränkt ist, d. h. wenn ihm bei seiner Erhebung zum Repräsentanten des Volkes (denn das bleibt er dennoch immer) überlassen wird, nur nach seinem eigenen Gutdünken zu beschließen und auszuführen, und um Rath zu fragen, nur wen und wann er wollen wird. Und dann ist auch nur er allein dem Volke für jeden Regierungsmoment verantwortlich; denn die Verantwortlichkeit über Mißbrauch der Vollmacht, hebt in der Idee auch selbst solche Unumschränktheit noch nicht auf. Also überall ist der sittliche Grund des Rechtes jeder Regierung der Wille und Beschluß des regierten Volkes, und ursprünglich und vernunftgemäß ruht also die legislative Gewalt im Volke, und die executive Gewalt nur bei der Regierung; die Begriffe von legislativ und executiv in ihrer allgemeinsten Bedeutung genommen, wo der erstere das Beschließen, Rechtskräftigmachen, Bevollmächtigen ꝛc., und der zweite das Ausführen, in Kraft erhalten, detaillirte Anordnen ꝛc. ausdrücken soll. Die Ansicht, daß die Monarchie aus dem Familienverhältnisse entsprungen wäre, läßt sich weder philosophisch, noch historisch rechtfertigen. Denn für des Monarchen

Existenz, Ansehn und Befehlsrecht, so wie für des Volkes Pflicht, ihm Achtung und Gehorsam zu zollen, ist kein anderer Grund, als für das Wechselverhältniß zwischen Regierer und Regierten überhaupt in jeder Staatsverfassung, und keineswegs kann die Monarchie im Allgemeinen und Absoluten als die naturgemäßeste Staatsform angesehen werden, welches doch seyn müßte, wenn ihre wahre sittliche und natürliche Wurzel in dem Begriffe und der Bedeutung des Familienverhältnisses (welches in seiner eigenen kleineren Sphäre geschlossen und vollendet ist) wäre, weil dieses nur das ursprünglichste aller menschheitlichen Verhältnisse ist. Denn, wenn nun auch, freilich eben deshalb, aus diesem die numerischen Bestandtheile des Volkes hervorgegangen sind, so ist aus ihm doch nicht unmittelbar das Staatsverhältniß entsprungen: sondern das Volk hat darum, weil es eben keine Familie mehr ist, das Familienverhältniß unzulänglich gefunden, und sich ein anderes, das Staatsverhältniß, gebildet; und darum, weil das Staatsverhältniß aus der Vernunft, und nicht aus der physischen Natur erwachsen ist, so kann auch in einer besondern Form desselben, der Monarchie, für den Monarchen kein homogenes Geburtsrecht, wie für den Hausvater in einer Familie, Statt finden und gedacht werden. Daß unter allen Staatsformen, die Monarchie zuerst in der Geschichte zur Erscheinung gekommen seyn mag, kann nur beweisen, daß sie beim ersten Entstehen eines Volkes, die natürlichste und zweckmäßigste Staatsform sey, keinesweges aber, daß sie im Allgemeinen für ein schon bestehendes Volk, die naturgemäßeste und sittlichste,

und für jedes gegebene Volk die angemessenste sey. Historisch sind die Monarchieen auf gleiche Weise, wie die Republiken, entstanden, durch gemeinsamen Willen, Beschluß und durch Wahl des Volkes, wenigstens überall, wo der Hergang naturgemäß war. Das Volk, oder der Volksstamm, unter welchem die Erscheinung eines Fürsten zuerst vorkommt, fühlt das Bedürfniß zur Einheit bei der Ausführung seines gemeinschaftlichen Willens und Strebens, und in der Regel hat dieses Bedürfnißgefühl zuerst der Krieg erregt. Daher zuerst nur Anführer, und daher zuerst Unumschränktheit der Vollmacht, weil der Krieg diese vorzüglich fordert. Alle wählen Einen aus ihrer Mitte, dem sie zutrauen, daß er ihren gemeinschaftlichen Willen in ganz vorzüglicher Stärke und Klarheit besitze, und ganz vorzüglich zu ihrer Leitung für die Ausführung desselben begabt sey. Beim Wachsthum des Volkes an Masse der Mitglieder und ihres Eigenthums, so wie an Cultur, entstehen zusammengesetztere Verhältnisse und schwierigere Anordnung derselben, so wie wachsendes Bedürfniß dazu. Hierfür erscheint der Einzelne ungenügend; es wird gemeinschaftlich über Verfassung und Gesetze berathschlagt und beschlossen, und dann wieder Einem oder Mehreren unbeschränkte Gewalt und Auftrag zur Ausführung und Aufrechterhaltung des Beschlossenen ertheilt. Dies ist der historische Ursprung sowohl der Monarchieen, als der Republiken, also auch historisch immer ursprünglich mit dem Charakter des legislativen Rechts des Volkes und der nur verliehenen Unumschränktheit und Verantwortlichkeit der Regierung.

Bei den Volksberathungen haben nun natürlich die

Ausgezeichnetesten des Volkes, entweder an Thatkraft und Einsicht, oder durch die ihren Verrichtungen beiwohnende Volksachtung (z. B. Priester) das meiste Gewicht; sie werden von den Uebrigen stillschweigend oder ausdrücklich anerkannt, oder sie reißen nach und nach das Stimmrecht des Volkes ausschließlich an sich, oder sie erhalten es ausdrücklich, und daraus entstehen Stände (verschieden nach der Art des Volks). Die Regierung aber braucht zur Ausführung und Bewachung der Gesetze, Helfer und Organe, und daraus entstehen Beamten und Behörden.

Je unmündiger und roher ein Volk noch ist, und je einfacher seine innern und äußern Verhältnisse, also je wenigere Regierungsbedürfnisse vorhanden sind: um so geringer ist auch das Bedürfniß zu Volksberathung und Berathungsinstituten, um so weniger wird die Unzulänglichkeit einer, auch in legislativer Hinsicht, unbeschränkten Regierung gefühlt, und um so mehr darf und wird auch eine solche existiren, ohne unsittlich und unzweckmäßig zu seyn; und da eine solche, um Einheit und Bestand zu haben, sich nur als Monarchie und zwar als eine erbliche gestalten kann, so wird eine Erbmonarchie mit dem Charakter der Unumschränktheit um so mehr an ihrem Platze seyn, je niedriger die Stufe ist, auf welcher die innere und äußere Ausbildung des Volks steht. Obgleich sich auch dann noch kein Volk, im dunkeln, aber natürlichen Gefühle seiner Vollmachtsgebung, das Recht, den Bevollmächtigten wegen Mißbrauchs der Vollmacht zur Verantwortung zu ziehen, begiebt, und dies oft blutig genug beweist, wie die

Geschichte zu allen Zeiten, und noch jetzt z. B. bei den Türken ꝛc. zeigt.

Aber, je ausgebildeter ein Volk in allen seinen Verhältnissen, je einsichtiger, geistiger und moralischer, kurz je mündiger es ist, um so stärker fühlt es das Bedürfniß zu Volksberathung und Berathungsinstituten, und um so mehr (ich sage nicht durchaus, sondern nur im steigenden Grade) muß das Stimmrecht als durch die ganze Masse des Volks hindurchgehend, zur Erscheinung kommen.

In einem solchen potenzirten Zustande erscheint nun ohne Zweifel jetzt unser deutsches Volk, und zu einer, dem gemäßen, Verfassung wird überall bei den Besseren, sowohl der Fürsten und Staatsbeamten, als der einzelnen Volksmitglieder, das Bedürfniß lebendig gefühlt. In diesem allgemeinen Bedürfnißgefühle spricht sich die Forderung der Zeit aus, und diese zu erfüllen, ist sittliche Aufgabe für Jeden, der nur das Geringste dazu wirken kann.

Das deutsche Volk, als ein gemeinsames Leben in ihm erwachte, und so lange solches an den Producten sichtbar war, schuf sich, und hatte eine Verfassung, die aus dem europäischen Zeitgeiste, dessen Typus der Feudalismus damals war, nach der Modification der Volksthümlichkeit ganz naturgemäß und eigenthümlich erwachsen, und in vieler Hinsicht herrlich war. So wie bei den Deutschen alles, was sie behandeln, erst zur Vollendung kommen muß, ehe es überreif werden kann, so ist auch in keinem Lande der Feudalismus, dieses große europäische Bildungsmittel, dessen sich der allmächtige

Geist der Geschichte bediente, so vielseitig und erschöpfend ausgebildet und so rein durchgeführt worden, als in Deutschland. So lange die daraus entsprungene Verfassung in ihrer Reinheit blieb, nämlich so lange der Begriff des Feudi in ursprünglicher Bedeutung, Kraft und Würde war, sah man in Deutschland ein eigenthümliches Volksleben wachsen und blühen; denn ein gemeinsames Staatsband gab dem Volke Zusammenhalt, und die Verfassung, eine rein repräsentative, an deren Spitze ein, das deutsche Reich repräsentirender Kaiser stand, gab ihm Staatsinteresse. Als aber der Feudalismus ausartete, aus Belehnten Eigenthümer und Herrn wurden, trat ein Ringen nach Unumschränktheit und Willkühr ein; bei allen Klassen, vom Kaiser bis zum Bauer sichtbar, Jahrhunderte lang fortgesetzt, und in jeder Klasse nach Maßgabe ihrer Bildung und Kraft, eigene Erscheinungen zur Zeit hervorbringend. Dies war die Folge eines im Ursprunge zwar reinen und unendlich viel Schönes fördernden, aber bald mißverstandenen, eines zu sehr persönlichen und zeitlichen, darum sich bald überlebenden und unsittlich werdenden, und darum sich selbst auflösenden Bandes, des Feudi. Rein war nämlich das Band im ersten Verhältnisse, wo der Kaiser, als Repräsentant des Reiches, den Einzelnen wegen Verdienste um das Reich, im Namen des Reiches mit Gut belehnte und mit Würden belohnte; mißverstanden wurde es, wenn der Kaiser den Einzelnen, für die seinen persönlichen Zwecken geleisteten Dienste, mit Belehnungen an sich binden wollte, oder wenn der Belehnte die Belehnung so annahm, daß sie ihn an

die Person oder das Haus des Kaisers in der Art eines Privat-Verhältnisses bände.

Der endliche Erfolg jenes egoistischen Ringens war die Unabhängigkeit der einzelnen Fürsten und Herren, ursprünglich ihrem Wesen, wenn auch nicht dem Namen, nach, nur Provinzial-Repräsentanten für gemeinsame deutsche Angelegenheiten, von der deutschen Reichsgewalt und deren Verweser, die dadurch in ein bloßes Schattengebilde ausarteten und beim nächsten darauf gerichteten äußeren Anstoße, auch äußerlich leicht fallen mußten, da sie dem Wesen nach schon lange nicht mehr existirt hatten. Die nunmehr unumschränkten Fürsten kehrten nun mit desto mehrerem Glücke ihre Obergewalt nach dem Innern ihrer Länder, auf die Stände, deren Emporstreben auch schon längst unterdrückt und deren Daseyn und Wirksamkeit auch schon mehrentheils in das Gebiet der Schatten und des Scheins versunken war. Es gab nun kein gemeinsames deutsches Vaterland mehr, sondern in seinem Gebiete nur mehrere, neben einander stehende, europäische Fürsten, jeder mit ganz eigenem, getrennten Interesse. Es gab nun auch für die einzelnen deutschen Fürstenvölker kein frisches, begeisterndes, rein sittliches Volksgefühl und Volksleben mehr; denn mit dem praktischen Antheile an dem Gemeinwesen durch die Repräsentation ihrer Stände, war auch ihre Gefühlstheilnahme am Gemeinwesen erloschen; sie dienten dem unbeschränkten Gebieter, weil sie mußten, und bloß nach dessen alleinigem Willen und zu seinen persönlichen Zwecken; jede Begeisterung und Liebe fürs Allgemeine konnte sich nur in die Gestalt der persönlichen

Anhänglichkeit und Liebe zum Fürsten flüchten, wenn dieser, wie es zum Glücke vielfach der Fall war, dieselbe für sich zu erregen wußte. Wie sehr, bei diesem unseeligen Zustande der Dinge, sich wahres Volksinteresse mit dem persönlichen Fürsteninteresse, wahre Vaterlandsliebe mit den Leidenschaften und egoistischen Neigungen der Fürsten, die zum Theil ihr Volk und ihr Land nicht mehr, wie eine ihnen zur treuen und gewissenhaften Verwaltung anvertraute Sphäre, mit der heiligsten und höchsten Verantwortlichkeit, sondern wie ein Eigenthum von Sachen, wie eine Domaine, ansahen, durchkreuzten, hat die neueste Geschichte im aller grellsten Lichte gezeigt, und Erscheinungen hervorgebracht, wovor noch nach Jahrhunderten der fromme Leser schaudern wird. Krieg und Blutdurst gegen Brüder, Geschrei von Ruhm und Ehre beim Schlachten und sich Schlachtenlassen für fremde gottvergessene Zwecke, nothgedrungenes Verlassen der heimathlichen Fahnen bei den Besseren, ihr Uebertritt zu den Reihen der gegen ihren angeborenen Fürsten sich gerecht Wehrenden, Flüchten in geheime politische Verbindungen und tausend solche gräßliche Zeichen einer aus allen Fugen getretenen Zeit, wo der Edle, in seiner Verzweiflung, mit blutendem Herzen oft heilige Pflichten zertreten muß, um noch heiligere zu retten, und der Unedle keine Bewegungsgründe mehr kennt, als Furcht und zeitliche Rücksichten!

Alle Strebungen und Thätigkeiten der einzelnen Volksmitglieder mußten sich auf Einzelnes und Inneres richten: persönliches Interesse wurde das Haupt-Motiv, und dies zeigte sich darin, daß Soldat und Beamter nur

dienten, um äußern Ruhm, und durch das Erjagen der Fürstengunst, Ehrenstellen, Rang und Brot zu erlangen; daß jede Abgabe als ein Uebel angesehen wurde, dem man sich möglichst entziehen müsse (daher allgemeine Betrugs-Gesinnung gegen den Staat, daher strenge und gehässige Maßregeln zur Verhütung ihrer Aeußerungen, und in den Edicten sogar zuweilen der Ausdruck der nothwendigen Voraussetzung von des Volkes allgemeiner Defraudations-Tendenz); daß überhaupt Wucher, Gewinnsucht, Judenthum und jede Gestalt des frechsten Egoismus hervortraten; alles unselige Kriterien der moralischen Gesunkenheit eines Volkes, entsprungen aus dem Mißverhältnisse der politischen Verfassung zu den ewigen Forderungen des menschlichen Bildungsprozesses. Die letzten großen Erscheinungen einer herrlichen deutschen Zeit widerlegen dies nicht; denn wahrlich die Verfassungen uud Staatenformen der Deutschen haben sie nicht geboren, sondern der allmächtige Geist der Geschichte, welcher trauernd und zürnend zeigen wollte, daß trotz der Verfassungsverderbniß, dem sichersten Mittel zur moralischen Verderbniß der Völker, dennoch eine Kraft und Herrlichkeit in den Deutschen schlummere, und bis jetzt noch übrig geblieben sey, die wohl eine bessere Würdigung und die Ehre und Wohlthat einer reinen Verfassung verdient, und fähig ist, sie zu ertragen. Denn allgemeine, unabsehbare und immer wachsende Noth war über uns verhängt; es fühlte sie Jeder und Alle; Gemeinschaft des Leidensgefühls erweckt auch Gemeinschaft des Rettungswunsches, Rettungsentschlusses und der Rettungsanstrengung. So wurde von außen

her

her uns das Bedürfniß zur Verbrüderung aufgedrungen, und Alle fühlten nun zugleich (wie denn dies dem Menschen immer ergeht, wenn er mit festem Willen und Entschlusse das Rechte erfaßt) daß dies auch das Natürlichste, daß diese Veränderung eigentlich ein ursprünglicher Zustand sey, von dem sie nie hätten ablassen sollen, und in welchem ihnen das jetzige Unglück nie würde begegnet seyn. Es entstand Volksgefühl bei den Deutschen und die verloren gegangenen Begriffe von gemeinschaftlichem Vaterlande und deutscher Einheit erwachten wie durch einen Zauberschlag. Den Fürsten erging es eben so, wie dem Volke: denn sie waren durch dieselbe Schule erleuchtet. Auch erfuhren diejenigen, welche, um nur ihre Existenz als unumschränkte Herrscher im allgemeinen Sturme zu retten, ihr Volk verrathen und von dessen Interesse das ihrige geschieden hatten, daß ihnen das alles nichts half; sie sahen ein, daß sie, wenn ihr Volk verblutete, am Ende auch mit ersterben müßten; sie fühlten auf einmal wieder, daß sie nur durch ihr Volk und mit demselben seyn und bestehen könnten; sie zeigten dem Volke wieder Achtung und Vertrauen, vereinigten ihre Sache ganz mit der seinigen, und befahlen nur das, was das Volk selbst wollte und sehnlichst wünschte. Also dasselbe Resultat, das aus ächter Verfassung in jedem Regierungsmomente entspringen muß, und nur aus ihr im gewöhnlichen Gange der Zeit entspringen kann! Daher mit einem Male der zauberische Schlag in Gemüth und Arme; daher die Wunder der Thaten. Und der Fürst, der noch immer die Ehre und das Interesse seines Volkes geschont, ihm stets Liebe

und Redlichkeit gezeigt, und nur mit blutendem Herzen, um mit dem Volke zu leiden und zu trauern, das Unabwendbare ergriffen, war auch mit seinem Volke der erste und letzte, der reinste und größte in heroischer Gesinnung und That. So bewährt die Geschichte immer die Allmacht der Sittlichkeit; aus reinem Verhältnisse wird Reines und Großes geboren; das Schlechte ist negativer Natur, und hat keine andere innere Nothwendigkeit, als seinen eigenen Tod.

Daß dies alles wirklich so, und nicht anders, geworden ist, zeigt uns die Geschichte, und ihr Geist, d. h. die innere Bedeutung der menschheitlichen Gestaltungen und Begebenheiten, deren Tendenz die Fortbildung der Menschheit ist, will uns immer belehren durch das, was die Geschichte uns zeigt, und sie zeigt so lange, so wiederholt und so grell, bis wir belehrt sind; denn sie führt uns selbst unmittelbar an den Abgrund hin, wohin ein eingeschlagener Abweg bringen muß, bis wir, betroffen, den Abgrund erkennen und zugleich den Abweg, der uns dahin brachte, und mit ihm uns nach dem rechten Wege wieder sehnen, verwundert über uns selbst, daß wir dies alles nicht eher merkten, und wie wir überhaupt nur vom rechten Wege haben abkommen können, da es ja doch der aller natürlichste ist. Ein solcher Zustand bei den Zeitgenossen beweist, daß eine zur Belehrung und Erziehung der Menschheit dagewesene Gestaltung ihren Zweck wirklich erreicht hat und überreif geworden ist, und die Geschichte weckt nun neue und schönere Saaten aus der abgefallenen Frucht.

Wie nun Volk und Verfassung in Deutschland entarteten,

darüber läßt sich keine vorzugsweise Verurtheilung und Schuldbemessung gegen irgend einen Factor aussprechen, der dabei mitgewirkt; denn bei allen Klassen ist Recht und Unrecht so gleich, daß alle jetzt zu gleicher Zeit sagen müßten: wir haben gegen einander gefehlt, wir haben uns einander gegenseitig niedergedrückt; wir wollen uns einander alles vergessen und uns gegenseitig heben. Denn die Kaiser wählten theils nicht immer die rechten Mittel zur Aufrechthaltung der Reichshoheit, theils mißbrauchten sie ihre Macht für persönliche und einseitige Zwecke; dadurch aber wurden die einzelnen Reichsfürsten gereizt und mit Recht zur Widerstrebung aufgefordert, welches sie wieder, falscher Weise, bis zur Unabhängigkeit vom Reiche ausdehnten. Die Stände der einzelnen Reichsprovinzen, in ihrer Ursprünglichkeit (so lange die Masse des Volkes noch in der dazu gehörigen Uncultur und Rohheit war, und in dem patriarchalischen Verhältnisse mit dem Feudaladel von diesem bei den ständischen Angelegenheiten vertreten und mit repräsentirt wurde) ächte Volksstände, mußten mit verändertem Culturzustande des sogenannten gemeinen Volks ihre Bedeutung überleben; sie mißbrauchten ihr Ansehn mit Ungerechtigkeit gegen ihre Pflegbefohlenen, für eigene Vortheile, entzogen sich ihren ursprünglichen Bestimmungen und Pflichten, wurden aus Unthätigkeit und Reichthum übermüthig; und da aus dem Schooße der Zeit andere Verhältnisse und Volksbedürfnisse entstanden: so genügte ihre Repräsentation nicht mehr für alle Klassen, und immer mehr sah man sie, da ihr, ehedem mit dem Bauernstande so eng zusammengewachsenes Interesse sich all-

mählig von demselben vielfach gesondert hatte, nur ihre castenmäßige Vorrechte und ihr eigenes Interesse vertheidigen. Daher nun mit Recht ihre Unterdrückung und Beschneidung von Seiten der Fürsten. Aber auch hier wieder gegenseitiges Recht und Unrecht; die Fürsten benutzten diese Unterdrückung nur für ihre persönliche Unumschränktheit, statt der ständischen Einrichtung eine Richtung und Ausdehnung zu geben, die der Idee und dem Zwecke, nach Maßgabe der Zeitverhältnisse, entsprechender wäre; und die Stände, welche nach und nach aus jedem großartigen Wirkungskreise herausgeworfen waren, konnten zuletzt kein anderes Interesse mehr haben, als ihr persönliches; und da sie nur für dieses noch Stimme haben sollten, so mußten sie wenigstens dies vertheidigen, als einziges, ihrem Wirkungskreise noch übrig gelassenes Hemmungsmittel der Willkühr und persönlichen Unumschränktheit des Fürsten, als einziges Ueberbleibsel alter ehrwürdiger, ächt vaterländischer, und längst die Zielscheibe aller Zerstörungsangriffe gewesener Verfassungsinstitute, an deren Stelle sie nichts Anderes werden sahen. In ihrem heimischen Gewohnheitsgefühle und Begriffe den Umsturz aller Ordnungsfreiheit befürchtend, so wie auch im natürlichen Gefühle ihres rechtmäßigen Eigenthumsrechts, mußten sie jene hartnäckig vertheidigen, und sie konnten es mit sittlicher Gesinnung.

Daß dies alles so ist, daß, bei so vielem Rechte Einzelner im Einzelnen, so großes Unrecht für Andere und fürs Ganze vorhanden ist, beweis't gerade, daß alle jene Einrichtungen sich überlebt haben, und daß das,

was daraus nun endlich geworden ist, ein unsittlicher Zustand sey, den uns die Geschichte mit grellen Farben als solchen zeigt. Aber, da es anders werden muß, so kommt es darauf an, mit sittlicher Liebe, Ruhe und Leidenschaftslosigkeit das Andere zu schaffen, und wir wollen beleuchten, was im Sinne des Volks und der Zeit, worin es jetzt lebt, als Bedürfniß erscheint.

Das deutsche Volk ist trotz aller, durch Verfassungsverfall hervorgebrachten Verderbniß, doch noch so wunderbar tüchtig und freiheitsfähig geblieben, daß die Geschichte keine gewaltsame Zerstörung der Formen in demselben hervor zu rufen, und es nicht erst zu einem Chaos zu zermalmen braucht, um einen neuen Guß daraus zu machen. Dies verdanken wir wahrlich der großen Tiefe und Gediegenheit des deutschen Charakters. Nie hat es ein deutsches Fürstenhaus zum vollendeten Despotismus, nie ein deutsches Volk bis zum ächten Sklavensinne bringen können; große und herrliche Regenten hat man häufig in Deutschland gesehen, fast immer noch Freiheit des Gedankens und Worts, fast allenthalben noch konnte in dem milden Clima eines väterlichen Regierungsverhältnisses, Familientugend und Gerechtigkeit, Fleiß und Treue, Arbeit und Erfindung, Wissenschaft und Kunst gedeihen, und Gefühl und Begriff davon sind im deutschen Volke nie erloschen; denn noch immer hatte man ihnen entsprechende Erscheinungen vor Augen. Der Deutsche ist so vielseitig, daß selbst bei seiner größten Erniedrigung, als Volkseinheit und Volksehre sogar dem Begriffe nach verschwunden waren, das Volk dennoch eine innere menschheitliche Tüchtigkeit behielt, und

das Gemüth, aus der Sphäre jedes ächten Staatslebens ausgedrängt, sich in die einzelnen Gebiete der Sittlichkeit flüchtete und darin noch blühte. Daß das gesammte deutsche Volk eine Verfassung erhalten muß, die es als starke, lebendige Einheit darstellt, ächtes gemeinsames Staatsleben und Volksgefühl erregt, nährt und fördert, das ist gewiß geschichtliches Bedürfniß. Doch wird das Werk jetzt noch nicht werden; denn dazu ist die Zeit noch nicht ganz reif, und eine andere Generation wird erst erleben, was wir jetzt schon so sehr als Bedürfniß fühlen, so sehnlich wünschen, und was jetzt vorbereitet wird. Wir leben im Uebergangspunkte zu einer neuen Zeit, aber die Geschichte mißt die Zeit zu ihren großen Arbeiten nicht nach einem Maaße, welches der Mensch nachrechnen kann. Wenn zu den ersten Reichsgrundgesetzen gehören wird: Unzertrennlichkeit und Unveräußerlichkeit jedes, auch des allerkleinsten ächten und ursprünglichen deutschen Volkseigenthums (wozu Vindication alles etwa verloren gegangenen wesentlich gehört) und unbedingte Ausscheidung und Unvereinbarkeit jedes, auch des allerkleinsten fremdartigen Theils, Entfernung jedes Antheils und Einflusses irgend eines, auch des nächsten, Fremden bei allen deutschen Angelegenheiten: dann wird die Geschichte erst das Fest der Wiedergeburt Deutschlands und deutschen Volkes vollständig feiern können. Auch dann wird man noch deutsche Fürsten sehen; denn Monarchieen und zwar erbliche, sind ächt deutschen Sinnes und ächt deutschen Bedürfnisses: der Deutsche will seinem Oberhaupte nicht bloß mit der stoischen Entsagung,

die im strengen Begriffe der Pflicht liegt, sondern auch gern mit Liebe und Zutrauen gehorchen, und befindet nur dann sich ganz wohl dabei, wenn er dem Befehlenden ehrfurchtsvolle Anhänglichkeit und das Vertrauen des Wohlmeinens mit ihm, zollen kann. Dies alles findet vorzüglich bei einem angebornen Fürsten Statt, der ihm gleichsam wie ein Blutsverwandter erscheint, und dies gilt dem Deutschen, der im Gebiete des Familienverhältnisses so hoch steht, sehr viel. Liebe zur Gewohnheit, Treue am Alten, Wunsch des ruhigen sicheren Besitzes, Bewahren theuerer Erinnerungen sind lauter Züge des deutschen Charakters, die bei Erbmonarchieen ihre Nahrung finden. Aber die deutschen Fürsten werden rein deutsche Fürsten seyn, d. h. ohne Nebenländer; die nur mit den andern allen zusammen stark sind, und ohne dieselben nichts seyn wollen; die nicht mehr für sich bestehende unumschränkte europäische Monarchen seyn, sondern alle zusammen einem deutschen Oberhaupte gehorchen werden, wiewohl nach den Gesetzen, die sie selbst haben geben helfen; die alle zusammen in Person mit einander berathen und beschließen, und dem Oberhaupte die Ausführung des Beschlusses übertragen werden, bei dessen Unterstützung und Folgeleistung Alle für Einen und Einer für Alle einstehn und sich verbürgen. Keiner wird mehr Separat-Bündnisse und Verträge mit fremden Mächten schließen, oder gar Separat-Kriege führen; jeder wird die Entscheidung seiner Sache dem Ganzen übertragen und überlassen, und im Falle der Noth stehen Alle für Einen und Einer für Alle.

Doch nur das, was für jetzt geschichtlich möglich

ist, kann für jetzt geschehen, und noch nicht gleich Alles, womit erst eine folgende Zeit schwanger geht; denn der Zeit vorgreifen, ist eben so frevelhaft, als sie aufhalten wollen, und beides vernichtet sich selbst. Gott gebe nur, daß das geschehe, was geschehen kann! Viel guter Wille ist wenigstens da, und die allgemeine Tendenz zügelt den bösen Willen und spornt die Trägheit. Doch in Deutschland reift alles langsam, und das muß man nicht tadeln, weil die Quelle davon deutsche Gründlichkeit ist. Mehr aber noch, als in der allgemeinen deutschen Staatsform, kann in den einzelnen Staatsgebieten, vorbereitend für den großen Zweck, schon jetzt geschehen, und wird sich auch gewiß dem Schooße der Geschichte entwinden. Verfassung haben uns die Fürsten in jedem Einzelstaate versprochen, aus eigenem Gefühle der Nothwendigkeit; und die Unterthanen fühlen brennend das Bedürfniß dazu. Vorangehen müßte freilich im Innern der deutschen Einzelstaaten die Realisirung mancher großgedachten und entworfenen, aber nur halb oder noch gar nicht ausgeführten, Maßregel. Dahin gehört vorzüglich Aufhebung jedes Verhältnisses von privilegirten Ständen, wobei freilich die Gerechtigkeit nothwendig ist, daß ihnen nicht bloß der sie begünstigende Theil der Privilegien, sondern zugleich auch deren lästiger Theil genommen wird; und es wird daraus Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze, im Tragen der Staatslasten und in den Ansprüchen an den Staat entspringen. Erst nach Aufhebung aller Feudal-Ueberbleibsel und der Feudal-Repräsentation kann eine Volks-Repräsentation eingeführt werden. Eine gleiche Behandlung

der Städte mit dem platten Lande ist auch eine wichtige Vorbereitung. Die Repräsentation wird sich sodann topographisch und geographisch bilden lassen.

Es wähle jeder Ort aus seiner Mitte für eine gewisse, allgemein bestimmte Anzahl Jahre einen Deputirten zu einem sogenannten Kreistage, der, so oft Kreistagsversammlung ist, das Stimmrecht seines Orts vertritt. Große Oerter mögen mehrere solcher Deputirten, nach dem Verhältnisse ihrer Bevölkerung, haben, und stimmfähig sey jeder volljährige Angesessene. Alle zu einem Kreise gehörige Deputirte wählen aus ihrer Mitte ihren Präses für eine allgemein dazu zu bestimmende Zeit. Es versteht sich, daß für die Wahlfähigkeit der Orts-Deputirten, so wie der größeren Sphären, Bestimmungen über die moralische und intellectuelle Qualification fest stehen müssen, und daß der Austritt der Deputirten nach vollendeter Wahlzeit nicht auf einmal, sondern periodisch geschehe. Alle Kreis-Präsides einer Provinz oder eines Regierungs-Departements haben wieder ihre Provinzial-Versammlung, unter dem Vorsitze eines aus ihrer Mitte gewählten Präsidis, wo die Stimmen aller Kreistage der Provinz eben so zu einer Provinzial-Stimme zusammengefaßt werden, wie auf dem Kreistage die Stimmen aller Ortschaften des Kreises zu einer Kreisstimme. Nun hat aber jede solche Provinz einen beständigen Deputirten in der Hauptstadt, der die Stimme seiner Provinz vertritt, und alle diese beständig in der Hauptstadt zusammen seyende, für eine bestimmte Anzahl Jahre durch die Kreispräsides auf den Provinzial-Versammlungen gewählte Provinzial-Depu-

putirte machen den allgemeinen Landtag aus. Es versteht sich, daß zu diesen Landtags-Deputirten kein in den niederen Sphären der Repräsentation schon Berufener gewählt werden kann, oder daß, wenn es geschieht, er dort austritt und durch einen Andern daselbst ersetzt wird.

Die Geschäftsführung in diesen Repräsentations-Instituten, das Formelle der Versammlungen, Büreaux, Kassen, Remunerationen und alles einzelne Detail dabei, würde nicht schwer seyn festzustellen, und würde sich, nach und nach, dem Bedürfnisse gemäß, zweckmäßig bilden und ins Geleise bringen lassen. Hier gehört dies nicht weiter her, wo nur eine allgemeine Skizze entworfen werden soll; aber der Wirkungskreis dieser Volks-Repräsentation muß noch in wenigen Worten angegeben werden.

Ihre Geschäfte kommen auf keine Weise in irgend eine Gemeinschaft mit denen der Staatsbehörden und Beamten, und ihr Berührungspunkt und Zusammenhang mit diesen (der eigentlichen executiven Landesregierung) ist nur an den obersten Spitzen beider, von wo aus übereinstimmende Wirkung in die entferntesten Adern beider strömen muß. Was einmal allgemeines, feststehendes und anerkanntes Gesetz ist, muß, nach der zu entwerfenden Verfassungsurkunde, heilig, unverbrüchlich, und absolut bestimmend für Jeden und Alle seyn, und die Behörden und Beamten, so lange sie in der Gränze und den Schranken ihrer Gewalt bleiben, sind ungehindert, unbeschränkt und heilig, wie das Gesetz, welches sie ausüben. Also auch alle einzelne Verordnungen, An-

ordnungen und Maßregeln, die, Kraft eines bestehenden Gesetzes, und in Bezug auf dasselbe, um es seinem ganzen Sinne nach auszuführen, von den competenten Behörden ausgehen, sind ganz unabhängig und selbst gesetzlich. Aber sobald die Landesregierung irgend ein neues organisches Gesetz einzuführen beabsichtigt, muß es erst den Provinzial-Repräsentanten vorgelegt werden; diese lassen unvorzüglich die Stände in der ganzen Verzweigung ihrer Verfassung darüber berathschlagen, und theilen sodann die ihnen wieder zugekommenen Resultate davon der Landesregierung (diese verkehre mit ihnen in der Gestalt eines Staatskanzlers, eines Ministeriums, eines Staatsraths, oder wie sonst die oberste Repräsentation des Fürsten heiße) mit, und nun ist das Gesetz entweder bestätigt, oder verworfen. Es kann dabei natürlich auch den Gang nehmen, daß durch die ständische Berathung nur Abänderungen am Gesetze vorgeschlagen und solches nur bedingungsweise angenommen oder verworfen worden. Alsdann muß es von der Staatsbehörde danach verändert werden; denn wenn dies als Resultat der Stimmenmehrheit des ganzen Volks, als allgemeiner Volkswunsch ausgesprochen ist, so fällt jeder rechtliche Grund, ihn zu verweigern, weg. Eben so kann auch von Seiten der Volks-Repräsentation ein Gesetz, Edict ꝛc., da es von der Mehrzahl (und zwar von den Besten und Intelligentesten) des Volkes als Bedürfniß gefühlt wird, den Staatsbehörden zur Entwerfung, Publicirung und Ausführung übergeben werden. Ist aber einmal ein Gesetz (immer im allgemeinsten Sinne genommen) durch die Volks-Repräsentanten

bestätigt, so hat solche nichts mehr damit zu thun; dann wird es bloß von den Behörden und Beamten in Wirksamkeit gebracht und erhalten, und jedes einzelne Mitglied der Volksrepräsentations-Institute (außerhalb den verfassungsmäßigen Wegen, ohne alle Wirksamkeit auf die Regierung, und ein bloßer Unterthan) hat sodann nur strenge zu gehorchen. Denselben Gang nimmt nun jede neue Gesetzwerdung, also natürlich auch die etwanige Aufhebung eines bestehenden Gesetzes, oder dessen zeitgemäße Abänderung, und eben so auch eine etwanige Modification oder Veränderung der Verfassung selbst.

Die Verantwortlichkeit der Behörden wegen eigenmächtiger Ausdehnung ihrer Gewalt und ihres Wirkungskreises, wegen willkührlicher Auslegung der Gesetze, wegen pflichtwidriger Vernachläßigung ihres Berufs gehört in letzter Instanz in so fern auch vor das Forum der Volks-Repräsentanten, daß sie unmittelbar beim Fürsten den unverweigerlichen Antrag auf eine, mit ihrer Zuziehung anzustellende, Untersuchung, und eventualiter auf g e s e t z l i c h e Remedur und Bestrafung, thun dürfen.

Die Entscheidung über Krieg und Frieden, wenn solche nicht schon vom deutschen Bunde ausgegangen ist, gegen welchen weiter keine Stimme gilt, gebührt ganz vorzüglich der Volks-Repräsentation jedes deutschen Einzelstaates, im Falle, daß von dessen Oberhaupte einseitig darüber beschlossen werden sollte; denn was kann wohl mehr des ganzen Volkes Wohl und Weh betreffen, als diese Frage, und welches Recht eines Volkes könnte

wohl heiliger seyn, als das auf die Entscheidung derselben! Die Mittel zur Kriegführung aber, wenn solche einmal, entweder vom deutschen Bunde, dem jedes einzelne deutsche Staatsoberhaupt subordinirt ist, im Allgemeinen beschlossen, oder von der Volks-Repräsentation eines Einzelstaates für denselben, genehmigt ist, werden von der Landesregierung angegeben und die Volks-Repräsentation muß ihre Aufbringung unweigerlich genehmigen, und hat es nur innerhalb der ihr gesetzten Frist mit Feststellung der Aufbringungsart zu thun, ohne über die Nothwendigkeit des Aufzubringenden entscheiden zu dürfen, weil der Krieg keine Zögerungen gestattet und dictatorische Einheit fordert, weshalb auch im Zustande des Krieges, in allen (in der Verfassungsurkunde näher zu charakterisirenden) Fällen, die auf den Krieg Bezug haben, eine interimistische Unumschränktheit der Regierung, auch in legislativer Hinsicht, eintreten muß. Denn wegen etwanigen Mißbrauchs dieses Zustandes von Seiten der Behörden, sind solche ja nachher wieder der Volks-Repräsentation verantwortlich.

Dies würden im Wesentlichen die Grundzüge einer einzuführenden Volks-Repräsentation in einem einzelnen deutschen Bundesstaate seyn; sie stehen im Einklang mit den allgemeinen philosophischen Verfassungsgrundsätzen, und scheinen geschichtlich passend, also jetzt ausführbar. Uebersehen und verkennen wird dabei wohl Niemand, daß, zufolge der allgemeinen Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge, die aus einer solchen Einrichtung entspringenden Erscheinungen nur allmählich annähernd, und am wenigsten sogleich Anfangs der Idee entsprechen

könnten und würden; denn zaubern und einimpfen läßt sich dem Menschen und dem Volke keine Veredelung. Aber soll diese erstrebt werden (und welcher sittliche Mensch ist wohl unempfänglich der religiösen Begeisterung für diese absolute Forderung der reinen Vernunft?) so muß für Erziehungsinstitute dazu gesorgt werden, und kein wirksameres und durchgreifenderes giebt es für Veredelung der Völker und der Menschheit, als sittliche und zeitgemäße Staatsverfassungen. Man thue nur mit religiöser Scheu und sittlicher Großherzigkeit, was die Zeit gebeuet, und diese selbst wird dann die Fertigkeit und Fähigkeit, die zu ihren Forderungen gehört, offenbaren, wecken und bilden.

Geschrieben im December 1819.

Freih. v. Monteton.

Sind politische Partheien einer verfassungsmäßigen Monarchie nothwendig?

Darf die Erfahrung von ungefähr hundert und funfzig Jahren entscheiden: so müssen politische Partheien für Etwas gelten, das zum Wesen der verfassungsmässigen Monarchie gehört.

Dieselben Erscheinungen, welche England seit dem Jahre 1660 darbietet, haben sich, so weit es bisher möglich war, in Frankreich wiederholt; und so wie in dem zuletzt genannten Reiche die Sachen gegenwärtig liegen, muß man annehmen, daß der Partheigeist in demselben eben die Bahn beschreiben werde, die er in England zurückgelegt hat.

Hiernach nun scheint nichts natürlicher, als die Voraussetzung, daß Partheien einer verfassungsmäßigen Monarchie nothwendig sind; und diese Voraussetzung scheint sogar um so besser begründet, da die verfassungsmäßige Monarchie ein doppeltes Prinzip in sich schließet, nämlich das der Einheit und das der Gesellschaftlichkeit: ein Umstand, welcher nicht verfehlen kann, jene Mannigfaltigkeit von Ansichten zu erzeugen, aus welchen Partheien, wie von selbst, hervorgehen.

Indeß sollte man die Erscheinungen, welche England

und Frankreich darbieten, doch nicht eher einer Entscheidung zum Grunde legen, als bis man die Art und Weise, wie beide Reiche zur verfassungsmäßigen Monarchie gelangt sind, etwas genauer untersucht hat.

Es läßt sich nämlich schwerlich leugnen, daß diese Art und Weise sehr weit entfernt war, eine natürliche zu seyn.

Natürlich im Felde der Politik ist immer nur das, was aus den Anordnungen der Vernunft selbst hervorgeht, d. h. was einem unumstößlichen Princip entspricht, worin alle Einsichtsvollen und Gutdenkenden einverstanden sind. Ihm steht entgegen, was von der Leidenschaft und dem Widerstreite der Interessen herrührt. Nun sagt uns aber die Geschichte der letzten hundert und funfzig Jahre, daß die Verfassungen Englands und Frankreichs mit einem sehr geringen Unterschiede nur auf dem letzten Wege entstanden sind. In beiden Reichen litt das Himmelreich Gewalt, d. h. in beiden verblendete man sich, sowohl von Seiten der Regierung als von Seiten der Regierten, gegen die Wahrheit; in beiden kam es durch eine Reihe von Mißverständnissen dahin, daß das Volk mit dem Herrscherstamm zerfiel; in beiden verlor ein König sein Leben auf dem Schaffot; in beiden sah man sich genöthigt, eine Regierungsform zu versuchen, die dem Wesen großer Reiche unangemessen war; in beiden mußte man sich für einen längeren Zeitraum den Despotismus von Usurpatoren gefallen lassen; in beiden erfolgte eine Restauration mit gegenseitigem Verdacht, von welchem Rückwirkungen unzertrennlich waren; in beiden gründete man die Regierungsform zuletzt auf einen

einen Vertrag mit Hinwegsetzung über das, was das Princip sondert. Wenn alle diese Begebenheiten, von welchen jede gleich sehr zu beklagen ist, den Grund zu einer Zwietracht legten, die sich fortdauernd in Partheien aussprach: so ist daran schwerlich etwas zu bewundern; ein solcher Erfolg scheint sogar sehr nothwendig gewesen zu seyn. Dagegen läßt sich nicht begreifen, wie derselbe da eintreten könne, wo keine von jenen Begebenheiten vorhergegangen ist; wo die verfassungsmäßige Monarchie als eine Schöpfung betrachtet werden muß, die aus der Vernunft selbst herstammt; wo man sich friedlich und freundlich über die bessere Regierungsform vereinigt; wo man (um den Ausdruck eines Alten zu wiederholen) „zum Besten des Gemeinwesens das, was durch Bedürfniß nothwendig geworden, mit Freiheit annimmt und das Nützliche durch Autorität befestigt." Es läßt sich wahrlich nicht absehn, was unter diesen Umständen die Kraft haben sollte, den Partheigeist nicht bloß zu wekken, sondern auch zu verewigen, es sey denn, daß bei der neuen Schöpfung selbst Fehler begangen würden, welche mit einiger Umsicht hätten vermieden werden können.

Das Beispiel von England und Frankreich reicht also nicht hin, wenn es darauf ankommt, die nothwendigen Wirkungen der verfassungsmäßigen Monarchie zum Voraus zu bestimmen; jenes Beispiel ist zur Lehre und Warnung gegeben, und wer es zu benutzen versteht, kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß der Erfolg seiner Schöpfung ein ganz anderer seyn werde, als er sich in jenen Reichen seit etwa hundert und funfzig Jahren

dargestellt hat. Mit Einem Worte: das Gebiet der Erfahrungen ist nicht so abgeschlossen, daß nicht neue hinzukommen könnten, und nicht mit Unrecht bemerkt ein brittischer Geschichtforscher:*) „die Welt sey viel zu jung, als daß sie in der Staatslehre viele allgemeine Wahrheiten zulassen sollte, welche einer entfernten Nachwelt als solche erscheinen würden."

Faßt man das Wesen der verfassungsmäßigen Monarchie selbst ins Auge, so läßt sich nicht begreifen, warum sie, gerade sie, von allen Regierungsformen die seyn sollte, die sich am wenigsten mit Stätigkeit verträgt und, vermöge des Partheigeistes, den sie in sich schließt, ein ewiges Hin- und Herschwanken mit sich führt. Dem Princip nach will sie nichts anders, als was die richtig aufgefaßte Natur menschlicher Verhältnisse fordert: Gegenseitigkeit, Gerechtigkeit. Der Form nach stellt sie das allgemeinste Naturgesetz dar, das der Wirkung und Gegenwirkung. In ihr sind Kraft und Gegenkraft aufs Innigste verbunden. Jene wird durch das Oberhaupt des Staats, durch dessen erste Gehülfen, so wie durch alle Diejenigen gebildet, welche wesentlichen Theil haben an der Verwaltung. Diese wird dargestellt durch eine vom Volke selbst herrührende Auswahl der Edelsten und Weisesten aus seiner Mitte, deren Bestimmung keine andere ist, als zur Bildung der angemessensten Gesetze beizutragen. Auf diese Weise wird der Staat zu einem Gemeinwesen erhoben, das in jeder

---

*) David Hume in seinem Versuch über bürgerliche Freiheit.

Beziehung mit gleicher Kraft wirkt, weil keinem Stande, keiner Classe eine Vereinzelung gestattet ist. Die verfassungsmäßige Monarchie unterscheidet sich von der reinen Monarchie dadurch, daß in ihr das Gesetz wirklich der allgemeine Wille ist, weil es nur durch die freie Zustimmung der Volksvertreter zum Vorschein kommen kann; und ihr Unterschied von der Antimonarchie, die sich Republik nennt, beruht darauf, daß sie der öffentlichen Macht, ohne welche die Vollziehung der Gesetze ewig zweifelhaft seyn würde, nicht den mindesten Abbruch thut. Wie sollte es also geschehen, daß sie durch sich selbst die fruchtbare Mutter unsterblicher Partheien und einer beängstigenden Unruhe würde!

Nein! alle Partheien, die wir in England und in Frankreich antreffen, rühren nicht von dem Wesen der verfassungsmäßigen Monarchie her, sondern sie haben ihren Ursprung in Umständen, welche, an und für sich, mit jener Regierungsform nichts gemein haben: sie sind das Erzeugniß von Begebenheiten, die sich vielleicht nicht hintertreiben ließen, keinesweges aber das Ergebniß der großen und Ehrfurcht gebietenden Idee, welche der verfassungsmäßigen Monarchie zum Grunde liegt. Ohne den vorhergegangenen Zerfall des Volks mit dem Herrschergeschlecht und ohne die Wiederherstellung desselben nach mehreren Jahren der Abwesenheit, würden sie niemals Wurzeln getrieben haben. Wo also nicht dasselbe vorhergegangen ist, da werden sie nicht zum Vorschein kommen, noch weniger aber so viel Kraft und Nachdruck gewinnen, daß daraus irgend ein Nachtheil hervorgehen könnte.

Es scheint der Mühe werth, dies noch weiter zu verfolgen: denn je klarer man eine Sache durchschaut, desto weniger setzt man sich der Gefahr aus, einen Mißgriff zu thun, der unberechenbare Folgen nach sich ziehen kann. Vorsicht ist zwar zu allen Dingen gut; doch artet sie in Furcht aus, so verdirbt sie alles und bei einer so neuen Sache, als die verfassungsmäßige Monarchie in Deutschland ist, dürfte die Gefahr, aus übertriebener Vorsicht das rechte Maß zu verfehlen, von allen die größte seyn.

Wir bemerken zuvörderst, daß das Partheiwesen in England und in Frankreich aus Einer und derselben Quelle entsprang. Dort, wie hier, suchte die zurückkehrende Dynastie sich dadurch sicher zu stellen, daß sie sich mit ihren Freunden umgab. Dies war in jedem Betracht nothwendig; glückliche Folgen aber konnte es in der konstitutionellen Monarchie nur dann hervorbringen, wenn die Art der Umgebung sich auf die Verwaltung beschränkt hätte. Da dies nicht der Fall war; da sich die Umgebung auch auf die Vertretung ausdehnte: so handelten die Stuarts und die Bourbons gegen das Wesen der constitutionellen Monarchie, welches nur dadurch bewahrt wird, daß die Vertreter vom Volke selbst ausgehen und die Rechte desselben auf ihre Weise vertheidigen. Aus diesem Mißgriff folgten für England, wie für Frankreich, sehr große Leiden.

In England nahm die Zwietracht ihren Anfang in den Gegensatz, worin die sogenannten Rundköpfe zu den Cavalieren standen; und schon unter der Regierung Carls des Ersten bildete dieser Gegensatz sich dahin

aus, daß man ihn unter der Benennung von Volksparthei (country-party) und Hofparthei (court-party) auffaßte. Jene waren die Republikaner, diese die Royalisten des siebzehnten Jahrhunderts. Beide fanden ihren Untergang in der Umwälzung, welche Carl dem Ersten das Leben kostete, und in dem Despotismus welchen Cromwell, als Protector der sogenannten Republik, ausübte. Sie lebte aber wieder auf, als Carl der Zweite im Jahre 1660 nach England zurückkam, und unter dem Beistande der Freunde des absoluten Königthums den Fehler beging, Vergehungen zu rächen, welche weder an ihm noch unter ihm begangen waren. Gerade hierdurch wurde der Grund zu einem neuen Zerfall des Volks mit der Dynastie gelegt. Angekündigt wurde derselbe durch die Geschäftigkeit der beiden alten Partheien, die mit Verzichtleistung auf ihre früheren Benennungen, Tories und Whig's genannt wurden; denn, daß sie selbst sich so genannt hätten, ist deshalb unwahrscheinlich, weil Tory ein irisches Wort ist, wodurch man einen Räuber bezeichnet, Whig hingegen ein schottisches Wort, das einen flachen runden Hut, so wie die Puritaner ihn in diesen Zeiten zu tragen pflegten, bedeutet. Man kann den Ministern der beiden letzten Stuarts nicht den Vorwurf machen, daß sie in Vertheidigung der königlichen Vorrechte mit Unentschlossenheit zu Werke gegangen; am wenigsten trifft dieser Vorwurf die Minister Jacobs des Zweiten: je weniger man über die Idee einer verfassungsmäßigen Monarchie im Reinen war, desto natürlicher, desto unvermeidlicher war die Uebertreibung auf Seiten Derer, die keinen andern

Beruf fühlten, als das Königthum zu vertheidigen. Doch gerade diese Uebertreibung bewirkte zuletzt eine Vereinigung aller freien Tories mit den Whigs; und durch diese Vereinigung erfolgte der Sturz Jacobs des Zweiten um so nothwendiger, weil Tory und Whig nie so weit aus einander sind, daß sie sich nicht wenigstens in dem Wunsch begegnen müßten, nicht nach Willkühr, sondern nach guten Gesetzen regiert zu werden. Diesem Wunsch verdankte Wilhelm der Dritte den brittischen Thron. Während der Regierung dieses Königs waren die beiden Partheien wie eingeschläfert; sie erwachten aber zu einem neuen Leben, als gegen das Ende der Regierung Anna's die Zurückberufung des Herzogs von Marlborough aus den Niederlanden eine Verstärkung der königlichen Parthei im Parliamente nöthig machte. Von dieser Zeit an hat der Unterschied beider Partheien fortgedauert, nur daß sie unter den Königen des braunschweigischen Geschlechts Nahmen und Charakter verändert haben.

Nichts scheint zu dieser Veränderung so viel beigetragen zu haben, als der Umstand, daß Englands Monarchen, seit dem Jahre 1688 aus dem Auslande herbeigerufen, ein übermäßiges Vertrauen in die Einsicht und Rechtschaffenheit ihrer Minister zu setzen genöthigt waren. Ein zweiter Umstand, der mit dem eben genannten in unzertrennlicher Verbindung stand, war das seit dem Jahre 1688 eingeführte Anleihe-System: eine Art der Besteuerung, welche in ihrem ersten Anfange große Erleichterungen gewährt und folglich dem Interesse neuer Dynastieen, die sich die Liebe des Volks

erst erwerben sollen, sehr entspricht, im Fortgange der Zeit aber dadurch, daß sie ungeheure Summen fixirt, im höchsten Grade lästig wird. Die Tories und Whigs, in eine Ministerial- und eine Oppositions-Parthei verwandelt, haben, seit etwa einem Jahrhundert, die verschiedensten Gestalten annehmen müssen, wenn gleich der Unterschied zwischen beiden bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Je mehr die Nationalschuld an Größe zugenommen hat, desto mehr hat der Geist der Oppositionsparthei an Freiheit und Energie verloren; denn wo eine so gebietende Wirklichkeit entgegen steht, wie eine National-Schuld von beinahe tausend Millionen Pf. Sterl. ist, da fällt die Wahl zwischen verschiedenen Regierungsmitteln in sich selbst zusammen, und es bleibt nichts weiter übrig, als den Schein des Liberalismus zu retten, während das Verfahren in sich selbst hoch despotisch ist. Daher die Erscheinung, daß die Opposition in eben dem Maße verstummte, worin die National-Schuld eine gefährliche Größe erhielt; daher die zweite Erscheinung, daß die Oppositions-Parthei in den letzten Zeiten das Vertrauen verloren hat und nur allzu allgemein für eine verderbte Faction gehalten wird, welche alle freien Grundsätze der Constitution abgeschworen, und die Sache der Reform verlassen hat; daher endlich die dritte Erscheinung, daß in der großen Bewegung, worin sich Großbritannien in diesem Augenblick befindet, die Oppositions-Parthei wenig oder gar nicht zum Vorschein tritt, die Maßregeln der Minister nur leicht bekrittelt und dem Kampfe zwischen der großen Mehrheit der Bevölkerung und der Re-

gierung mit einer Gleichgültigkeit zusieht, die nicht in ihr seyn mag, die aber deswegen nicht weniger in ihr vorausgesetzt wird. Im Wesentlichen ist dies alles die natürliche und nothwendige Wirkung eines Systems, das vom ersten Anfang an fehlerhaft war.

Aus allem diesen ist klar, daß in Großbritannien das Partheiwesen nicht aus der verfassungsmäßigen Monarchie, sondern aus den Umständen hervorgegangen ist, welche die Entstehung derselben begleitet haben. Es ließe sich sogar behaupten, daß die ganze brittische Verfassung, so wie sie gegenwärtig noch dasteht, das Ergebniß des Partheikampfes sey; zum wenigsten liegt am Tage, daß die Bill of rights, durch welche man Wilhelm dem Dritten die Bedingungen seiner Thronbesteigung vorschrieb, das einseitige Werk des Partheigeistes war. Die Whigs waren die Urheber desselben, und wie wenig sie dabei von irgend einer allgemeinen Idee ausgingen, ist besonders dadurch erwiesen, daß der Gang der brittischen Regierung, seit dem Daseyn dieses Verfassungsgesetzes, nicht aufgehört hat, der umgekehrte von demjenigen zu seyn, den das Gesetz selbst vorschreibt. Wir haben hierbei nichts so sehr im Auge, als die Beschränkung des Königs von England auf die Sanction der Parliaments-Beschlüsse: eine Beschränkung, welche in jeder Beziehung die wichtigsten Folgen für England haben mußte.

Was nun Frankreich betrifft, so kann man mit voller Wahrheit sagen, daß es sich, nach so vielen Versuchen, höchstens im Vorhofe der verfassungsmäßigen Monarchie befindet, daß folglich noch sehr bedeutende

Schritte gethan werden müssen, wenn die Idee, welche dieser Regierungsform zum Grunde liegt, als verwirklicht betrachtet werden kann. Die Charta Ludwigs des Achtzehnten könnte man untadelig nennen; aber ist auch die beste Charta noch mehr, als ein **Grundriß** zu einem politischen Gebäude? Am meisten Lob verdient die Trennung der Repräsentation in zwei verschiedenen Kammern: sie entspricht dem Wesen eines großen Reichs, und gewährt der Regierung eine Stätigkeit, die ohne sie ganz unmöglich gewesen seyn würde. Was man dagegen höchst bedenklich finden muß, ist die Zusammensetzung der beiden Kammern, vorzüglich aber der Deputirten-Kammer, aus Gliedern, welche von ganz entgegengesetzten Grundsätzen ausgehen, die sich folglich immer nur bekämpfen können.

Im Großen genommen war der Gang der Begebenheiten in Frankreich, wie in Großbritannien. Es handelte sich von 1788 an um die Einführung der verfassungsmäßigen Monarchie: das Gesetz sollte an die Stelle der Willkühr treten, und alles das fortgeschafft werden, was bis dahin die freie Entwickelung der National-Kraft verhindert hatte. Was am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich vorging, unterschied sich zwar von dem, was ein Jahrhundert früher in Großbritannien vorgegangen war, dadurch, daß in Frankreich das Streben politischer Natur, in Großbritannien hingegen, kirchlicher Natur war; dies veränderte aber nichts an den Begebenheiten selbst. Da man in beiden Ländern über die Zweckmäßigkeit der Maßregeln nicht einverstanden war, so entstanden Partheien;

und in Frankreich bekämpften sich Hofparthei und Volksparthei so lange, bis die letztere aufs Vollständigste über die erstere gesiegt hatte: ein Sieg, welcher sogar den Umsturz des Thrones nach sich zog und eine sogenannte Republik an die Stelle der Monarchie brachte. Wie Großbritannien, erhielt Frankreich seinen Cromwell; und so lange Napoleons Herrschaft dauerte, schwiegen die Partheien. Nur sein Sturz konnte ihnen neues Leben ertheilen; würden sie dieses aber je erhalten haben, wenn die Idee der verfassungsmäßigen Monarchie im Jahre 1814 so vollständig entwickelt gewesen wäre, wie sie es wohl gegenwärtig ist? Man hat Ursache daran zu zweifeln; und wir wollen jetzt genauer angeben, wodurch die Partheien in Frankreich den Charakter gewonnen haben, der ihnen jetzt eigen ist.

Man kann auf eine doppelte Weise Royalist seyn; nämlich einmal aus Grundsatz, und dann aus Gefühl. Royalist aus Grundsatz ist man, wenn man die monarchische Regierungsform jeder anderen vorzieht und mit Wort und That ein entschiedener Gegner derjenigen ist, die sich eine republikanische nennt, ohne dazu durch etwas Anderes berechtigt zu seyn, als durch eine bloße Ausschließung der Einheit von den Charakteren, welche das Wesen der Regierung constituiren. Royalist aus Gefühl hingegen ist man, wenn man einem besonderen Herrschergeschlecht den Vorzug vor jedem andern giebt, indem man die Ueberzeugung hegt, daß die Bestimmung eines Oberhauptes der Gesellschaft am zweckmäßigsten durch dies Herrschergeschlecht erfüllt werde. Der Royalismus aus Grundsatz ist die Ausgeburt des Nachden-

fens über die Wirkungen, welche verschiedene Regierungsformen hervorbringen; und alles gehörig überlegt, kann er sich nur in solchen Personen entwickeln, die mit der Natur der Gesellschaft so weit im Reinen sind, daß sie die Nothwendigkeit der Machteinheit für die Fortdauer und freiere Entwickelung der Vergesellschafteten gefaßt haben. Der Royalismus aus Gefühl weiß und ahnet nichts von allem Diesen; er ist das Erzeugniß einer langen Gewohnheit, die sich mit dankbaren Zurückerinnerungen an die von einem bestimmten Herrschergeschlecht ausgegangenen Wohlthaten verbindet. Man sey aber Royalist aus Grundsatz oder aus Gefühl; immer verschlägt dies wenig, wenn von einem Platze in der Volksvertretung die Rede ist. Da nämlich der Volksvertreter keine andere Bestimmung hat, oder erhalten kann, als die Rechte des Volks gegen diejenigen zu vertheidigen, von welchen vorausgesetzt wird, daß sie nur darauf ausgehen können diese Rechte zu schmälern: so ist der Royalist dazu am wenigsten geschickt, eben weil sein Wesen darauf beruht, daß er, es sey nun aus Grundsatz oder aus Gefühl, den Forderungen der Macht bis auf das Aeußerste nachgiebt. Mit seiner Anstellung in der Vertretung kann die verfassungsmäßige Monarchie um so weniger fortdauern, je ausschließender jene ist. Je mehr man also seinen Werth im Uebrigen anerkennt, desto mehr muß man darauf dringen, daß er seinen Wirkungskreis vorzüglich in der Verwaltung finde. Vor allem muß die Deputirten-Kammer ihm verschlossen bleiben. Nicht daß jedes Mitglied der Deputirten-Kammer ein Feind des Königthums seyn soll; das sey

ferne! Aber zwischen jenem Zuviel und diesem Zuwenig liegt etwas in der Mitte, wodurch man allein in den Stand gesetzt wird, die Bestimmung eines Volksvertreters zu erfüllen; und gerade dieses Etwas wird um so unfehlbarer hervortreten, je mehr sich die Mitglieder der Deputirten-Kammer auf ihre wahre Bestimmung beschränken, welche nie eine andere seyn kann, als nach bester Einsicht und mit Beseitigung aller fremdartigen Rücksichten zur Bildung des öffentlichen Willens beizutragen. Der Cardinal von Retz bemerkt in seinen Denkwürdigkeiten: „Die besten Freunde der Könige seyen die, welche sich ihnen auch gegen ihren Willen nützlich machten." Das Wort ist vorzüglich für Mitglieder der Deputirten-Kammer gesagt; und man könnte wohl einen Unterschied machen zwischen den unmittelbaren und den mittelbaren Freunden des Königthums. Jene würden die eigentlich sogenannten Royalisten seyn, deren Tugend immer zweifelhaft bleibt, weil der Grad von Selbstsucht, den sie in sich schließt, unbestimmbar ist; diese alle einsichtsvollen und rechtschaffenen Männer, die sich durch ihren Beitrag zum Gemeinwohl um die Befestigung des Königthums und die Sicherstellung des Herrscherstammes verdient machen. Im Leben sind unsere scheinbaren Feinde oft unsere größten Freunde, gerade so, wie unser scheinbaren Freunde oft unsere größten Feinde sind; und dies rührt zuletzt daher, daß, bei der nothwendigen Entgegengesetztheit der Interessen, die sicherste Bürgschaft von denen ausgeht, welche andere Zwecke verfolgen.

Dies nicht gehörig erkennend, vielleicht auch nicht

ohne Verdacht und Argwohn gegen ein Volk, das so viele Jahre hindurch von seinem alten Herrscherstamm geschieden gewesen war, brachten die Bourbons, nach ihrer ersten Zurückkunft in Frankreich, ihre persönlichen Freunde und Anhänger nicht bloß in die Verwaltung, sondern auch in die Vertretung. Nun läßt sich zwar nicht sagen, daß dies nicht hätte geschehen sollen; aber alles kam auf die Art und Weise an, wie es geschah, und vor allem mußte dafür gesorgt werden, daß das Volk nicht auf den Gedanken gerathen konnte, es sey auf eine Zurückführung der alten Feudal-Herrschaft abgesehen. Die Bekanntmachung einer Charta, wie liberal diese auch seyn mochte, reichte für diesen Zweck nicht hin; denn es kam vor allen Dingen darauf an, dem Volke die Ueberzeugung zu geben, daß die Rechte, die es durch die Revolution gewonnen hatte, vertreten würden. Da dies unterblieb, so war wohl nichts natürlicher als die Unruhe der Franzosen in dem ersten Jahre der Restauration. Wie Napoleon Bonaparte diese Unruhe benutzte, ist in frischem Andenken. Hätte Frankreich im Jahre 1815 das Wahlgesetz gehabt, das es zwei Jahre später erhielt: so würde dadurch ein großes Unglück abgewendet worden seyn. Nie ist ein Fehler härter gebüßt worden: freilich nur ein Fehler der Unterlassung und der mangelhaften Einsicht, aber deswegen nicht weniger furchtbar in seinen Folgen und folglich warnend für die, welche sich auf die Schöpfung einer verfassungsmässigen Monarchie einlassen, ohne dem Wahlgesetz ein ernstes Nachdenken zu widmen, und ohne dem Grundsatz zu huldigen, daß in der eben genannten

Regierungsform alles darauf ankommt, wie gut das Volksinteresse vertheidigt wird.

Nach der zweiten, durch den Sieg bei la belle Alliance vermittelten Rückkehr des alten Herrscherstammes, war man, wie es scheint, über die wahre Ursache der Unzufriedenheit nicht so sehr im Reinen, daß man nicht in denselben Fehler hätte verfallen sollen. Mehr als jemals wurde die Deputirten-Kammer mit Freunden des Königthums und Anhängern der Dynastie angefüllt: die Umstände schienen dies nöthig zu machen; unvermeidlich aber war es, so lange das Princip der verfassungsmässigen Monarchie ein Geheimniß blieb. Indeß zeigte sich nur allzubald, wie wenig eine royalistische Kammer geeignet ist, die Regierungsform zu unterstützen, welche auf Vermittelung der Volksrechte mit den Rechten des Fürsten abzweckt. Die Kammer von 1815 begünstigte Reactionen und Handlungen, wo nicht der Rache, doch der Genugthuung, welche der Regierung den Charakter der Großmuth und selbst der Gerechtigkeit raubten. Die Folgen dieses Verfahrens konnten nicht ausbleiben. Nicht genug, daß das französische Volk, indem es in den Mitgliedern der Deputirten-Kammer nur seine Feinde sah, in große Unruhe gerieth, in eine Unruhe, die zur Empörung geneigt machte — fühlte sich selbst das Ministerium in eine nicht geringe Verlegenheit versetzt. Die sämmtlichen Minister waren zur Vertheidigung der Thronrechte da; als aber die Deputirten-Kammer, nicht zufrieden mit der Art und Weise, wie jene ihre Pflicht erfüllten, auf Verstärkung des Despotismus drang, da blieb schwerlich etwas An-

deres übrig, als eine förmliche Vertauschung der Rollen. Man sah also Minister sich eines Volks annehmen, das, von seinen Vertretern verlassen, mit einer an Verzweiflung gränzenden Bangigkeit in die Zukunft blickte. War auf der Einen Seite nichts natürlicher, als diese Erscheinung, so war doch auch nichts dem Wesen einer verfassungsmässigen Monarchie, so wie die Charta es festgestellt hatte, mehr entgegen. Bald fühlte man, daß die Dinge nicht in dieser Lage bleiben konnten; und sollte nicht bloß die Charta, sondern selbst das Reich gerettet werden, so mußte Ludwig der Achtzehnte sich zur Auflösung einer Kammer entschließen, welche er selbst presqu' introuvable genannt hatte. Dies geschah durch die Ordonnanz vom 5ten Sept. 1816, welche keinen andern Zweck hatte, als eine bessere Zusammensetzung der Deputirten-Kammer einzuleiten. Eine große Erfahrung war in Frankreich gemacht worden, nämlich die, daß eine aus leidenschaftlichen Anhängern des Königthums und Regentenstammes zusammengesetzte Deputirten-Kammer ihrer Bestimmung am wenigsten entspricht.

Durch das Wahlgesetz von 1816 hat die französische Deputirten-Kammer einen ihrem Zwecke angemesseneren Charakter gewonnen; indeß ist nicht zu leugnen, daß dieser bei weitem noch nicht ist, was er seyn könnte, und was er werden muß, wenn die verfassungsmäßige Monarchie durch ihn nicht wieder verdunkelt werden soll.

Es ist nämlich durch das Wahlgesetz bewirkt worden, daß die Deputirten-Kammer sich in zwei Hauptpartheien getrennt hat, die in jedem Betrachte als Entgegenge-

fetzte erscheinen müssen — als Pole, die sich gegenseitig abstoßen. Die eine von diesen Partheien ist die der Royalisten, die andere die der Liberalen. Indem beide sich unablässig zu Uebertreibungen reizen, sind die Benennungen der Ultra-Royalisten und Ultra-Liberalen entstanden: Benennungen, aus welchen wenigstens so viel hervorgeht, daß keine von beiden tadelfrei ist. Wer möchte auch leugnen, daß die Royalisten, indem sie etwas wollen, was der Idee der verfassungsmäßigen Monarchie und selbst der Charta entgegen ist, ihre Bestimmung als Volksvertreter schlecht erfüllen? Geschähe, was sie wollen, was sie als Royalisten, d. h. als Vertheidiger des Königthums oder als Anhänger des alten Herrscherstammes wollen müssen: so würde damit die Wiederkehr der reinen Monarchie und folglich auch der Untergang aller Volksrechte unauflöslich verbunden seyn, und es darf uns keinesweges irre machen, daß sie, geschreckt von den Folgen der Gegenrevolution, eine solche Absicht leugnen und die Charta zu vertheidigen vorgeben. Eine Verdammniß anderer Art ruht auf den Liberalen. Denn, um das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen, müssen sie, als Gegenparthei, immer dahin wirken, daß das monarchische Princip der Regierung geschwächt werde, und daß die Antimonarchie zum Vorschein komme. Am billigsten urtheilt man über beide Partheien, wenn man, was der Wahrheit vollkommen gemäß ist, die Nothwendigkeit der einen in dem Daseyn der andern wieder findet. Abgesehen von dieser Nothwendigkeit taugen sie gleich wenig; denn beide wirken ihrer wahren Bestimmung entgegen, welche darin besteht,

daß

daß sie ohne Leidenschaft und Uebertreibung zur Bildung der besten Gesetze beitragen sollen. Jene müssen sich über die Freiheit täuschen, indem sie der Willkür allzu viel Raum geben und der Verwaltung höchstens da entgegenwirken, wo sie nicht in ihrem Sinne handelt; diese müssen, so viel an ihnen ist, alle Macht und alle Schranken vernichten, um zu einer Freiheit zu gelangen, welche der Tod der gesellschaftlichen Ordnung seyn würde. Wäre die Deputirten-Kammer nur mit Personen von der Einen oder der anderen Parthei besetzt, so würde sie gar nichts leisten können; denn im besten Falle, d. h. in dem des Gleichgewichts, würden sich beide Partheien aufheben. Glücklicher Weise stellen sich zwischen die Royalisten und die Liberalen noch andere Personen, die, welche Benennungen ihnen auch zu Theil werden mögen, nur in dem Lichte von Gemäßigten erscheinen können. Und gerade diese sind es, welche die Idee einer verfassungsmäßigen Monarchie nicht zu Grunde gehen lassen, und fortdauernd die Erwartung Derer täuschen, welche, als Anhänger der Einen oder der anderen Parthei, wesentliche Veränderungen, es sei zum Vortheil der Monarchie oder ihres Gegensatzes, vorhersehen und vorhersagen. Der Stätigkeit des Ministeriums schaden jene Partheien wenig oder gar nicht; sie dienen vielmehr zur Verstärkung derselben, indem kaum noch mehr als ein alltäglicher Verstand erforderlich ist, um zwei Partheien, die nicht in Factionen ausarten können, weil der ganze Zustand der Gesellschaft einer solchen Ausartung entgegenwirkt, so zu behandeln, daß weder die eine noch die andere das Uebergewicht erhalten kann.

Der Lärm, den sie auf der Rednerbühne oder in Schriften machen, ist zuletzt die Hauptsache; und wer thöricht genug ist, darauf ein Gewicht zu legen, wird in seinen Erwartungen um so leichter betrogen, je mehr er vergißt, daß auch der lebhafteste Streit um Regierungsformen da ohne Wirkung bleibt, wo die auferlegten Lasten nicht unerträglich geworden sind.

Man hat zuversichtlich behauptet, daß, wenn der Entschädigungsplan des Marschalls Macdonald wäre angenommen worden, die Royalisten weniger als Parthei hervorgetreten seyn würden. Ganz unstreitig hätten durch die Annahme dieses Entschädigungsplanes die Begebenheiten in Frankreich eine andere Wendung genommen; wenn man aber bedenkt, daß die Partheien vor der Revolution da waren, so daß diese in allen ihren Erscheinungen von ihnen ausging, und daß sie bis zur Stunde noch nicht aufgehört haben, den alten auf Eroberungsrechte gegründeten Gesellschaftszustand auf der Einen Seite zu vertheidigen, auf der anderen zu bekämpfen: so muß man sich dahin entscheiden, daß selbst die glänzendste Entschädigung nichts vermocht haben würde über den Geist und die Denkungsweise von Personen, welche in dem Rechte nur ihren besonderen Vortheil sehen und die Gesellschaft lieber als ihre Schale, denn sich als Mitglieder der Gesellschaft betrachten. Außerdem waren es nicht bloß die Mitglieder des alten Feudal-Adels, welche besänftigt werden mußten: der Clerus machte nicht geringere Ansprüche, und sein Zusammenhang mit dem Adel war nicht so aufgehoben, daß er hätte unbeachtet bleiben können. Es läßt sich also behaupten, daß durch die Nichtannahme

des Macdonaldischen Entschädigungsvorschlages — zum wenigsten nichts verschlimmert worden sei *).

In Frankreich, wie in Großbritannien, ist also die verfassungsmäßige Monarchie die Ausgeburt — nicht der Idee, sondern des Partheikampfes; und darum ist nichts natürlicher, als daß sie in beiden Reichen die Kennzeichen ihrer Abkunft trägt und von ihnen mehr oder weniger verunstaltet wird.

Einen ganz anderen Charakter muß sie da annehmen, wo sie das Werk der Weisheit, nicht der Leiden-

---

*) Allerdings war Frankreich im Jahre 1814 im Stande, Denen, die ihr Vermögen durch die Revolution verloren hatten, Entschädigung zukommen zu lassen; diese Fähigkeit ist erst durch den Krieg von 1815 eingebüßt worden. Allein folgt daraus, daß die Regierung sich auf den Macdonaldischen Entwurf habe einlassen sollen? Zum wenigsten ist so viel klar, daß, nach einer fünf und zwanzigjährigen Revolution, jeder Entschädigungsversuch zu einer Schraube ohne Ende wird, d. h. zu einem Werke, das sich nicht vollenden läßt. Lieset man die Denkwürdigkeiten des Lord Clarendom: so abstrahirt man leicht, daß die französische Regierung dem Gedanken an Entschädigung aus denselben Gründen entsagt hat, aus welchen die brittische ihm entsagen mußte. Es waren ja nicht die Ausgewanderten allein, die sich über die Wirkungen der Revolution zu beklagen hatten; tausend und aber tausend von den Nichtausgewanderten befanden sich in demselben Falle. Woher nun die Entschädigung für diese nehmen, ohne eine Gegenrevolution zu bewirken? Die, welche die Undankbarkeit Ludwigs des Achtzehnten anklagen, scheinen die Lage dieses Königs sehr wenig zu beherzigen. Uebrigens mag es vollkommen wahr seyn, wenn behauptet worden ist, daß die von dem Marschall Macdonald in Vorschlag gebrachte Entschädigung am meisten von dem Hofadel hintertrieben worden sei. Da dieser durch die Revolution nichts verloren hatte, als — seine Schulden: so konnte er keinen Antheil an der Entschädigung gewinnen, und dies war hinreichend, ihn der Sache abgeneigt zu machen.

schaften ist. Wo also Volk und Herrscherstamm nicht zerfallen sind; wo man nur darauf bedacht ist, alles das fortzuschaffen, was sich, gleich einem bösen Wurm, zwischen Leib und Seele legen möchte; wo die neue Schöpfung das Ergebniß eines freien Entschlusses ist; wo diese Schöpfung mit der Aufklärung des Jahrhunderts in Verbindung steht und auf der Ueberzeugung beruhet, daß jede vereinzelte Kraft sich selbst zerstört: — da ist von einer innigeren Vereinigung des Volks mit dem Herrscherstamm durch das Medium einer Vertretung nichts zu befürchten; da führt die Verschiedenheit der Ansichten nicht zu Entzweiungen; da entwickeln sich nicht Partheien, die in der Uebertreibung ihrer Grundsätze alles verwirren; da stützen sich entgegengesetzte Kräfte, wie im Weltall, um desto mehr Regelmäßigkeit in jede Bewegung zu bringen; da ist fortblühendes Leben, über welches selbst äußere Störungen nichts vermögen.

Fehler also, welche im Grunde nur zufällig sind, müssen nicht als solche betrachtet werden, welche der Sache, von welcher hier die Rede ist, ankleben und nicht davon getrennt werden können. Allerdings wird es Vorsicht erfordern, der Gegenkraft eine solche Stellung zu geben, daß ihre Harmonie mit der Kraft unter allen Umständen gesichert bleibe; allein wo es an dieser Vorsicht nicht gebricht, da wird man des besten Erfolges um so mehr gewiß seyn können, als man im Grunde nur das hervorbringt, was den ewigen Gesetzen der Natur entspricht, und als man durch Verbannung der Willkür die Macht versittlicht.

Ueber den allmähligen Verfall und den plötzlichen Untergang der Republik Venedig.

In einem frühern Aufsatze ist gezeigt worden, wie sich die Republik Venedig allmählig zu dem ausbildete, was sie von andern Staaten unterschied, und wie die Schöpfung der Staats-Inquisition den ersten Stillstand in diese Ausbildung brachte und folglich die Verfassung vollendete.

Wir haben hierauf die Statuten und Capitularien der Staats-Inquisitoren folgen lassen, um zu zeigen, nach welchen Grundsätzen und in welchem Geiste dieser Freistaat regieret wurde, und bis zu welchem Grade dieselbe Kraft, welche seine Stärke zu bilden bestimmt war, seine Schwäche ausmachte; wir meinen den Adel, der, mit sich selbst in Widerspruch gebracht, weit mehr ein Gegenstand der Beherrschung, als eine leitende Kraft war.

Es bleibt jetzt noch übrig, die letzte Periode dieses Freistaates zu schildern, damit daraus hervorgehe, wie sein Verfall und sein Untergang bei weitem mehr die Folge seiner Gesetzgebung, als der äußern Einwirkung waren: ein Unternehmen, das nicht durchgeführt werden kann, ohne den Leser vielseitig zu belehren, und das Bedauern zu vermindern, welches sich noch so häufig

mit dem Gedanken an die gänzliche Auflösung der alten Venetianischen Regierung verbindet.

Der Zeitraum, mit welchem wir uns hier beschäftigen, umfaßt nicht weniger als hundert und sieben und zwanzig Jahre; er reicht von 1660 bis 1797, und in ihn fallen alle große Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts, von welchen Venedig meistens unberührt blieb, weil es den Grundsatz einer unerschütterlichen Neutralität angenommen hatte; in ihn aber fällt auch das große Ereigniß der französischen Umwälzung, die, von einem gewissen Zeitpunkt an, keine Neutralität gestattete, und durch den Geist, der von ihr ausging, das morsche Räderwerk einer eben so künstlichen als beengten Aristokratie rasch und ohne Mühe zerbrach.

Der Kampf, worein die Republik Venedig wegen des Besitzes der Insel Candia mit den Türken gerieth, muß als die glänzendste Handlung betrachtet werden, die jemals von ihr ausgegangen ist; denn fünf und zwanzig Jahre hindurch stritt sie, mit einer verhältnißmäßig geringen Bevölkerung gegen ein großes Reich, und ob sie gleich nach zehn gewonnenen Seeschlachten und einer mehr als standhaften Vertheidigung der Hauptstadt Candia die Insel abzutreten genöthigt war: so rettete sie in diesem ungleichen Kampfe doch nicht nur die Ehre, sondern sie stieg sogar in der Würdigung Europa's, das ihr weniger Entschlossenheit zugetraut hatte.

In Wahrheit, die Republik durfte stolz seyn auf den Ausgang eines Krieges, worin sie ihrem Gegner so viel Achtung eingeflößt hatte, daß dieser kein Bedenken trug, ihr auf der abgetretenen Insel drei Hafenplätze

einzuräumen und die Handelsverhältnisse mit ihr so wiederherzustellen, wie sie vor dem Kriege gewesen waren. Wenn also irgend etwas den Volksgeist hätte beleben können, so mußte der zwischen Morosini und Achmet Kiupergli abgeschlossene Tractat diese Wirkung hervorbringen. Daran fehlte indeß nicht weniger als Alles. Morosini sogar wurde des Hochverraths angeklagt und mußte sich wegen der Standhaftigkeit vertheidigen, womit er dem türkischen Feldherrn widerstanden hatte: so sehr hatte der Argwohn der Staats-Inquisitoren den letzten Funken des Gemeingeistes erdrückt. Man wollte nur triumphiren, um mit größerer Sicherheit genießen zu können; man wünschte in Frieden zu leben, um Schätze anzuhäufen. Einen bessern Geist gab es nicht mehr in Venedig.

Der Staat hatte seine wichtigste Colonie verloren und eine darüber entstandene Schuld von vier und sechzig Millionen Franken konnte schwerlich durch die glänzendsten Erfolge des Handels gedeckt werden. Gleichwohl glaubten die Bürger Venedig's nichts Wesentliches eingebüßt zu haben, und sobald ihnen das Meer wieder geöffnet war, beschäftigten sie sich nur mit ihren Handels-Speculationen, dieser Hauptquelle ihres Privat-Reichthums.

Europa's Lage um das Jahr 1660 versprach ihnen einen anhaltenden Frieden. Leopold der Erste, im Jahr 1658 zum deutschen Kaiser erwählt, bot alle seine Kräfte auf, die Freiheit Ungarn's zu unterdrücken und seinem Hause den Besitz dieser Krone zu sichern. Ludwig der Vierzehnte, damals auf dem Gipfel seines Ruhm's, ero-

berte das Elsas und die Franche-Comté; aber sein Ehrgeiz ließ Italien unbedroht, und wie sehr er auch den Souverän von Mailand demüthigte, so hob er doch die Republik Venedig, für welche ein nicht unbedeutender Theil des französischen Adels in dem candischen Kriege, wiewohl ohne sonderlichen Erfolg, gestritten hatte. Vierzehn Jahre hindurch verfolgte die Handelsthätigkeit der Venetianer ihre Bahnen um so weniger gestört, weil die Zwietracht anderer Völker jede Nebenbuhlerei im Handel erstickte. Großbritannien, von Karl dem Zweiten regiert, beschäftigte sich nur mit seinen innern Angelegenheiten, und machte keine Ansprüche auf Alleinhandel und Herrschaft zur See.

Als der Doge Contarini im Jahre 1683 starb, ließ er die Republik zwar in Frieden zurück, doch so, daß die Aussicht auf einen neuen Krieg mit den Türken nicht fern war. Cara Mustapha, der Nachfolger Achmet Kiupergli's in der Würde eines Veziers, hielt es für seine Pflicht, das Ansehen zu behaupten, worein sein Vorgänger die Pforte gebracht hatte. Zu diesem Endzweck trug er den entschiedensten Haß gegen alle christlichen Völker zur Schau, vorzüglich aber gegen die Venetianer, welche mit Oesterreich den Ruhm theilten, die standhaftesten Feinde der Pforte zu seyn; denn die Russen hatten damals noch nicht die Stellung gewonnen, welche sie hinterher zu einer furchtbaren Macht für die Pforte erhoben hat. Cara Mustapha ließ es weder an Bedrückungen für den venetianischen Handel, noch an Kränkungen für die diplomatischen Agenten der Republik fehlen, und mehrere Jahre hindurch blieb es zweifelhaft,

was größer sei, die Schonungslosigkeit der Türken, oder die Geduld, womit die Republik in der gewissen Ueberzeugung, daß es ihr in der christlichen Welt an Beistand fehlen werde, die schreiendsten Mißhandlungen ertrug und sich auf vernünftige Vorstellungen beschränkte, welche mit Hohn empfangen und mit Drohungen erwiedert wurden.

In der Empörung der Ungarn glaubte Cara Mustapha eine vortheilhafte Gelegenheit zum Angriff auf Oesterreich zu finden. Er erklärte also dem Kaiser Leopold den Krieg, marschirte an der Spitze von 200,000 Mann auf Wien, belagerte diese Hauptstadt und stand im Begriff, den Kaiser aus derselben zu vertreiben, als Johann Sobiesky, König von Polen, das türkische Lager anfiel, Cara Mustapha's Heer zerstreute und Oesterreich rettete und rächte. Einer auffallenden Begebenheit bedurfte es, wenn die Politik der Venetianer verändert werden sollte. Die furchtsame Regierung der Republik vergaß einen Augenblick, daß Mächte des zweiten Ranges durch ein Bündniß mit großen Staaten sich der Gefahr aussetzen, im Frieden aufgeopfert zu werden; sie trat in ein Bündniß mit Oesterreich, Polen und dem Czaar von Moskau, und die Hauptbedingung desselben war, daß die contrahirenden Theile nach dem Frieden in dem Besitz dessen bleiben sollten, was sie würden erobert haben. Verstohlen legte der Gesandte der Republik die Kriegserklärung im Divan nieder, und rettete sich darauf in Matrosenkleidern.

Mit vier und zwanzig Linienschiffen, sechs Galeassen und acht und zwanzig Galeeren wollte man diese Diversion zum Vortheile Oesterreichs beginnen. Als nun von

einem Befehlshaber für diese Flotte die Rede war, richteten sich die Augen Aller sogleich auf Francesco Morosini, den tapfern Vertheidiger Candia's. Man vergaß, daß es gefährlich ist, beleidigten Personen Macht anzuvertrauen, oder vielmehr, die Vorstellung von Morosini's Charakter gab den Ausschlag über jede Besorgniß, und das Bedürfniß eines erprobten Helden, das unter den vorwaltenden Umständen befriedigt werden mußte, that das Uebrige.

Morosini ging an Bord, und verstärkt durch einige Galeeren, welche der Pabst, die malteser Ritter und der Großherzog von Toskana gewährten, seegelte er zunächst nach der Insel St. Maura, wo er seine Truppen landen ließ, die Festung einschloß, den Sturm anordnete und den türkischen Commandanten nach sechzehn Tagen zu einer Capitulation zwang. (6. Aug. 1684.)

Die Wichtigkeit dieser Eroberung beruhte auf der Lage von St. Maura zwischen den Inseln Zephalonien und Corfu; denn durch diese Lage beschützte oder bedrohte sie die Einfahrt in den adriatischen Meerbusen, indem sie zugleich den Meerbusen von Lepanto verschloß. Schon den Alten leuchteten diese Vortheile ein; und da die Insel in Norden durch eine Sandbank beinahe das feste Land berührt, so hatten die Korinthier dieselbe durchschnitten.

Unmittelbar nach der Eroberung von St. Maura warf Morosini ein Truppencorps auf das benachbarte Festland; und General Strasoldo, der es befehligte, bewog den 29sten Sept. das Schloß Prevesa, nicht weit von dem alten Vorgebirge Actium, zur Uebergabe.

Es lief eine türkische Flotte aus; da sie sich aber allzuschwach fühlte, so vermied sie den Zusammenstoß mit der Venetianischen, und begnügte sich mit der Verheerung einiger Inseln des Archipelagus.

Der Vortheil der Venetianer beruhete hauptsächlich darauf, daß die Türken die ganze Westgränze ihres Reichs von Kamanieck, welches die Polen belagerten, bis nach Coron, welches Morosini anzugreifen gedachte, zu vertheidigen hatten.

Coron liegt auf der westlichen Spitze, welche die Halbinsel Morea bildet. Kaum war es von den Venetianern eingeschlossen, als Morosini erfuhr, daß der Pascha der Halbinsel zum Entsatz herbeieile. Er brach sogleich sein Lager ab, ging dem Feinde entgegen, überfiel ihn Nachts, zerstreute ihn und kehrte darauf nach Coron zurück, welches nicht lange darauf erstürmt und geplündert wurde.

Dies geschah im Jahre 1684. Da die Venetianer begriffen hatten, daß die Eroberung des Peloponés unter den gegenwärtigen Umständen nicht unmöglich sei: so waren sie entschlossen, alle ihre Kräfte aufzubieten, um in dieser Halbinsel einen Ersatz für Candia zu erhalten. Ihre Truppen verstärkten sie durch sächsische und braunschweigische Söldner, die ihnen von den Fürsten dieser Länder überlassen wurden; ihre Geldmittel vermehrten sie durch alle die Operationen, welche in dem candischen Kriege waren angewendet worden, hauptsächlich durch Ertheilung des Adels, den die Regierung für 100,000 Ducaten verkaufte, und durch Einziehung von Klöstern, wozu es der Genehmigung des Pabstes bedurfte.

Um nicht allzu weitläuftig zu werden, begnügen wir uns mit der Bemerkung, daß die Halbinsel Morea in den Jahren 1685 und 1686 vollständig erobert wurde und daß im folgenden Jahre ein bedeutender Theil von Livadien, d. h. dem alten Achaja, hinzukam; denn Lepanto, Korinth und Athen wurden nach einander erobert, das letzte nicht ohne große Zerstörungen, welche dadurch entstanden, daß eine Bombe in den Tempel der Minerva fiel, den die Türken in ein Pulvermagazin verwandelt hatten. Solche reißende Fortschritte über einen gefürchteten Feind verschafften dem Generalissimus eine Auszeichnung, auf welche er schwerlich gerechnet hatte: sein Brustbild wurde im herzoglichen Pallast mit der Inschrift aufgestellt: „Dem Eroberer des Pelopones, Francesco Morosini, bei seinem Leben." Selbst hierbei blieb es nicht; denn als nicht lange darauf der Doge Justiniani starb, wurde Morosini an seiner Stelle zum Doge gewählt.

Die Eroberung der Halbinsel noch mehr zu sichern, beschloß Morosini die Eroberung von Negrepont. Der Anfang wurde mit der Belagerung der Hauptstadt gleichen Namens gemacht, die, mit guten Festungswerken umgeben und von sechs tausend Türken vertheidigt, zum festesten Widerstand bereit war. Es gelang dem Grafen von Königsmark, einem schwedischen General, der in die Dienste der Republik getreten war, die Belagerten durch Errichtung von fünf Batterien zum Rückzug hinter die Mauern zu bewegen; doch kaum war die Belagerung begonnen, als in dem venetianischen Lager eine Pest

ausbrach, welche den Grafen selbst hinraffte. Sein Nachfolger im Commando wurde der Herzog von Gadagne, ein General, der unter dem Marschall Türenne gedient hatte; allein, ehe die Belagerung wieder angefangen werden konnte, mußten Verstärkungen abgewartet werden: eine Zwischenzeit, welche der Serastier der Insel zu heftigen Ausfällen benutzte, wodurch die Venetianer mehr als einmal in die Gefahr geriethen, gänzlich von der Insel vertrieben zu werden.

Als viertausend Mann von Venedig angelangt waren, ordnete Morosini den 20sten Aug. 1688 den Sturm an. Ein Außenwerk, aufs tapferste vertheidigt, wurde genommen; allein es kostete den Venetianern über achthundert Mann. Solche Verluste schwächten ein Heer, dessen Muth durch eine pestartige Krankheit nicht wenig erschüttert war. Noch immer wollte Morosini den Gedanken, Negrepont zu erobern, nicht aufgeben. Er fuhr also fort, die Festung beschießen zu lassen; und nachdem eine neue Bresche gemacht war und eine Mine den Graben ausgefüllt hatte, versuchte man den Sturm. Die albanesischen und dalmatischen Truppen warfen sich auf die Bresche und einige Soldaten erstiegen die Brustwehr; allein auch diese Anstrengungen waren vergeblich: der Abhang war allzu jähe und die Stellung allzu offen, als daß man sich in derselben hätte behaupten können. Man mußte also die Eroberung von Negrepont aufgeben, und Morosini befahl eine Wiedereinschiffung.

Er führte das Heer nach der Ostküste von Morea, um Malvasia zu belagern. Kaum aber hatte die Bela-

gerung ihren Anfang genommen, als eine Krankheit ihn zur Rückkehr nach Venedig nöthigte. Er übertrug den Oberbefehl an den General-Capitain Cornaro.

Inzwischen hatten die Unfälle dieses Krieges den Divan zur Besinnung gebracht. In vier Feldzügen hatten drei Veziere ihr Leben eingebüßt; nämlich Cara Mustapha, Ibrahim und Soliman. Mahomet der Vierte war entthront worden; und sein Nachfolger Soliman wünschte den Frieden, ohne ihn erhalten zu können.

Die Hauptschwierigkeit lag in den Venetianern, welche ihre Eroberungen nur durch eine entschlossene Fortsetzung des Krieges sichern zu können glaubten. Eine zuverlässige Stütze fanden sie in dem Pabst Alexander dem Achten, einem gebornen Venetianer aus dem Geschlechte der neugeadelten Ottoboni. Nichts unterließ dieser Pabst, was dem Kaiser zur Fortsetzung des Krieges bestimmen konnte, wiewol bereits die Zeit gekommen war, wo Ludwigs des Vierzehnten Ehrgeiz den nachdrücklichsten Widerstand nöthig machte. Jene Umwälzung, welche in England durch die Vertreibung der Stuarts und durch die Erhebung Wilhelms des Dritten auf den brittischen Thron erfolgte, ward der Anfang einer neuen Reihe von Begebenheiten, doch dauerte der Krieg mit den Türken noch volle zehn Jahre.

Zu neuen Anstrengungen genöthigt, wählten die Türken zu ihrem Anführer Mustapha Kiupergli, den Sohn des Eroberers von Candia. Während der neue Vezier sich an die Spitze des in Ungarn operirenden Heeres stellte, schickte er den Kapudan Pascha nach Morea zum Entsatz von Malvasia, dessen Belagerung

fortdauerte. Hiervon unterrichtet beschleunigten die Venetianer den Sturm. Zwar mißlang dieser; doch die Besatzung, von Allem entblößt, kapitulirte und die Republik war von diesem Augenblick an im Besitz aller festen Plätze von Morea. Nicht zufrieden mit diesem Vortheil ging Cornaro der türkischen Flotte entgegen, die er bei Mitylene antraf. Es erfolgte ein Kampf, wodurch die türkische Flotte zum Rückzug in ihre Häfen genöthigt wurde, und Cornaro, dem es an einen bessern Gegenstand fehlte, wendete sich nach der Westküste Griechenland, wo er den Türken la Vallona nahm und dessen Festungswerke zerstörte.

Mit nicht geringerem Erfolge stritten die Verbündeten der Venetianer. Durch Mustapha Kiupergli's Heer zurückgedrängt und nahe daran bei Salankemen in Ungarn aufs Haupt geschlagen zu werden, verdankten sie den Sieg einem jener Kriegszufälle, welche bisweilen das Schicksal der Reiche verändern; denn eine Kanonenkugel traf das Haupt des Veziers, und dieser Todesfall brachte Unordnung in ein Heer, für das der Sieg sich bereits erklärt hatte.

In Ungarn wie in Griechenland geschlagen, nahmen die Türken auf andern Punkten ihre Zuflucht zu andern Waffen. Sie bestachen einen neapolitanischen Offizier, welcher in Grabuses, einem von den drei Plätzen, die den Venetianern auf Candia geblieben waren, ein Amt bekleidete, und dieser Offizier setzte sie in den Stand, sich der Stadt zu bemeistern. Aehnliche Einverständnisse, welche sie mit einigen Offizieren der Besatzungen von Suda und Spinalonga auf der Ostküste

von Candia unterhielten, wurden noch zu rechter Zeit entdeckt und vereitelt.

Ueber diese Begebenheiten verstrichen die Jahre 1689 und 1690.

Da der General-Capitain Cornaro bald nach der Eroberung von la Vallona gestorben war, so hatte die Regierung der Republik Dominico Moncenigo an seiner Stelle zum Obergeneral ernannt und ihm den Auftrag ertheilt, Candia zurückzuerobern. Unstreitig hatten die Verräthereien auf dieser Insel den ersten Gedanken zu einer Wiedereroberung der Insel gegeben; dieser Gedanke war aber um so natürlicher, weil die Zurückerinnerung au eine fünf und zwanzigjährige Vertheidigung nie aussterben konnte. Doch anstatt Canea, wie man vorausgesetzt hatte, zu überrumpeln, fand man den Pascha vorbereitet und im besten Vertheidigungszustande. Man mußte also zu regelmäßigen Angriffen schreiten: und indem sich die Belagerung in die Länge zog, erhielt der General-Capitain die Nachricht, daß die Türken mit einer Ausrüstung gegen Morea beschäftigt wären. Er versammelte sogleich seine Offiziere und legte ihnen die Frage vor: ob sie es nicht für angemessen hielten, die Belagerung von Canea aufzugeben, um zur Vertheidigung der Eroberung zu eilen. Alle waren der Meinung, daß die Gefahr für Morea keinesweges dringend sei, da die Türken nur Milizen nach der Halbinsel schicken könnten und die festen Plätze der Unerfahrenheit solcher Truppen leicht widerstehen würden; alle machten zugleich geltend, daß Canea in den letzten Zügen läge und daß es nur darauf ankäme, die Belagerung um

we-

wenige Tage zu verlängern, um die Stadt zur Uebergabe zu bewegen. Doch diese Gründe machten keinen Eindruck auf Moncenigo: er befahl die Einschiffung, segelte nach Morea und fand — daß sich alles so verhielt, wie seine Offiziere es ihm vorhergesagt hatten. Die Türken waren nicht einmal in die Halbinsel eingedrungen. Nur fünf bis sechs tausend Mann hatten sich vor Lepanto sehen lassen und den Commandanten dieses Platzes zur Uebergabe aufgefordert, ohne das Mindeste zu erreichen. Den Venetianern wurde es leicht, das kleine Heer zu zerstreuen; aber die Gelegenheit, Canea zu erobern, war verloren gegangen, und dieser Verlust ließ sich nicht ersetzen. Ein allgemeines Geschrei erhob sich jetzt wider den General-Capitain. Angeklagt, verhaftet und nach Venedig geführt, mußte sich Dominico Moncenigo einen Prozeß gefallen lassen, der seine Unfähigkeit in das hellste Licht stellte. Man verurtheilte ihn nicht, aber man nahm ihm seinen Rang, und aus dem Generalissimus, der er gewesen war, machte man ihn zum Aufseher eines Waffenmagazins in Vicenza: eine Art von Strafe, die nur despotischen Regierungen eigen ist.

Noch einmal berief die Regierung den alten Francesco Morosini an die Spitze eines Heeres. Er zählte bereits 75 Jahre; aber trotz dieses hohen Alters ging er den 24sten Mai 1693 noch einmal an Bord, und segelte nach dem Archipelagus, wo er keine Gelegenheit zu neuen Waffenthaten fand, weil die türkische Flotte sich allen seinen Verfolgungen entzog. Er wollte in dem Hafen von Napoli di Romania überwintern; allein

er starb daselbst an den Beschwerden des letzten Feldzuges — und sein Nachfolger in der Dogenwürde war Silvester Valieri, in dem Posten eines Generalissimus aber Anton Zeno.

Erstaunt über ihre Fortschritte, nannten die Venetianer diesen Krieg den wundervollen. Wenn ihnen alles leicht geworden war, wenn sie zu Wasser auf keine türkische Flotte, zu Lande auf kein bedeutendes Heer gestoßen waren: so hatte dies keinen andern Grund, als daß die türkische Macht anderweitig beschäftigt war. Hierin lag es aber auch, daß sie ihre Eroberungen nicht als bleibend betrachten konnten. Um davon so viel als möglich zu behalten, suchten sie ihnen größere Ausdehnung zu geben. Auf der Küste von Dalmatien eroberte der General-Proveditor Johan Delphino mehrere feste Plätze, unter andern Ciclut, auf welches die türkische Regierung so viel Gewicht legte, daß sie 20,000 Mann zur Wiedereroberung dieses Platzes absendete. Doch das Corps wurde zerstreut und in Stücken gehauen. Derselbe General-Proveditor scheiterte vor Dulcigno. Zu gleicher Zeit eroberte die venetianische Flotte die Insel Scio unter dem Beistande der christlichen Einwohner; diese Eroberung aber ging nicht lange darauf wieder verloren, weil Anton Zeno den günstigen Augenblick, wo er die türkische Flotte schlagen konnte, unbenutzt verstreichen ließ und bald darauf selbst von dem Kapudan Pascha geschlagen wurde. Dies Versehen kostete dem Generalissimus Amt und Freiheit. In Ketten wurde er mit den beiden Proveditoren Querini und Pisani nach Venedig gebracht, wo man ihm den Prozeß

machte. Zeno starb während der Instruction desselben; die beiden Andern wurden von ihren Aemtern entsetzt.

Alexander Molino, welcher den Posten eines General-Kapitains erhielt, brachte in seine Operationen die Vorsicht und den Nachdruck, die einen General vor Ahndungen sichern. Er schlug in Livadien ein türkisches Corps, das bis Argos vorgedrungen war, und Morea zu verheeren drohete. Diesem Siege folgten zwei glückliche Seeschlachten in dem Archipelagus; und noch im Jahre 1698 lieferte der Generalissimus Jacob Cornaro ein neues Seetreffen zum Vortheil der Venetianer, fast zu eben der Zeit, wo Prinz Eugen die Schlacht bei Zenta in Ungarn gewann, worin über 20,000 Türken blieben.

Ludwigs des Vierzehnten Ehrgeiz, gegen welchen Wilhelm der Dritte von England vergeblich angekämpft hatte, bewirkte endlich einen Frieden, den die Leidenschaftlichkeit der kriegführenden Partheien sonst noch lange zurückgewiesen haben würde. Unter der Vermittelung Englands und Hollands wurde der Vertrag von Carlowitz geschlossen, worin die Pforte Siebenbürgen an Oesterreich, Kaminick und die Provinzen Podolien und Ukraine an Polen, und den Hafen von Asof an den Czar abtrat. Jene Artikel, welche die Republik Venedig betrafen, waren folgende: sie behielt von ihren Eroberungen ganz Morea bis zur Meerenge von Korinth, die Insel Aegina auf der einen, und die Insel Santa Maura auf der andern Seite; ferner Castel-Nuovo an dem Eingang des Canals von Cattaro und Risano; endlich in Dalmatien die Plätze Sing, Knin und Ciclut. Alles

übrige gab sie an die Pforte zurück, sogar Grabuses auf der Insel Candia, welches jene durch List erworben.

So endete sich dieser vierzehnjährige Krieg, der letzte, den Venedig mit einigem Nachdruck führte.

Mit dem Eintritt des achtzehnten Jahrhunderts begann der spanische Erbfolgekrieg. Zweck und Gang dieses Krieges als bekannt voraussetzend, bemerken wir bloß, daß keine Betrachtung im Stande war, die Venetianer von der Bahn der Neutralität abzubringen. Die Mittel der Republik waren keinesweges so erschöpft, daß sie an den großen Begebenheiten der Zeit nicht hätte thätigen Antheil nehmen können; aber der Vortheil der Staats-Inquisitoren, welche gerade in Kriegszeiten sich am wenigsten geltend machen konnten, forderte Flauheit und Unthätigkeit. Der Senat nahm also die Miene an, als sei der Streit zwischen den Häusern Frankreich und Oesterreich ihm durchaus gleichgültig, während es am Tage lag, daß die Gestalt der ganzen italiänischen Halbinsel verändert werden mußte, je nachdem die eine oder die andere von den oben genannten Mächten das Herzogthum Mailand und das Königreich Neapel erwarb. Ob nun gleich die Republik den Höfen von Wien, Versailles und Madrid ihre Neutralität erklärt hatte: so konnten doch die Feindseligkeiten nicht zum Ausbruch kommen, ohne daß das venetianische Gebiet auf der Halbinsel verletzt wurde. Sobald der Prinz Eugen die Anhöhen von Tribent im Rücken hatte, ließ er dem Proveditore von Verona sagen, daß das österreichische Heer das Gebiet der Republik betreten, aber gute Mannszucht halten würde. Eine solche Ankündigung war nicht zurückzuweisen; und

da der Prinz Eugen sein Lager an der Etsch aufschlug, und Franzosen und Sarden ihm den Uebergang über diesen Fluß streitig machten: so war nichts natürlicher, als daß die Provinz Verona der Schauplatz des Krieges wurde. Nichts ward von diesem Augenblick an weniger geachtet, als die Neutralität von Venedig; und so weit ging der Uebermuth der kriegführenden Theile, daß jeder das neutrale Gebiet wie ein feindliches behandelte, und daß die Franzosen den ihnen von den Oesterreichern zugefügten Schaden, so oft sie konnten, an den Venetianern rächten, bloß weil die Unbill von ihrem Gebiete ausgegangen war. Bis auf einen Punkt entschuldigte der Kriegszustand solche Gewaltthaten; doch waren es nicht immer nur die Generale der beiden feindlichen Heere, von deren Uebermuth die Republik zu leiden hatte. Die Leute des englischen Gesandten zu Venedig wollten verbotene Waaren einführen, als Mauthbeamte sich ihrer Gondeln bemächtigten, und die Waaren wegnahmen. Hierüber beklagte sich der Gesandte, wie über eine Verletzung des Völkerrechts, und forderte nicht nur die Zurückgabe der Waaren, sondern auch die Bestrafung der Mauthbeamten. In früherer Zeit hatte der Rath der Zehn zwei Kanonen vor der Wohnung eines Gesandten auffahren lassen, um die Auslieferung eines Verbrechers zu erzwingen. Jetzt behandelte die Staats-Inquisition die erfüllte Pflicht wie ein Verbrechen: denn elf von jenen Unglücklichen wurden zu den Galeeren verurtheilt, und ehe sie angeschmiedet wurden, führte man sie in Venedig umher mit einer Schrift am Halse, welche ihren Fehltritt, oder vielmehr die Feigheit der Regierung, beurkundete.

Solche Beispiele beweisen, wohin ein Neutralitäts-System führt, dessen Quelle die Schwäche ist. Der Krieg war minder gefährlich, als diese Beschimpfungen. Um eine Macht zu bleiben, mußte die Republik ein Heer zu ihrer Beschützung haben; und um ein Heer zu haben, durfte sie sich nicht damit begnügen, eine Handvoll Fremdlinge zu besolden. Die Bevölkerung des ganzen Staats betrug noch immer über drei Millionen; und diese reichte hin, um 40,000 Mann unter den Waffen zu haben. Doch die unglückliche Wendung, welche die Verfassung genommen hatte, brachte es mit sich, daß die Regierung nichts mehr fürchtete, als ein Volksheer, und diese Furcht war es zuletzt, was den Untergang der Verfassung herbei führte. Ein Bevollmächtigter der Republik wohnte den Friedensunterhandlungen zu Utrecht und zu Rastadt bei, doch an Entschädigung für gehabte Verluste war nicht zu denken; der Bevollmächtigte war nur Zeuge eines Vertrages, der dem Enkel Ludwigs des Vierzehnten Spanien und dessen Besitzungen in Amerika, dem Könige von England Gibraltar und Minorka, dem Herzoge von Savoyen das Montferrat, einen Theil des Mailändischen und Sicilien, endlich dem Hause Oesterreich Mailand, Mantua und Neapel zusprach. Das Ergebniß dieses Krieges für Venedig war also, daß von den Gebirgen Dalmatiens bis zum linken Po-Ufer Oesterreichs Besitzungen an die Republik stießen, und daß das Continental-Gebiet derselben ganz von dieser großen Macht eingeschlossen war.

Kaum aber hatte Europa nach einem dreizehnjährigen Kriege die Waffen niedergelegt, als die Nachricht von

einer außerordentlichen Thätigkeit in dem Zeughause von Constantinopel erscholl. Der Gegenstand derselben blieb nicht länger zweifelhaft, als Mörser und Bomben eingeschifft und die Festungswerke von Negrepont und andern Plätzen verstärkt wurden: die Venetianer mit Erfolg anzugreifen, hatte die türkische Regierung den Zeitpunkt abgewartet, wo Europa's Mächte, der Anstrengung überdrüssig, sich nach Erholung sehnten. Venedig selbst fürchtete den Krieg so sehr, daß es nicht daran glauben wollte. Selbst in seinen Vorsichtigkeitsmaßregeln offenbarte sich seine Furchtsamkeit. Während es an der Gränze des Mailändischen 20,000 Mann unterhielt, welche daselbst vollkommen unnütz waren, weil es den Entschluß gefaßt hatte, alle Beschimpfungen zu ertragen, befanden sich auf der Halbinsel Morea nur sechs bis achttausend Soldaten. So schlecht war der Geist der venetianischen Regierung geworden, daß sie lieber den Gedanken an die Gefahr, als die Gefahr selbst entfernen wollte. Auch wurde sie zu ihrer Schande überrascht; denn zu eben der Zeit, wo die türkische Regierung ihren Gesandten in die sieben Thürme werfen ließ, und ein ottomanisches Truppenkorps sich nach Dalmatien zog, sah sich der Proveditor von Morea von hunderttausend Mann und einer mehr als hundert Segel starken Flotte überfallen, welchen er höchstens achttausend Mann und eine Flotte von elf Galeeren und acht Linienschiffen entgegenstellen konnte.

Jetzt flehete die Republik den Beistand der übrigen Staaten an; allein sie fand, wie es vorherzusehen war, an allen Höfen die größte Gleichgültigkeit gegen die Ge-

fahren, die sie bedroheten. Der Pabst allein konnte sich nicht entbrechen, vier Galeeren zu verheißen, und seinem Beispiele folgten der Großherzog von Toskana und der malteser Orden, jener mit zwei, dieser mit sechs Galeeren. Frankreich, Spanien, England und Holland wollten sich nur für die Befreiung des Gesandten verwenden. Etwas weiter ging der deutsche Kaiser, indem er seine Vermittelung anbot; diese aber wurde von der türkischen Regierung mit Hohn zurückgewiesen. Der Krieg nahm also unaufhaltbar seinen Anfang.

Die Insel Tine, zwischen Andros und Micone gelegen und seit Jahrhunderten das Eigenthum der Venetianer, wurde zuerst von der türkischen Flotte angegriffen und ohne allen Widerstand von Seiten ihrer Bewohner erobert; hauptsächlich durch die Schuld des Proveditors Bernhard Balbi, dessen Furchtsamkeit jede Vertheidigung vereitelte. Inzwischen näherte sich der Großvezier der Meerenge von Korinth. Diese Stadt ergab sich, nachdem die Laufgräben seit fünf Tagen geöffnet waren; und obgleich die Besatzung capitulirt hatte, so mußte sie doch beinahe ganz über die Klinge springen, weil der Schrecken zum Kriegs-System der Türken gehörte. Erzwungen wurde die Fahrt durch die Meerenge von Korinth: ein neuer Beweis von der Ueberflüssigkeit der Befestigungslinien, deren Vertheidigung ein ganzes Heer erfordern würde. Als Delphino, der Proveditor von Morea, jetzt sah, daß die Türken unaufhaltbar in die Halbinsel eindringen würden, entschloß er sich zu einer Verwüstung des Landes, um dem Feinde die Subsistenz-Mittel zu rauben; allein er vermehrte hierdurch nur die Muthlo-

sigkeit der Einwohner. Die Einnahme von Aegina und Argos, die sich ohne Schwertstreich ergaben, zeigte, was das Schicksal der übrigen Plätze seyn würde. Napoli di Romania wollte Widerstand leisten; als aber die Belagerer eine Stelle bemerkt hatten, wo so wenig Wasser im Graben war, daß sie ohne alle Gefahr bis an den Fuß des Walles kommen konnten, benutzten sie die Dunkelheit zum Eindringen in die Stadt, öffneten die Thore derselben und hieben alles nieder, was ihnen vorkam. Die Besatzung des Schlosses von Morea, die sich nur fünf Tage vertheidigte, hatte dasselbe Schicksal, und so groß war der Schrecken, den das Verfahren der Türken verbreitete, daß die Besatzung von Modone, auf der westlichen Südspitze der Halbinsel, sich selbst den Türken überlieferte, ohne daß ihr Befehlshaber es verhindern konnte, und daß Friedrich Badner, der zu Malvasia befehligte, dasselbe that. In dem Zeitraum von noch nicht zwei Monaten war die ganze Halbinsel von den Türken wiedererobert, welche zu gleicher Zeit Cerigo und Spinalonga und Suda auf Candia einnahmen. Unterdeß kreuzte der General-Capitain, verfolgt von der türkischen Flotte, in allen Richtungen, um den bedrängten Plätzen zu Hülfe zu kommen; aber das Unglück wollte, daß er allenthalben zu spät anlangte.

Blieb Venedig auf den Beistand des Pabstes, des Großherzogs von Toscana und des malteser Ordens beschränkt, so lief es Gefahr in dem Herzen der Republik selbst erschüttert zu werden. Schon trafen die Türken Anstalten zur Eroberung von Corfu; und wenn dieses Bollwerk des adriatischen Meeres und Italiens in

ihre Hände gerieth, wie viel war alsdann nicht bloß für Italien, sondern selbst für die Ruhe Europa's zu fürchten! Unter diesen Umständen erklärten sich zwei Mächte für die Republik, die noch nicht aufgehört hatten, sich mit Eifersucht zu beobachten: Oesterreich und Spanien, jenes besorgt für seine Erwerbungen auf der italiänischen Halbinsel, dieses, wie es Anfangs schien, aus Nachgiebigkeit für den Pabst, wie die Folge zeigte, um Sardinien und Sicilien mit größerer Sicherheit wieder erobern zu können. Prinz Eugen rückte also noch einmal gegen die Türken ins Feld, und zwang sie dadurch zur Schwächung ihrer gegen Venedig gesammelten Macht. Da nun gleichzeitig in den spanischen Häfen eine Flotte zur Vertreibung der Türken aus dem ionischen Meere ausgerüstet wurde: so lebte der Muth der venetianischen Regierung wieder auf. Abgesetzt wurde der General-Capitain Delphino und an seine Stelle trat Andreas Pisani. Auch für einen tüchtigen Anführer der Landtruppen sorgten die Staats-Inquisitoren, indem sie den sächsischen Grafen Schulenburg, der sich in dem Streite August des Zweiten, Königs von Pohlen, mit Carl dem Zwölften, König von Schweden, einen Namen gemacht hatte, in den Dienst der Republik nahmen. Die Sachen erhielten hierdurch um so sicherer eine andere Wendung, weil zugleich das Heer durch Deutsche verstärkt wurde, vorzüglich durch Sachsen und Baiern. Hart war der Kampf um Corfu; allein er wurde durch Schulenburgs Entschlossenheit zum Vortheil der Republik entschieden, welche, nicht undankbar gegen ihren Erretter, ihm, noch bei seinen Lebzeiten, zu But-

rinto eine Bildsäule errichten ließ *). Der sächsische Graf selbst scheint ein eben so edler als tapferer Mann gewesen zu seyn; denn er benutzte das Ansehen, worin er bei den venetianischen Senatoren stand, den Protestanten, zu welchen er selbst gehörte, alle die Duldung zu verschaffen, die sich mit den Grundsätzen einer Regierung vertrug, welche nur dem katholischen Cultus die Oeffentlichkeit gestattete.

Da Prinz Eugen die Türken gleichzeitig zu Peterwaradein schlug, und ihnen die Festung Temeswar entriß: so gewannen die Venetianer die Aussicht, alles Verlorne wieder zu erobern. Sie selbst verfolgten ihren Vortheil mit Lebhaftigkeit; und das Jahr 1717 war ausgezeichnet durch mehrere Seegefechte im Archipelagus, von welchen keins zum Nachtheil der Venetianer endigte, wiewohl dadurch nur wenig entschieden wurde. Nach der Seeschlacht bei Cerigo verabredete Pisani mit dem Grafen Schulenburg einen Angriff auf Prevesa, den Schlüssel des Meerbusens von Lepanto, und sechstausend Mann wurden im Oct. 1717 auf diese Küste geworfen, welche von der türkischen Regierung wegen der Fortschritte, die Prinz Eugen in Siebenbürgen machte, hatte vernachläßigt werden müssen. Der zu Prevesa befehligende Pascha machte sich nach einigen Anstrengungen, die Venetianer an der Belagerung dieses Platzes zu verhindern, zum Abzuge anheischig, wenn man ihm die üblichen Kriegsehren gestat-

*) Diese Bildsäule führte die Inschrift: Mathiae Iohanni Comiti de Schulenburgio, summo terrestrium copiarum praefecto, christianae reipublicae in Corcyrae obsidione fortissimo assertori, adhuc viventi, Senatus. Anno MDCCXVII.

ten wollte; als aber der Graf von Schulenburg nicht bloß auf Ergebung, sondern auch auf Ueberlieferung des benachbarten Vonizza bestand, da schlug sich der Pascha mit der Besatzung durch, und erreichte die Festung Larta. Vonizza wurde ohne Mühe genommen. Auch auf der Seite von Dalmatien wurden die Gränzen der Republik erweitert, und durch die Einnahme von Imoschi gesichert. Die Lage der Republik fing an, dieselbe zu werden, die sie vor dreißig Jahren gewesen war, wo sie sich unter dem Schutze der österreichischen Waffen der Halbinsel Morea bemächtigt hatten. Ihre Hoffnungen, diese Provinz noch einmal zu besitzen, schienen noch besser begründet, nachdem Prinz Eugen Belgrad eingenommen hatte. Doch gerade in diesem Zeitpunkte wurde alles rückgängig, und die Ursache war vollkommen dieselbe.

So wie nämlich der Kaiser sich vor dreißig Jahren genöthigt gesehen hatte, seine Siege über die Türken zur Abschließung eines vortheilhaften Friedens zu benutzen, wodurch er in den Stand gesetzt würde, seine Waffen gegen Frankreich zu richten: so befand er sich im Jahre 1718 in demselben Falle, um den Spaniern zu wiederstehn, welche, von Alberoni geleitet, Sardinien überfallen hatten, und gleich darauf eine Landung in Sicilien versuchten. Die Tractaten von Utrecht und Rastadt waren verletzt, und die Spanier auf eine beinahe unbegreifliche Weise die Bundesgenossen der Türken geworden, wenn gleich nicht auf eine förmliche Weise. Die Nothwendigkeit, mit den Türken abzuschließen, lag am Tage; und dies geschah, unter der Vermittelung Englands

und Hollands, durch den Frieden von Passarowitz. Die Venetianer, welche sich aus Eigensucht gegen diese Nothwendigkeit verblendeten, boten zwar alles auf, den Friedensabschluß zu hintertreiben; in Albanien setzten sie die Belagerung von Dulcigno fort, und im Archipelagus suchte ihre Flotte die des Kapudan Pascha. Als sie aber mit dem Inhalt des Tractates von Passarowitz bekannt wurden, leuchtete ihnen sehr bald ein, daß sie, ohne sich aufs Wesentlichste zu schaden, den Krieg nicht fortsetzen könnten. Nach dem Inhalte des Tractats blieb der Kaiser in dem Besitz seiner Eroberungen; die Venetianer aber sollten auf Morea verzichten, und dafür die Insel Cerigo und einige feste Punkte auf der Küste von Albanien und Dalmatien erhalten, womit die Pforte noch die Begünstigung des venetianischen Handels verbinden wollte. Dies hieß freilich nicht, den Frieden schließen; es hieß nur, ihn annehmen, wie ein mächtiger Bundesgenosse ihn dictirt hatte. Gleichwohl blieb nichts anderes übrig, und die türkischen Unterhändler erreichten ihren Zweck um so sicherer, weil sie die Miene annahmen, als ob sie mit den venetianischen gar nicht verkehren wollten. Venedig mußte sich also mit dem Ersatz von Cerigo und den Plätzen Butrinto, Parga und Prevesa auf der Küste von Albanien für alles Verlorne begnügen. Der Friede von Passarowitz wurde den 21. Jul. 1718 unterzeichnet. Zu gleicher Zeit entschied der Kaiser über das Schicksal von Italien durch einen Tractat mit Frankreich und England, welcher festsetzte, daß Oesterreich Sicilien erhalten, der Herzog von Sa-

voyen aber durch Sardinien entschädigt werden sollte. Eine neue Kränkung für die Republik, welche dabei nicht zu Rathe gezogen war; zugleich die Quelle neuer Leiden für Italien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Litterarische Anzeige.

Bei G. Reimer in Berlin ist eine Lobrede auf den Feldmarschall erschienen. Der Nahme des Feldmarschalls ist auf dem Titel nicht genannt; aber eine Vignette zeigt an, daß unter dem Feldmarschall kein Anderer gemeint sey, als der Fürst von Wahlstatt; denn Blücher, den Commando-Stab in der Rechten, schleppt, so wie er auf einem muthigen Streitroß nach Berlin zurückkehrt, einen todten Löwen nach sich.

Verfasser dieser Lobrede ist der Doctor Hegewisch zu Kiel.

Bescheidenheit und Begeisterung für den preussischen Helden haben seine Feder geleitet. „Von dem Feldmarschall würdig zu reden, sagt er in der Einleitung, vermag vielleicht ein Gefährte, wahrscheinlich nur ein Freund. Wie darf ich Fußgänger es wagen, zu reden, zu loben? Aber Dank ist Lob, und herzlicher Dank ist nicht ganz verwerfliche Lobrede. Ich weiß auch, daß Vielen das Herz bewegt ist für Blücher, daß mein Wort keine Stimme in der Wüste seyn wird. Möge bald ein Anderer und ein Dritter reden, und besser als ich es vermag, von dem Feldmarschall, welcher war ein Retter in der Noth. Als Zuschauer geh' ich in der Welt; unter den Vielen, die zu Pferde sitzen und erha-

ben scheinen, ragt der Feldmarschall hervor, und je nä-her, desto anziehender ist der edle Greis. Ich fragte, ich hörte mit Aufmerksamkeit, mit Begierde. Was ich von meinen Freunden über den Feldmarschall vernommen habe, geb' ich hier wieder."

Der Raum erlaubt uns nicht, ausführlich zu reden über das Werk des Verfassers. Dürfen wir dem Eindruck vertrauen, den es auf uns gemacht hat, so giebt es wenig Schriften, die das Gemüth in eine angenehmere Bewegung setzen, als diese Lobrede; und für jeden Preussen wird der Reiz durch den Gedanken erhöht, daß ein Ausländer unserm Feldmarschall dies edle Denkmal gesetzt hat. Auf eine ganz unverkennbare Weise ist ein für Deutschland schlagendes Herz die Quelle dieser Lobrede auf den Feldmarschall gewesen; und die Kunst hat daran nur in so fern Antheil, als das Genie im Herzen thront.

B.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen.

Als die Nachricht von Victors Tode in Sens anlangte, überließen sich die Cardinäle, welche zu Alexanders Umgebung gehörten, einer unmäßigen Freude; aber Alexander machte ihnen Vorwürfe darüber, und nichts war natürlicher, als seine Mäßigung, da sich vorhersehen ließ, daß, bei Friedrichs Charakter, das Schisma durch den Tod eines verhaßten Nebenbuhlers nicht beendigt seyn werde.

Wirklich versammelten sich, unmittelbar nach der Beerdigung Victors, die in Italien zurückgebliebenen Cardinäle zu einer neuen Pabstwahl. Sie fiel zunächst auf den Bischof Heinrich von Lüttich; und als dieser, um jeden Zusammenstoß mit dem Kaiser zu vermeiden, die ihm angetragene Würde ausschlug, wählten die Cardinäle den Bischof Guido von Crema, dessen Wahl der Kaiser sogleich bestätigte. Guido nahm die Benennung Paschalis des Dritten an, und wurde von dem

Erzkanzler und Erzbischof von Cölln, Rainaldus, eingethront, nachdem der Bischof von Lüttich ihn geweiht hatte. Alexander blieb also in seinem Exil zu Sens, und es verstrich noch ein volles Jahr, ehe sich ihm eine Aussicht zur Rückkehr nach Italien eröffnete.

Nach allem, was einmal geschehen war, hing Friedrichs Ehre an der Consequenz, womit er, als Kaiser, seine Oberherrlichkeit geltend machte. Was ihm allein entging, war, daß das Ansehn eines römisch-deutschen Kaisers nicht ausreichte zur Beschränkung der theokratischen Universal-Monarchie. Nicht unterstützt von dem Geiste seiner Zeit — wie konnte er hoffen, auf dem Wege der Gewalt zu vollenden, was, wenn es jemals gelingen sollte, nur das Werk eines von Grund aus veränderten Zustandes der Gesellschaft werden konnte! Vergeblich bemühete er sich im Jahre 1163, den König von Frankreich in sein Interesse zu ziehen: die mit Ludwig dem Siebenten verabredete Zusammenkunft zu St. Jean de Laune kam nicht zu Stande; und indem Alexander sich die Gewogenheit des Königs von Frankreich sicherte, durfte er das Concilium ablehnen, welches Friedrich mit jener Zusammenkunft in Verbindung setzen wollte, um noch einmal über die Ansprüche der beiden Päbste entscheiden zu lassen. Die Streitigkeiten, welche zwischen Heinrich dem Zweiten, König von England, und Alexander über das Verfahren des ersteren gegen den Erzbischof von Canterbury, Thomas a Becket, ausgebrochen waren, hoben zwar die Hoffnung Friedrichs noch einmal; doch um in dem Kampfe mit dem Pabste obzusiegen, bedurfte er des Beistandes der deutschen Fürsten, und gerade in dieser

Abhängigkeit lag die Schwäche des Kaisers verborgen, wie groß auch seine persönlichen Eigenschaften seyn mochten.

Es scheint der Mühe werth, dies ausführlicher zu verhandeln.

Ursprünglich war die deutsche Königswürde keinesweges armselig ausgestattet: ihre Ausstattung beruhete auf Kammergütern, welche in dem ganzen Reiche zerstreut lagen; und ob sich gleich nicht sagen läßt, wie groß das Einkommen von denselben war, so hat man doch hinlängliche Ursache, es für angemessen und folglich für nicht unbedeutend zu halten. Vermehrt wurde dieses Einkommen auch noch dadurch, daß der deutsche König, weil er keinen festen Wohnsitz hatte, überall frei gehalten werden mußte, vorzüglich auf den Bischofssitzen und Klöstern. Indeß verminderte sich jene ursprüngliche Ausstattung auf eine sehr begreifliche Weise dadurch, daß die Könige, um die ihnen geleisteten Dienste zu belohnen, kein besseres Mittel kannten, als — Verschenkung einzelner Kammergüter; und diese Lieferungen schienen große Schwierigkeiten gefunden zu haben, seitdem die Sachsen Heinrich den Vierten aus Goslar verjagt hatten. Von diesem Zeitpunkte an wird der Verfall der königlichen Macht mit jedem Jahre bemerkbarer. Die Päbste trugen aber auch das Ihrige dazu bei, indem sie der Erblichkeit entgegen wirkten. Was Gregor der Siebente ausgesprochen hatte *), wurde für seine Nachfol-

*) Non carnali amore illecti studeant filium suum gregi, pro quo Christus saguinem suum fudit, praeponere, si meliorem illo et utiliorem possunt invenire, ne, plus Deo dili-

ger Maxime; und die deutschen Wahlfürsten, wie sehr sie auch für die Erblichkeit in Beziehung auf sich selbst eingenommen seyn mochten, hatten keinen Grund, sich den Anordnungen der Päbste zu widersetzen, weil ihr Ansehen und ihre Macht auf der Befolgung derselben beruhete. Sobald nun aus Deutschland ein förmliches Wahlreich geworden war, trat der Partheikampf an die Stelle des Systemes, und wer den unseligen Ehrgeiz hatte, König von Deutschland zu seyn, konnte immer nur dadurch zu seinem Zwecke gelangen, daß er sich eine Parthei erkaufte, was an und für sich unmöglich war, ohne die Bestandtheile der königlichen Macht zu vergeuden. Herzogthümer und Grafschaften waren unter den Ottonen und den Königen des salisch-fränkischen Geschlechts Aemter und Lehne, welche der König zurücknehmen konnte, so oft der Inhaber dem in ihn gesetzten Vertrauen nicht entsprach. Von dem Zeitpunkt an, wo die Wählbarkeit des Königs sich fest stellte, wurden die Reichsämter Habschaften und Eigenthum, das von dem Vater auf seine Söhne überging. Es geschah also das Umgekehrte von dem, was die Natur eines großen Reichs mit sich brachte; und indem die Beamten Vorzüge genossen, welche dem Könige versagt waren, konnte es nicht fehlen, daß das Regierungs-System in Deutschland in eine förmliche Anti-Monarchie ausartete, worin der König gerade nur so viel bedeutete, als die Fürsten ihrem Vortheil gemäß fanden. Es ging mit Deutschland in diesen Zeiten dieselbe Ver-

---

gendo filium, maximum sanctae ecclesiae inferant detrimentum. Epist. Lib. VIII. Ep. 21.

änderung vor, welche die Republik Venedig traf, nur daß sich in Venedig, wegen des beschränkten Raumes, die Dinge ein wenig anders gestalten mußten. Als Friedrich der Erste seine Regierung antrat, war nichts mehr zu verbessern. Um als König eine Rolle zu spielen, sah er sich genöthigt, den Herzog von Sachsen noch mächtiger zu machen, als er es durch sich selbst war; denn nur in der Vereinigung Sachsens mit Baiern lag das Mittel, die übrigen Fürsten durch die Furcht für seine Zwecke zu gewinnen. Titel und Recht gehörten dem Könige; Wirklichkeit und Gewalt blieben dem Herzog. Das Verhältniß, worin beide zu einander standen, war ein rein persönliches; und während die Abhängigkeit Friedrichs von Heinrich keinem Zweifel unterlag, hatte dieser es in seiner Gewalt, wie gefällig er gegen jenen seyn wollte. Man sieht hieraus, wie wenig Friedrich berechtigt war, etwas Großes durchsetzen zu wollen; man wird aber auch sehen, wie nothwendig er scheiterte.

Als Friedrich im Jahr 1164 aus Burgund nach Deutschland zurückkam, fand er dasselbe in einen Bürgerkrieg verwickelt, der, wie alle deutsche Bürgerkriege, nur die Angelegenheit der Fürsten war. Die beiden Welfen, Vater und Sohn, waren, man weiß nicht auf welche Veranlassung, mit dem Pfalzgrafen von Tübingen zerfallen. An dieser Fehde nahmen die benachbarten Bischöfe, Fürsten und Grafen Theil: die Bischöfe von Augsburg, Speier und Worms, nebst dem Herzog Berthold von Zäringen, für die Welfen; der Herzog Friedrich, König Konrads Sohn, und die Grafen von Zellern, für den Pfalzgrafen. Die letzte Parthei wurde noch

von den Böhmen unterstützt, welche die sich darbietende Gelegenheit wahrnahmen, alles um sich her zu verwüsten. Wie unangenehm nun dem Kaiser auch dieser Bürgerkrieg seyn mochte: so fehlte es ihm doch an allen Mitteln zur Beilegung desselben, sofern sie von der Gewalt ausgehen mußten. Er, der nur als Gewalthaber eine Bedeutung hatte, mußte zur Begütigung seine Zuflucht nehmen, und brachte es endlich dahin, daß der Pfalzgraf von Tübingen den Welfen nachgab.

Bei dieser Friedensstiftung war des Kaisers Absicht keine andere, als die Kräfte, welche sich in Deutschland gegenseitig aufrieben, in Italien zu benutzen. Aber wie viel fehlte daran, daß ihm dies leicht geworden wäre! Deutsche Fürsten, die sich als Territorialherren zu betrachten angefangen hatten, konnten keine Neigung haben, ihr Eigenthum dem Kaiser in Italien aufzuopfern. Auf dem Reichstage zu Würzburg erfuhr Friedrich nichts als Kälte. Er selbst wagte es nicht einmal, die Angelegenheiten Oberitaliens zur Sprache zu bringen. Da die Römer, auf Zureden des Cardinals Johannes, (eines Stellvertreters Alexanders in Italien) an diesen Pabst Boten geschickt hatten, welche ihn zur Zurückkunft nach Rom einladen sollten: so benutzte Friedrich diesen Umstand, sich von der Versammlung in Würzburg das eidliche Versprechen geben zu lassen, daß sie weder den Cardinal Orlando, d. h. den Pabst Alexander, noch irgend einen, von dessen Parthei Gewählten, als Pabst anerkennen wollten, sondern nur Paschalis den Dritten, und nach dessen Tode, Den, der ein Freund des Kaisers seyn würde. Vierzig versammelte Fürsten und Bischöfe

gaben dies Versprechen, die letztern größten Theils nicht ohne starken Widerwillen, die ersteren nicht ohne geheimen Vorbehalt.

Alexander hatte Frankreich verlassen und war über Montpellier nach Messina gegangen, wo König Wilhelm ihn mit allen ersinnlichen Ehrenbezeigungen empfangen hatte. Fünf wohl ausgerüstete Galeeren brachten den Pabst nach Ostia. Hier stieg er den 22sten Nov. 1165 ans Land, und am folgenden Tage wurde er, wie im Triumph, von der römischen Geistlichkeit, an welche sich Adel und Volk anschlossen, in den Lateran geführt. Da ganz Italien wußte, daß dies gegen den Willen des Kaisers zu Stande gebracht war: so war nichts natürlicher, als daß eine große Zahl von Städten zum Abfall von Friedrich geneigt wurde. Dieser, eine allgemeine Empörung fürchtend, welche alle seine Entwürfe vernichtet haben würde, bot sein ganzes Ansehen auf, um einen Feldzug nach Italien zu Stande zu bringen; und da die Fürsten des Reichs, sehr wenige ausgenommen, nur Abneigung blicken ließen, so nahm er seine Zuflucht zu Söldnern. Im Monat Nov. 1166, also gerade ein Jahr nach Alexanders Ankunft in Rom, erschien der Kaiser in Oberitalien. Auf den roncalischen Feldern wurde eine Versammlung der lombardischen Stände gehalten, welche Alexandern für einen Usurpator, Paschalis den Dritten hingegen für den rechtmäßigen Pabst erklärte. Es galt daher nichts Geringeres, als Vertreibung des ersten, und die Einsetzung des letzten. Nachdem nun der Kaiser das Weihnachtsfest in der Lombardei gefeiert hatte, trat er den 18ten Jan. 1167 sei-

nen Marsch nach Rom an. Die kriegerischen Erzbischöfe von Mainz und Cöln, Christian und Rainald, führten die Vorhut. Sie hatten Alexandern bereits nicht wenig geängstigt, als der Kaiser, nach der Eroberung von Ancona, vor Rom gelangte, und sich eines bedeutenden Theiles dieser Stadt bemächtigte. Der Brand der St. Peterskirche nöthigte den Pabst, sich aus dem Lateran nach einem Pallast zu begeben, welcher der Familie der Frangipani gehörte. Auch hier gab es keine Sicherheit für ihn; und als Friedrich, welcher immer tiefer in Rom eindrang, das Volk und sogar einen großen Theil der Geistlichkeit durch den Vorschlag gewann, daß beide Prätendenten die Tiara niederlegen, und ein Dritter, mit Genehmigung beider Partheien gewählt werden sollte, stahl Alexander sich aus Rom, und ging über Gaeta nach Benevent, wo er sich im Schutze des Königs von Sicilien befand.

Der päbstlichen Würde in keiner Beziehung etwas zu vergeben, war die Maxime Alexanders; und diese Maxime rettete noch einmal das Ansehn der römischen Universal-Monarchen. Indem nämlich Friedrich in der Umgegend von Rom verweilte, brach, während der heißen Jahreszeit, in seinem Lager eine ansteckende Krankheit aus, welche in sehr kurzer Zeit den größten Theil seines Heeres, so wie die meisten Fürsten seines Gefolges, wegraffte. Es starben, außer dem Erzbischof von Cöln, Friedrich von Rothenburg, Konrads einziger Sohn, der jüngere Welf, einziger Sohn des alten Herzogs Welf, der Graf Beringer von Sulzbach, und die Bischöfe von Regensburg und Speier, so wie viele Andere aus

den angesehensten Häusern in Deutschland. Der ganze Unfall galt für eine göttliche Strafe, verhängt wegen des Brandes der St. Peterskirche; so faßten ihn selbst die Deutschen auf. Friedrich, anstatt Unteritalien, wie er es vorhatte, zu erobern, sah sich also zum Rückzug nach Deutschland genöthigt. Inzwischen hatten sich die Bewohner von Mailand, Brescia, Cremona, Bergamo, Piacenza, Parma, Modena und Ferrara zu einem Bunde vereinigt, dessen Hauptzweck die Rettung des päbstlichen Ansehns und des Königreichs Sicilien war. Schlagfertig stand dieser Bund, als Friedrich durch Oberitalien nach Deutschland zurückzugehen wünschte; und unterrichtet von dem Unglück, das den Kaiser verfolgte, besetzten die beherzten Lombarden bereits alle Gebirgspässe, um ihn desto sicherer in ihre Gewalt zu bekommen. Die Aufgabe war, sich zu retten. Zum Glück war Pavia treu geblieben. Als Alles gewagt werden mußte, entwich Friedrich mit etwa dreißig Begleitern von Pavia nach Savoyen. Hier waren neue Gefahren zu bestehen, denen der Kaiser nur dadurch entrann, daß er von Susa mit zwei Begleitern in Knechtskleidern entfloh. Ganz Italien fiel hierauf von ihm ab. Paschalis der Dritte, in seinem Pallast gefangen genommen, starb den 20sten Sept. 1168 an einem Krebsschaden; die lächerlichste Handlung seines Lebens war, daß er, auf Verlangen des Kaisers, Carl den Großen canonisirt hatte. An der Gränze von Montferrat, dessen Herzog dem Kaiser am längsten treu geblieben war, erbaueten die Lombarden eine neue Stadt, welche sie dem Kaiser zum Trotz, nach dem Namen des von ihm bestrittenen Pabstes, Alessandria nann-

ten. In Deutschland wurde die Niedergeschlagenheit, welche die Nachrichten aus Italien bewirkt hatten, nicht wenig vermehrt, als man die Gebeine Derer anlangen sah, welche in Rom und in der Umgegend desselben ihren Untergang gefunden; denn die Deutschen hatten damals den Gebrauch, sich nicht im Auslande begraben zu lassen: man sott die Leichen aus, und brachte die Gebeine in die Grabstätte der Väter. Friedrichs Ansehn schien auf immer zu Grunde gerichtet durch die Ungunst, welche der letzte Feldzug gegen ihn in Gang gebracht hatte. Das Einzige, was ihn noch aufrecht halten konnte, war das Vertrauen zu sich selbst, und die Gewandtheit des Geistes, welche ihm so eigen war.

Der Herzog von Sachsen und Baiern hatte an dem letzten Kriege keinen Antheil genommen: ursprünglich vielleicht, weil er nicht als das Werkzeug des Kaisers erscheinen mochte; in der Folge, weil er in seinen eigenen Staaten vollauf beschäftigt war. Heinrich war den übrigen Fürsten Deutschlands verhaßt wegen des allzu großen Umfangs seines Machtgebiets; denn jeder glaubte sich in seinem Besitzstande von ihm bedroht. Die Kirchenfürsten Sachsens und Westphalens aber hatten noch einen Grund mehr, seine Feinde zu seyn; denn ob er gleich, dem Geiste seiner Zeit gemäß, sein größtes Verdienst in die Beförderung des Kirchenthums setzte, so hatte er doch in Ansehung der Priesterschaft Friedrichs Grundsätze angenommen, nach welchen er auf die Abhängigkeit der Kirche von dem Staate drang: Grundsätze, welche dem Freiheitssinne der ersten Kirchenbeamten um so mehr entgegen waren, da sie sich seit einem

Jahrhundert als die erste Classe in der Gesellschaft betrachteten, und da in Deutschland seit Gregors des Siebenten Zeit nichts üblicher war, als daß Fürsten von Bischöfen Lehne empfingen. Ueberzeugt also, daß, wenn man den mächtigen Herzog von Sachsen und Baiern gewähren ließe, das Supremat der Kirche bald beendigt seyn werde, vereinigten sich die Erzbischöfe von Magdeburg und Bremen mit den Bischöfen von Hildesheim und Lübeck zu einer Opposition gegen Heinrich; diese aber artete nur allzubald in eine förmliche Verschwörung aus, an welcher der Markgraf Albrecht von Brandenburg, der Landgraf Ludwig von Thüringen, der Markgraf Otto von Camberg, der Pfalzgraf Albert von Sommerburg, der Graf Christian von Oldenburg, und, außer mehreren kleinen Dynasten, auch Wittekind von Dasenburg den lebhaftesten Antheil nahmen. Gleichzeitig fiel man über den Herzog her; und wie es scheint, nicht ohne die Genehmigung des Kaisers, der Heinrich den Löwen in Deutschland beschäftigen wollte, weil er ihm nicht nach Italien gefolgt war. Doch der Herzog hatte den gegen ihn ausbrechenden Sturm längst vorhergesehen, und war keinesweges unvorbereitet. Den Uebermuth, dessen Gegenstand er geworden war, zu bestrafen, wendete er sich zuerst nach Magdeburg und Thüringen, und da er von dem Kriegshandwerk ein wenig mehr verstand als Erzbischöfe und Bischöfe, so wurde es ihm nicht schwer, Rache zu nehmen wegen der ihm zugefügten Beleidigungen. Dann richtete er seinen Lauf nach Bremen, verjagte den Erzbischof und den Grafen von Oldenburg; nicht lange darauf auch den Bischof von Lübeck. In

kurzer Zeit eroberte er alles wieder, was er verloren hatte, und schreckte seine Feinde so, daß Niemand sich gegen ihn hervorwagte, die Stadt Goslar und Wittekind von Dasenburg ausgenommen, von welchen jene sich als Reichsstadt behaupten wollte, dieser auf seiner festen Burg zwischen Elbingerode und Ilfeld trotzte. So standen die Sachen, als Friedrich aus Deutschland zurückkam.

Von Italien aus hatte er, um den Schein zu retten, zum Frieden ermahnt. Jetzt, des Beistandes der Fürsten mehr als je bedürftig, suchte er ihn zu Stande zu bringen. Auf einem Reichstag zu Bamberg versammelte er die Partheien; und diese ließen sich um so leichter bestimmen, je mehr jede von ihm durch den Krieg gelitten hatte. Heinrich der Löwe erhielt alles zurück, was man ihm hatte nehmen wollen; und der Erzbischof von Bremen, so wie der Bischof von Lübeck, welche die Flucht ergriffen hatten, durften auf ihre Bischofssitze zurückkehren gegen das Versprechen, daß sie in Zukunft den Anordnungen Heinrichs Folge leisten wollten. Nur Wittekind von Dasenburg setzte den Krieg fort, wie es scheint, mehr aus Liebe zum Raube, als weil er gereizt war. Man sah also in Deutschland einen einzelnen Edelmann der ganzen Macht des Reiches trotzen. Selbst als diese gegen ihn vereinigt wurde, wiederstand er in seinem unzugänglichen Felsenneste, bis endlich Friedrich auf den glücklichen Gedanken gerieth, die Bergleute von Goslar zur Zerstörung des einzigen Brunnens zu gebrauchen, aus welchem die Belagerten ihren Durst zu stillen pflegten. So wurde Wittekind vermocht, die Gnade des Kaisers anzuflehn. Wiefern er sie erhielt, ist ungewiß; nur zei-

gen Trümmer, die man noch jetzt am Harz in der Nähe von Haselfeld findet, daß seine Burg zerstört wurde.

Friedrich hatte dem mächtigen Herzog von Sachsen und Baiern gezeigt, daß seine Unabhängigkeit minder groß sei, als er bis dahin geglaubt hatte. Die natürliche Folge davon war, daß Heinrich nachgiebiger gegen den Kaiser wurde. Indeß waren die Kräfte der Herzogthümer für den Augenblick allzu sehr erschöpft, als daß der neue Feldzug nach Italien, den Friedrich beabsichtigte, auf der Stelle hätte angetreten werden können. Es blieb auf Seiten des Kaisers nichts anders übrig, als — den günstigeren Zeitpunkt abzuwarten. Sich von neuem den Weg nach Italien zu bahnen, versicherte er sich Rhätiens und Graubündtens durch einen Umtausch mit den Habsburgern. Zu demselben Endzweck kaufte er dem alten Welfen, dessen Sohn an der Pest gestorben war, die welfischen Güter und Gebiete in Italien ab, namentlich Toscana, Spoleto und Sardinien. Den besten Aufschluß über seine Absichten gab sein Verfahren gegen die Bischöfe von Salzburg, und Passau, welche er wegen ihrer Anhänglichkeit an Alexander verjagte; unstreitig aber muß man auf diese seine Stimmung auch den Haß beziehen, den er gegen den König Uladislaus von Böhmen faßte: einen Fürsten, den er seiner fünf und dreißig Jahre lang behaupteten Würde entsetzte, es sei nun, weil er ihm den allzufrühen Abzug aus Italien im Jahre 1158 noch nicht verziehen hatte, oder weil er ihn nicht bereden konnte, unter den gegenwärtigen Umständen hold und gewärtig zu seyn. Was er aus Italien erfuhr, konnte nur auf Verstärkung seiner Leiden-

schaft hinwirken. So wie anhaltende Kriege immer damit endigen, daß sie selbst den friedlichgesinnten Bürger zur Kriegslust hinreißen: so war dieß auch in Italien der Fall. In den größeren Städten Oberitaliens entwickelte sich ein Geist, der, wo nicht Angriff, doch den heftigsten Widerstand ankündigte, und zu Mailand, welches sich aus seinen Trümmern zu erheben angefangen hatte, bildete sich ein Verein, der sich die Gesellschaft des Todes nannte: neunhundert Männer, welche darauf geschworen hatten, daß sie im Treffen lieber mit einander sterben, als zurückweichen wollten *).

Dies alles mußte freilich höchst beunruhigend seyn für einen Fürsten, der die Ueberzeugung hatte, daß er, bei seiner Abhängigkeit von dem guten Willen der Reichsfürsten, nur durch die Feststellung seiner Oberherrlichkeit in Italien, im Stande sey, dem Kampfe mit dem Pabste eine solche Wendung zu geben, daß das kaiserliche Ansehen gesichert bliebe.

Wie Friedrich aber auch seine Maßregeln nehmen mochte: so konnte er doch nicht jede unangenehme Be-

---

*) Dieser Geist war die unmittelbare Folge der von den kaiserlichen Beamten ausgeübten Bedrückungen. Wie weit diese aber auch gehen mochten: so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß die Bewohner Oberitaliens siebenmal mehr bezahlen müssen, als dem Kaiser von Rechtewegen gebührt habe. Lächerlich ist es vollends, wenn Schmidt in seiner Geschichte der Deutschen (Buch VI., Kapitel 4.) anführt, daß den Mailändern und Cremensern nur der dritte Theil von dem Dritten ihrer Früchte geblieben sei. So weit kann keine Bedrückung gehn, weil jede Arbeit durch Entziehung angemessener Belohnung zum Stillstand gebracht wird. Keine Gesellschaft kann 87 Proc. von ihrem Einkommen abgeben.

rührung mit dem Herzog von Sachsen und Baiern vermeiden. Die Vereinigung dieser beiden Herzogthümer war und blieb ohne Sinn, wenn sie nicht zur höchsten Reichswürde führte, und dieser einen anderen Charakter gab, als sie seit einem Jahrhundert gehabt hatte. Dies nun paßte auf keine Weise zu den Entwürfen eines Kaisers, der nichts Geringeres beabsichtigte, als die deutsche Königswürde in seiner Familie erblich zu machen, weil er wohl einsah, daß ohne eine bleibende Autorität Deutschland ewigen Bürgerkriegen ausgesetzt seyn werde. Friedrich's eigene Nachkommenschaft bot die Mittel zu einer anhaltenden Beruhigung Deutschlands dar; und diese Mittel mit väterlichem Sinne anwendend, versorgte er, nachdem seinem ältesten Sohn die Nachfolge zugesichert war, die vier übrigen mit Herrschaften: Friedrich mit dem Herzogthum Schwaben, Conrad mit den Gütern des jung verstorbenen Sohnes seines Vorgängers, Otto mit Burgund, Philipp, der noch sehr jung war, mit geistlichen Gütern. Ein solches Verfahren aber mußte den Herzog von Sachsen und Baiern um so mehr verwunden, weil auch Er aus seiner zweiten Ehe mit Mathilden, der Tochter Heinrichs des Zweiten von England, eine zahlreiche Nachkommenschaft hatte, für welche nur in sofern mit Erfolg gesorgt werden konnte, als die Aussicht auf die höchste Reichswürde ungetrübt blieb. Da für Friedrichs Entwürfe alles von dem Ausgange des nächsten Feldzugs in Italien abhing; so kam es freilich noch immer darauf an, diesen Ausgang abzuwarten. Am liebsten hätte Heinrich der Löwe gar keinen Antheil an diesem

Feldzuge genommen. Durch eine Reise nach Palästina suchte er ihn zu verzögern. Ob die Bewohner Oberitaliens ihn für sich gewonnen hatten, ist zweifelhaft; immer aber kam ihnen die Zeit zu statten, die sie für ihre Rüstungen durch seine Entfernung aus Deutschland gewannen; denn der Erfolg zeigte, daß Friedrich seinen Feldzug erst im Jahre 1174 antreten konnte.

Mit einem großen Schatz von Reliquien kehrte Heinrich aus dem Morgenlande zurück; und da es einer würdigen Niederlage für dieselben bedurfte: so wurde zu Braunschweig der Bau der St. Blasius-Kirche begonnen. Dieser Bau diente in sich selbst nur zur Entschuldigung. Da indeß der Kaiser nicht müde wurde, Deutschland zu durchreisen, und kein Mittel, den Herzog zur Theilnahme an dem bevorstehenden Feldzug zu nöthigen, unversucht ließ: so gab ihm endlich Heinrich sein Wort, vielleicht nur, weil er der Ausflüchte überdrüssig war, da seine Pflicht, als Herzog, ihm nicht erlaubte, sich dem Kaiser gänzlich zu versagen. Es war dahin gekommen, daß alles, was Heinrich für den Kaiser that, wider Willen geschah; dennoch durfte es nicht unterbleiben, wenn die Widersetzlichkeit nicht zu einem Bürgerkriege führen sollte.

Ueber den Cenis brach Friedrich in die Lombardei ein. Der stärkste Bestandtheil seines Heeres waren die Truppen des Herzogs Heinrich. Susa wurde in Brand gesteckt, um die Schmach zu rächen, welche der Kaiser auf seiner letzten Flucht an diesem Orte erfahren hatte. Von hier ging das Heer nach Alessandria, dem kein besseres Schicksal bevorstand, weil der bloße Name eine

Verhöhnung des kaiserlichen Ansehens in sich schloß. Asti, Cremona, das wieder aufgebaute Tortona, Como und andere Städte öffneten ihre Thore, und erkauften ihre Fortdauer durch starke Geldsummen. Dennoch fand Friedrich vor Alessandria Schwierigkeiten, auf welche er nicht gerechnet hatte. Bald zwang ihn der Eintritt der schlechten Witterung (denn der Feldzug war gegen den Herbst unternommen worden) zu einer Vertheilung der Truppen, und (was davon unzertrennlich war) zur Abschließung eines Waffenstillstandes, der bis zum Mai des folgenden Jahres dauern sollte. Friedensunterhandlungen wurden begonnen und hatten einen so guten Fortgang, daß ein großer Theil des kaiserlichen Heeres nach Deutschland zurückkehrte. Auch Heinrich der Löwe trat den Rückmarsch an: und so groß war Friedrichs Bestürzung über diesen unzeitigen Entschluß, daß er dem eigensinnigen Herzog nachreisete und ihn durch einen Fußfall für sich zu gewinnen suchte. Doch nichts vermochte Heinrichen zur Umkehr zu bewegen.

Von dem Herzog verlassen, fand Friedrich in sich selbst Hülfsmittel, die ihm unter günstigeren Umständen unbekannt geblieben seyn würden. Durch List ersetzend, was ihm an Macht abging, zog er die Unterhandlungen mit den Verbündeten in die Länge, bis die Truppen des Erzbischofs von Cöln und des Grafen von Flandern anlangten. Dies geschah im Frühling des Jahres 1176. Der Stand der Dinge war um diese Zeit folgender: Der Pabst verlangte: erstlich, den Frieden mit dem Kaiser und die Anerkennung seiner kanonisch-gewählten Nachfolger als rechtmäßiger Päbste; zweitens,

die Präfectur der Stadt Rom für sich, und die Zurückgabe der mathildischen Güter für die römische Kirche; drittens, die Herausgabe aller der römischen Kirche genommenen Länder und Herrschaften, und zwar in dem Zustande, worin sie genommen worden; viertens endlich, die Einschließung der Lombarden und des Königs von Sicilien in den Friedensvertrag. Diese Forderungen konnte Friedrich nicht erfüllen, ohne nicht nur seinen Entwürfen, sondern auch seinem Ansehen als Kaiser zu entsagen. Die Verbündeten ihrerseits wollten sich nicht länger hinhalten lassen; und damit sie nicht den Vortheil der Uebermacht einbüßen möchten, gingen sie auf das kaiserliche Heer los. So kam es zur berühmten Schlacht bei Lignano, wo die Deutschen von den Lombarden geschlagen wurden. Friedrich, vom Pferde gestürzt, galt vier Tage hindurch für todt; und schon hatte seine Gemahlin zu Como die Trauer angelegt, als er wieder zum Vorschein kam. In dieser bedrängten Lage blieb ihm nichts anderes übrig, als den Frieden, den er hatte vorschreiben wollen, mit Klugheit zu unterhandeln.

Zwar bot er noch einmal seine ganze List auf, den Pabst, den König von Sicilien und den lombardischen Städtebund von einander zu trennen; doch da Keiner ohne den Andern Frieden machen wollte, so sah er sich zur Nachgiebigkeit genöthigt. Die Hauptperson war der Pabst, und Alexander, der den Rest seines Lebens in Ruhe zu beschließen wünschte, kam dem Kaiser auf halbem Wege entgegen. Die erste Friedensbedingung war die Anerkennung Alexanders; und nachdem Friedrich die-

selbe angenommen hatte, wurde eine Zusammenkunft zwischen dem Pabste und dem Kaiser verabredet. Der St. Marcus-Platz zu Venedig war die Bühne der Versöhnung; denn hier erhielt Friedrich den Friedenskuß, nachdem er selbst Alexandern die Füße geküßt hatte. Die mathildischen Güter blieben mit Genehmigung des Pabstes für die nächsten funfzehn Jahre in den Händen des Kaisers zurück; auf eben so lange Zeit wurde ein Waffenstillstand mit dem König von Sicilien verabredet; zur Vergleichung des Streites zwischen dem Kaiser und den lombardischen Städten schien ein Waffenstillstand auf sechs Jahre hinreichend. Den 27sten Sept. 1177 wurde dieser Vertrag von dem Pabste, von dem Kaiser, von den Cardinälen und von allen deutschen Reichsfürsten, die zugegen waren, unterzeichnet und besiegelt. Pabst und Kaiser kehrten hierauf, jener nach Rom, dieser nach Deutschland zurück.

Sich wegen des in Italien erlebten Unfalls an Heinrich dem Löwen zu rächen, war des Kaisers größte Angelegenheit nach seiner Zurückkunft in Deutschland. Was den Herzog von Sachsen und Baiern bestimmt hatte, in dem Augenblick der Krisis aus Italien zu weichen — dies war ein Punkt, der sich nicht zur Sprache bringen ließ, ohne endlose Erörterungen zu veranlassen. Indeß war Friedrich entschlossen, ihn als den Urheber seines Mißgeschicks darzustellen und anzuklagen. In dem gegen Heinrich erhobenen Prozeß lag das Mittel, sich viele deutsche Fürsten zu verbinden, vorzüglich diejenigen unter ihnen, die, als Heinrichs Nachbarn, sich von seiner Größe bedroht glaubten. Wenn irgend etwas gegen die

Organisation des deutschen Reichs im zwölften Jahrhundert spricht: so ist es der Umstand, daß die Kaiser, um sich neue Mittel zu verschaffen, genöthigt waren, ihre oberstrichterliche Macht zu Veränderungen des Besitzstandes, oder, was dasselbe sagt, zu Umwälzungen zu benutzen. Die unglücklichen Deutschen konnten das, was unter ihren Augen vorging, immer nur anstaunen, weil sie das Nothwendige in den Wirkungen der Vielherrschaft nicht erkennen wollten.

Heinrich, den gegen ihn losbrechenden Sturm ahnend, suchte ihn dadurch zu beschwören, daß er, gleich nach der Wiedererscheinung des Kaisers in Deutschland, als Kläger gegen den Erzbischof von Cöln und gegen den Grafen von Flandern auftrat; denn beide hatten auf ihrem letzten Zuge nach Italien das Herzogthum Baiern ohne Fug und Recht verheert, und waren dafür straffällig. Wenn Heinrich in dieser Klage nichts weiter beabsichtigte, als Friedrichs Gesinnungen gegen ihn zu erforschen: so gab die Gleichgültigkeit, womit der Kaiser die Klage des Herzogs annahm, nur allzu viel Aufschluß; denn Friedrich, anstatt dem Herzog gerecht zu werden, ließ ihn zur Vertheidigung seines Betragens in Italien nach Worms einladen. Durch diese Einladung war alles ins Klare gesetzt: sie zeigte an, daß Friedrich mit Heinrichs Feinden übereingekommen war, den Herzog bürgerlich zu vernichten. Heinrich mochte erscheinen oder nicht: das Schicksal, das ihm von bestochenen Richtern bevorstand, war in dem einen, wie in dem andern Falle gleich unvermeidlich. Da er nicht erschien, so sprach man gegen ihn die Beschuldigung aus, daß er dem

Kaiser nach Krone und Leben getrachtet, und, von den Lombarden bestochen, das kaiserliche Heer im entscheidenden Augenblick verlassen habe. Die Wahrheit dieser Beschuldigung mit den Degen in der Faust zu erweisen, erbot sich der Landgraf Dedo von Landsberg. Im Hinterhalte lauerte Acht. Da diese aber erst nach der dritten Vorladung ausgesprochen werden durfte, so wurde ein neuer Tag zu Magdeburg anberaumt. Ohne auf demselben zu erscheinen, hatte Heinrich zu Neuhaldensleben eine Zusammenkunft mit dem Kaiser. Man sagt, daß Friedrich sich zur Niederschlagung der Anklage gegen 5000 Mark Silbers habe bequemen wollen, wenn Heinrich sich zur Bezahlung derselben hätte entschließen können. Was zwischen beiden in der Mitte stand, blieb immer von einer solchen Beschaffenheit, daß es auf die Dauer nicht durch ein solches Opfer ausgeglichen werden konnte. Ein dritter Tag, zu Goslar angesagt, wurde von dem Herzog gleich wenig beachtet. Es erfolgte also die Achtserklärung, welche eine Beraubung aller Würden und Lehne in sich schloß. Heinrich verlangte zwar, als ein aus Schwaben gebürtiger Fürst, nach dem schwäbischen Fürstenrecht gerichtet zu werden; doch dies zu bewilligen, lag weder in den Absichten des Kaisers, noch in denen der deutschen Fürsten; durch einen Zweikampf wollte man die Forderung des Herzogs widerlegen. Vergeblich verwendeten sich die Könige von England und von Frankreich für den Unglücklichen; für Fürsten, die sich zu vergrößern wünschten, war der ausgeworfene Köder allzu reizend, als daß sie ihm hätten widerstehen können. Nachdem also die Acht zu Geln-

hausen bestättigt war, schritten Heinrichs Feinde zur Vollstreckung derselben.

Einer von den Hauptpackern, welche gegen den Löwen losgelassen wurden, war der Erzbischof von Cöln: ein Mann, der gern den Bischofsstab gegen den Feldherrnstab vertauschte, und den Krieg in Deutschlands Gauen gerade so führte, wie in Italien, d. h. verheerend und zerstörend. In seiner Wuth verschonte er weder Kirchen noch Klöster, und, nicht damit zufrieden, sich die heiligen Gefäße der ersteren anzueignen, gab er sogar die weiblichen Bewohner der letzteren dem Muthwillen seiner Soldaten Preis. Das Land jenseits der Weser, so weit es zum Herzogthum Sachsen gehörte, wurde von ihm verheert. Ihn unterstützten der Bischof von Halberstadt und der Erzbischof von Magdeburg; und an beide geistlichen Heere schlossen sich der Markgraf von Thüringen und der von Nordsachsen an.

So vielen Feinden zu gleicher Zeit zu widerstehen, war, wo nicht unmöglich, doch höchst schwierig. Heinrich, dem Beispiele seines Vaters folgend, gab Baiern Preis, um das Herzogthum Sachsen desto nachdrücklicher zu vertheidigen. Aus dem Herzen desselben sich zunächst nach Thüringen wendend, eroberte er Mühlhausen und Nordhausen, und nach einer glücklichen Schlacht nahm er sogar den Markgrafen Ludwig und dessen Bruder Herrmann gefangen. Gegen den Erzbischof von Cöln sendete er den Grafen von der Lippe; und da jener nach Cöln zurückgegangen war und seine Truppen unter dem Befehl des Grafen Simon von Tecklenburg zurückgelassen hatte: so kam es zwischen beiden Grafen zu

einer Schlacht, die für den erzbischöflichen Statthalter so nachtheilig endigte, daß er, als Gefangener, in Ketten nach Braunschweig gebracht wurde. Kein besseres Schicksal hatte der Bischof von Halberstadt: geschlagen, auf der Flucht verfolgt und in Halberstadt selbst belagert, wollte er sich, als diese Stadt in Flammen aufging, noch Einmal durch die Flucht retten, als er gefangen genommen und nach Braunschweig geschleppt wurde. Dies alles geschah im Jahr 1180.

Heinrich stand als Sieger da, und die über ihn ausgesprochene Acht fing an lächerlich zu werden. Für ihn sprach die öffentliche Meinung, sie, die nichts so sehr berücksichtigt, als den Erfolg, den sie für ein Gottesurtheil zu halten pflegt. Um das Ansehen des Kaisers zu retten, war Friedrich genöthigt, sich an die Spitze des Reichsheeres zu stellen. Von jetzt an nahmen die Dinge eine andere Wendung; vorzüglich durch das sittliche Uebergewicht. Ein deutscher Kaiser genoß in diesen Zeiten wenigstens so viel Achtung, daß ein Unter-Vasall es selten wagte, dem kaiserlichen Befehle Trotz zu bieten. Kaum also hatte Friedrich die Lehnsleute Heinrichs von Reichswegen aufgefordert, sich des Herzogs zu entschlagen, als ein Abfall erfolgte, der die Vollstreckung der ausgesprochenen Acht im höchsten Grade erleichterte. Ohne Widerstand geriethen Heinrichs feste Plätze in die Hände des Kaisers. Er selbst sah sich genöthigt Lübeck zu seinem Zufluchtsort zu machen; und als auch dieses in die Gewalt des Kaisers fiel, da blieb nichts anders übrig, als Ergebung und Unterwerfung unter den Ausspruch Friedrichs. Diese erfolgte im Jahre 1182. Sei

es daß der Kaiser sein gegebenes Wort nicht zurücknehmen wollte, oder daß seine Plane die Aufopferung des Herzogs geboten: Heinrich erhielt nichts weiter, als das Versprechen, daß seine Erbländer unangetastet bleiben sollten, wenn er sich entschließen könnte, drei Jahr außerhalb Deutschlands zu verleben. Die volle Beilegung des Streits wurde ausgesetzt, um den Unterdrückten für andere Zwecke benutzen zu können.

Was also Heinrich jemals an Reichslehnen besessen hatte, ging für ihn und seine Familie verloren. Seinem eigenen Hause verlieh der Kaiser nur das, was in Italien von dem Herzog Welf herrührte. Lothar's Gedanke, die königliche Macht durch die Vereinigung der beiden größten Herzogthümer Deutschlands zu unterstützen, wurde gänzlich aufgegeben. Das Herzogthum Baiern erhielt einer von den begütertsten Fürsten dieses Landes, dessen Ahnherrn es in früheren Zeiten besessen hatten; nämlich Otto von Wittelsbach, der Stammvater des pfalzbaierschen Hauses. Nur Regensburg, die Hauptstadt des Landes, wurde von dem Herzogthum losgerissen und zu einer freien Reichsstadt erhoben: ein Beweis, daß im zwölften Jahrhundert das Verhältniß des Landes zur Hauptstadt ein ganz anderes war, als es gegenwärtig ist. An die Stelle Regensburgs trat München, von Heinrich dem Löwen selbst angelegt. Sachsen zerschlug der Kaiser in mehrere Trümmer. Das Erzstift Cöln erhielt Westphalen und Engern; das östliche Land, das eigentliche Sachsen, fiel an den Grafen Bernhard von Ascanien, den Sohn Albrechts des Bären, welcher zugleich den herzoglichen Titel erhielt. Doch mußte er

sich gefallen lassen, daß die Erzbischöfe und Bischöfe von Mainz, Magdeburg, Bremen, Paderborn, Hildesheim, Werden und Minden das an sich rissen, was ihnen am bequemsten lag. Auch mit den Wendischen Ländern, so weit sie unter dem Schutze Heinrichs gestanden hatten, ging eine wesentliche Veränderung vor. Casimir der Erste und Bogislav der Erste, welche in dem Besitz dieser Länder waren, erhielten den herzoglichen Titel, unter der Bedingung, daß sie ihre Länder von dem Kaiser zu Lehen nehmen wollten, wozu sie sich, wie es scheint, sehr willig entschlossen: sie leisteten Huldigung und gestatteten die Ausbreitung des christlichen Kirchenthums in Pommern. Lübeck wurde, wie Regensburg, zu einer freien Reichsstadt erhoben. Allen diesen Veränderungen sah Heinrich der Löwe von der Normandie aus zu, wo er an dem Hofe seines Schwiegervaters, des Königs von England, lebte.

Inzwischen war Alexander der Dritte den 30sten Aug. 1181 zu Civita Castellano gestorben, von wo sein Leichnam nach Rom gebracht wurde, um in der Kirche des Laterans beigesetzt zu werden. Die letzten Jahre seiner Regierung verstrichen, ohne daß sich neue politische Stürme gegen ihn erhoben: ein Vortheil, den er vorzüglich der Verwirrung verdankte, worein Deutschlands Angelegenheiten durch den Kampf zwischen Friedrich und Heinrich dem Löwen gerathen waren. In den Fasten des Jahres 1179 versammelte er im Lateran ein Concilium, dessen Bestimmung die gewöhnliche war, nämlich der kirchlichen Regierung Stätigkeit und Stärke zu geben. Man vereinigte sich für die Satzung:

„daß, um allen Spaltungen und Trennungen in der Kirche für die Zukunft vorzubeugen, nur derjenige als rechtmäßiger Pabst betrachtet werden sollte, an dessen Wahl zwei Drittheile der wählenden Personen Antheil genommen." Der Friede der Kirche wurde indeß hierdurch um so weniger begründet, je mehr die Fehlerhaftigkeit der übrigen organischen Gesetze den Leidenschaften freien Spielraum ließ. Eine merkwürdige Entscheidung Alexanders in den letzten Jahren seiner Regierung betraf das Wesen des Urhebers der christlichen Kirche. Da nämlich der ehemalige Bischof von Paris, Petrus Lombardus, gelehrt hatte, Christus, als Mensch betrachtet, sei nichts: so wollte Alexander diesen ketzerischen Satz, durch welchen die Summe unbegreiflicher Lehren um eine vermindert wurde, durch ein Concilium verdammt wissen. Als aber die Cardinäle ihn aufmerksam machten auf den Schimpf, welcher hieraus für das Andenken eines großen Mannes hervorgehen würde: so begnügte er sich mit der Verdammung des Satzes selbst, ohne den Urheber desselben zu nennen, und ließ durch seinen Legaten in Frankreich allen Professoren bei Strafe des Bannes anbefehlen, daß sie künftig lehren sollten: Christus sei eben sowohl wahrer Mensch als wahrer Gott, und es sei Ketzerei zu glauben, daß er nicht einen menschlichen Leib und eine vernünftige Seele gehabt habe. Dieselbe Autorität, welche dem menschlichen Geschlecht, so weit es sich zum Christenthum bekannte, einen solchen Satz als Wahrheit aufdringen konnte, erhob den tapferen Herzog Alphonsus von Portugal wegen seiner Siege über die Saracenen zum Range eines Königs; und eben

diese Autorität verwandelte die bisher allen Metropolitanen gestattete Macht, Jemand für einen Heiligen zu erklären — die Canonisation genannt — in ein Vorrecht der Päbste, und sprach von neuem den Bannfluch über die Albigenser, von welchen weiter unten ausführlicher die Rede seyn wird. Andere Mittel, sich um das menschliche Geschlecht verdient zu machen, gab es für die theokratischen Universal-Monarchen nie, und wer die Nützlichkeit dieser Mittel bestreitet, bekämpft zugleich die Nützlichkeit ihres Daseyns.

Als Deutschlands Angelegenheiten durch die bürgerliche Vernichtung Heinrichs des Löwen in Ordnung gebracht waren, wendete sich Friedrich nach Italien, um daselbst ein gutes Vernehmen mit den Mailändern und den übrigen Bewohnern Oberitaliens zu Stande zu bringen. Das gelang auf dem Reichstage zu Verona um so besser, weil Lucius der Dritte, Alexanders Nachfolger auf dem päbstlichen Thron, trotz seiner von dem Kaiser anerkannten Rechtmäßigkeit, bald nach seiner Erscheinung in Rom mit den Vornehmsten dieser Stadt zerfallen war und sich nur durch den Beistand des Erzbischofs Christian von Mainz zu Velletri behaupten konnte. Inzwischen hatte Friedrich in seiner Nachgiebigkeit gegen Alexanders Wünsche seinem Protestantismus nicht so sehr entsagt, daß ihm die Oberherrlichkeit in Italien gleichgültig geworden wäre; er verfolgte vielmehr unverrückt dasselbe Ziel, nur daß seine Mittel nicht mehr dieselben waren. Was ihm in Oberitalien fehlgeschlagen war, das hoffte er in Unteritalien erreichen zu können. Hier regierte, als Rogers zweiter Nachfolger, Wilhelm der Zweite mit dem Bei-

namen der Gute: ein Beiname, den man ihm im Gegensatz von seinem Vater gegeben hatte, welchen man wegen seines grausamen Verfahrens gegen den Adel den Bösen genannt hatte. Wilhelm war unbeerbt, und seine Tante Constantia wurde als die muthmaßliche Erbin des Königreichs betrachtet. Dies ins Auge fassend, warb Friedrich bei den Friedensunterhandlungen mit Sicilien um die Hand Constantiens für seinen ältesten Sohn Heinrich, welchem die deutschen Fürsten bereits die Nachfolge zugesichert hatten. Der König von Sicilien war nicht abgeneigt, in diese Verbindung zu willigen; desto mehr aber war ihr der römische Hof entgegen, der sich von einer Vereinigung des Königreichs Sicilien mit dem deutschen Reiche nichts Gutes für die Fortdauer seines Ansehns versprach. Wie abhängig nun auch Lucius der Dritte von dem deutschen Kaiser seyn mochte: so legte er doch der Verbindung Heinrichs mit Constantien alle nur ersinnliche Hindernisse in den Weg, und als er aufgefordert wurde, den römischen König in Mailand zu krönen, versagte er diese Gefälligkeit unter dem Vorwande, daß nicht zwei Kaiser zugleich regieren könnten.

Indeß starb Lucius zu Verona den 29. Nov. 1184. Sein Nachfolger war Urban der Dritte, vor seiner Erwählung Ubertus Crivellus genannt. Die Angelegenheiten des Königreichs Jerusalem hatten um diese Zeit eine Wendung genommen, welche den gänzlichen Untergang dieser päbstlichen Colonie befürchten ließ. Um sie zu retten, d. h. um alle mit ihrem Daseyn für die päbstliche Autorität verbundenen Vortheile zu erhalten, mußten Opfer dargebracht werden. Urban der Dritte willigte also in

die Vermählung Heinrichs mit einer sicilianischen Prinzessin, die ihrem Gemahl an Jahren sehr überlegen war. Diese Vermählung wurde zu Mailand mit großer Pracht vollzogen, indem Friedrich sich selbst die burgundische Krone, seinem Sohne aber die italiänische durch den Patriarchen von Aquileja aufsetzen ließ. Eine Saat zu neuen Begebenheiten war hierdurch ausgestreut. Es ist ungewiß, ob Friedrich gegen den gefälligen Pabst eine förmliche Verbindlichkeit in Ansehung des Kreuzzuges, den Urban der Dritte zu Stande zu bringen wünschte, übernommen hatte; als aber im Jahre 1187 die Nachricht von der Eroberung Jerusalems durch die seldschuckischen Türken erscholl, da war Friedrich sogleich entschlossen, in Verbindung mit den Königen von Frankreich und England den Ueberrest seines Lebens an eine abenteuerliche Vertreibung der Muhamedaner aus Palästina zu setzen.

Die Verwickelung, worin die Begebenheiten des Orients mit denen des Occidents durch das Königreich Jerusalem stehen, so wie die Folgen, welche diese Begebenheiten für das Haus Hohenstaufen hatten, nöthigen uns, zurückzugehen auf das Geschlecht der Fatimiten in Aegypten; denn durch dieses wurde der Untergang sowohl der päbstlichen Colonie in Palästina, als der Hohenstaufen vorbereitet.

Die Unumschränktheit der Fürsten scheint zu allen Zeiten dieselbe Wirkung hervorgebracht zu haben: nämlich Unsicherheit der Personen und des Eigenthums, nicht bloß für die Unterthanen, sondern auch für die Fürsten, und deren erste Werkzeuge. Im Orient, wo die Unumschränktheit immer theokratischer Natur war, blieb den

Fürsten, wenn sie nicht an der Spitze der Heere standen, nichts anderes übrig, als sich den Blicken des Volkes zu entziehen, und im Innern ihrer Palläste jeder Gefahr zu trotzen, welche die Willkür nach sich zu ziehen nicht verfehlen kann. Unterdeß lag ihren ersten Ministern das Regierungsgeschäft ob, und diese vertheidigten sich mit so viel Verstand, als sie aufbringen konnten.

In Aegypten war es mit den Fatimiten gegen die zweite Hälfte des 12ten Jahrh. dahin gekommen, daß das öffentliche Gebet, welches in ihrem Namen durch das ganze Land verlesen wurde, ihr einziges Vorrecht war. Unsichtbar und unzugänglich, wie die Gottheit selbst, saß der Kalif Aded auf dem Thron von Cairo, während Ein Großer den anderen verdrängte, und nach gelungener That der Bestätigung des Kalifen gewiß seyn konnte. Dargam hatte den Vezier Schaur verdrängt, als dieser, um seinen Nebenbuhler zu stürzen, sich um den Beistand Nureddins bemühete, der über die vergeblichen Bemühungen Conrads des Dritten und Ludwigs des Siebenten, Damaskus zu erobern, sich zum Herrn dieser Statthalterschaft gemacht hatte. Freudig nahm Nureddin den Antrag des ägyptischen Veziers an; denn schon seit geraumer Zeit lag die Eroberung dieses schönen Landes in seinen Absichten. Er hatte zwei erfahrne Emire, die Brüder Nodgemeddin Ajub und Asadeddin Schirkuh, die sein Vertrauen und seine Gunst genossen. Von diesen wählte er Ajub zum Feldherrn; und da Schirkuhes Sohn, Salah Eddin, große Hoffnungen von sich gab: so befahl er ihm, seinen Oheim nach Aegypten zu begleiten. Sobald nun Dargam Nureddins Zurüstungen erfahren hatte, sendete er Boten über

Boten an Almerich, den sechsten König von Jerusalem, und ließ ihn durch das Versprechen einer großen Belohnung und einer ewigen Treue zu seiner Unterstützung einladen. Almerich, der einer Vergrößerung seines Königreichs durch Aegypten eben so wenig abgeneigt war, wie Nureddin, nahm diesen Antrag an; ehe er aber anlangen konnte, hatte Dargam bereits vollendet. Schaur, im Besitz des Vezirats, war außer Stande, Schirkuhes Forderungen zu befriedigen; und als dieser sich auf den Rath seines Neffen in den Besitz von Balbeis (Pelusium) setzte, erhielten die Feindseligkeiten bald eine so ernsthafte Wendung, daß auch Schaur, um von den Türken befreit zu werden, seine Zuflucht zu dem Könige von Jerusalem nahm, der, nachdem er in Aegypten eingerückt war, nicht vergeblich nach Palästina zurückkehren wollte. Almerich nahm also Schaurs Antrag an. Gemeinschaftlich belagerten der König und der Vezier die Stadt Balbeis; und nach einem Widerstande von einigen Monaten verließen es die Türken unter der Bedingung eines freien Abzugs.

So waren die Franken mit den Türken in Aegypten an einander gerathen; Almerich und Nureddin aber blieben von diesem Augenblick an Nebenbuhler in Beziehung auf das schöne Nilthal. Um jenen an der Festsetzung in Aegypten zu verhindern, zog dieser an die Gränzen Palästina's, wo er Harim belagerte; und nachdem er die Truppen geschlagen hatte, welche unter Boemund dem Dritten, Fürsten von Antiochien, und Raimund dem Dritten, Fürsten von Tripoli, zum Entsatze jenes Orts herangerückt waren, eroberte er nicht nur Harim,

sondern belagerte auch Paneas. Jetzt endlich kehrte Almerich aus Aegypten zurück; und Nureddin wich dem ungleichen Kampfe dadurch aus, daß er sich nach Damaskus zurückzog.

Der Uebung wegen wurde der Kampf in Syrien fortgesetzt, wo Schirkuh zwei Festungen der Franken eroberte, nämlich Munaidera und eine jenseits des Jordans gelegene, von den Tempelrittern besetzte Höhle, welche für unbezwinglich galt.

Inzwischen suchte und fand Nureddin die Berechtigung zur Eroberung Aegyptens an dem Hofe von Bagdad. Der Kalif Mastandsched ertheilte sie durch eine schriftliche Ermahnung an alle Rechtgläubige, sich zu einem so heiligen Werke zu rüsten, indem er ihnen die ewigen Freuden des Paradieses für die Vertilgung der Abtrünnigen verhieß. Ein solcher Aufruf war selbst dann nicht ohne Erfolg, wenn er von einem Fürsten herrührte, der seinen Harem nie verlassen hatte. Haß gegen die Fatimiten verstärkte Schirkuh's Schaaren, und Adeb's Vezier, der sich gegen Nureddins Absichten nicht verblenden konnte, nahm aufs Neue seine Zuflucht zu dem Könige von Jerusalem. Auf einem Reichstage zu Nabolos wurde auf Seiten der Franken der Feldzug nach Aegypten beschlossen; und damit alle Schwierigkeiten beseitigt werden möchten, bequemte sich die Bevölkerung des Königreichs zur Ablieferung des Zehnten ihres Vermögens. Wohl gerüstet zog das Frankenheer von Ascalon in der Hoffnung aus, dem Emir Nureddins zuvorzukommen.

Hiermit gelang es ihnen freilich nicht; denn Schirkuh und sein Neffe Salah Eddin standen bereits in der

Nähe

Nähe von Cairo, als Almerich anlangte. Allein auf dem Zuge durch die Wüste war Schirkuh's Heer durch einen Sturm vermindert worden, der Tausende in Sandwellen begraben hatte. Die Folge davon war, daß der Emir aus der Umgegend von Cairo verdrängt werden konnte, wenn gleich das Gefecht bei Babain durch Salah Eddins Entschlossenheit nur allzu nachtheilig für die Franken und Araber ausfiel; denn nachdem die Nacht den Kampf beendigt hatte, mußte man sich, um nach Cairo zurückzukommen, durch die Türken durchschlagen. Schirkuh wendete sich hierauf nach Alexandrien, das er mit seinen Truppen besetzte; und als, nach Monatsfrist, die Vorräthe dieser Seestadt nicht mehr zur Ernährung seiner Truppen ausreichten, ging er mit dem größten Theile derselben nach Ober-Aegypten, und übertrug seinem Neffen die Vertheidigung Alexandriens, welches unmittelbar darauf zu Wasser und zu Lande blockirt wurde. Der ganze Krieg endigte sich mit einer Capitulation, durch welche die Franken und Araber den Türken freien Abzug aus Aegypten gestatteten. Schirkuh und sein Neffe gingen nach Damaskus, Almerich und seine Ritter nach Jerusalem zurück, und nur eine schwache Besatzung der Franken blieb in Cairo.

Die Verbindung, worein der König von Jerusalem mit dem oströmischen Kaiser Emanuel durch dessen Großnichte Maria Comnena getreten war, gab im Jahre 1168 Veranlassung zu einem neuen Feldzuge nach Aegypten. Dies Mal aber war der Zweck desselben kein geringerer, als das ganze Land zu erobern und zu einer Provinz des Königreichs Jerusalem zu machen. Den

Erfolg des kühnen Unternehmens schien die Schwäche der aegyptischen Regierung zu sichern. Verstärkt durch die Truppen, welche Emanuel sandte, trat Almerich im Herbst des so eben genannten Jahres den Marsch durch die Wüste an und stand nach zehn Tagen vor Belbeis, welches geplündert wurde. Die Seele des fränkischen Heeres war dies Mal Gerbert von Assalit, Großmeister der Spital-Ritter, der seinen Orden in schwere Schulden gestürzt hatte, um die Macht desselben aufs Höchste zu bringen. Eben deswegen nun war die Politik dieses Großmeisters verschieden von der des Königs. Wenn Almerich das ganze Land erobern wollte, so strebte Gerbert von Assalit nur nach beweglichem Reichthum, und in dieser Entgegengesetztheit der Zwecke scheiterte das ganze Unternehmen. Denn anstatt gerade auf Cairo loszugehen, hielt man sich bei Plünderungen untergeordneter Städte auf, und darüber gewann Schaur Zeit die Krieger Nureddins zu Hülfe zu rufen. Schirkuh und sein Neffe erschienen; und da dies gegen die Erwartung des Königs von Jerusalem geschah, so ging er, ohne einen Kampf zu wagen, nach Palästina zurück.

Aegypten war von jetzt in den Händen Nureddins und seiner Generale; und da Schaur sich durch die Ermordung der letzteren von der versprochenen Summe loskaufen wollte: so bahnte er sich dadurch den Weg zu seinem Verderben. Salah Eddin war es, der ihn gefangen nahm. Sobald nun der Kalif Abed das Schicksal seines Veziers erfahren hatte, gab er sich das Ansehen, als ob Schaurs Verhaftung mit seinem Willen erfolgt sey: denn, anstatt ihn zurückzufordern, befahl er

Schirkuh'n, dem untauglichen Vezier den Kopf abschlagen zu lassen und dessen Platz einzunehmen. Im Triumph wurde Schaurs Kopf auf einer Stange in Cairo umhergetragen. Schirkuh ward Vezier, besaß diese Würde aber nur zwei Monate. Salah Eddin, von dem Kalifen zu Schirkuh's Nachfolger ernannt, gewann durch seine persönlichen Eigenschaften die Liebe und das Vertrauen der Unterthanen. Obgleich im Dienste des Kalifen, blieb er Nureddins Statthalter; denn er empfing seine Befehle, ließ ihn im öffentlichen Gebete nennen, und verpflichtete die Truppen zum Gehorsam gegen ihn.

Die Fatimiten waren zwar von jetzt an den Abassiden noch einmal untergeordnet, ohne daß die Schwäche der Letzteren geringer war, als die der Ersteren. Doch unter einem Vezier von Salah Eddins Gesinnungen hatte der ägyptische Kalif nichts zu fürchten. Eigener Vortheil bestimmte den Vezier, Aded's zu schonen, um die Treue der Araber zu sichern: denn seine Hauptfeinde waren die Franken in Palästina, und gegen diese konnte er sich nur durch Nachgiebigkeit gegen die Araber beschützen. Wirklich hatte die durch Schaur's Hinrichtung bewirkte Umkehr die größte Bestürzung in Jerusalem verbreitet. Doch auch der vierte Feldzug nach Aegypten scheiterte an dem Widerstande der Einwohner von Damiette so sehr, daß Almerich sich glücklich schätzen mußte, einen elenden Ueberrest von Truppen zurückführen zu können. Durch ein Erdbeben, das vier Monate lang ganz Syrien verwüstete, wurde ein längerer Waffenstillstand vermittelt. Um aber einem Geiste wie Salah Eddin ge-

wachsen zu seyn, glaubten die Franken die Unterstützung europäischer Könige nicht entbehren zu können. Zu diesem Endzweck wurden Gesandte an den Kaiser Friedrich und an den König Heinrich von England geschickt; und da diese mit ihren eigenen Angelegenheiten viel zu sehr beschäftigt waren, um die des Köngs von Jerusalem beherzigen zu können: so entschloß sich Almerich, in eigener Person nach Constantinopel zu gehen, um die Hülfe des Kaisers Emanuel anzusprechen. Das geschah unter Umständen, welche nur allzu bedenklich waren. Auf Nureddin's wiederholte Forderung, den Namen Abed's aus dem öffentlichen Gebete wegzulassen und an die Stelle den Namen Mostadi, jetzigen Kalifen von Bagdad, zu setzen, hatte Salah Eddin sich endlich entschlossen, die Wiedervereinigung Aegyptens mit dem Reich der Abassiden zu Stande zu bringen; und dies war im Jahre 1171 in der großen Moschee zu Cairo zu Stande gebracht worden, ohne daß die Aegypter den mindesten Widerstand geleistet hatten. Abed lebte noch, und so unumschränkt beherrschte Salah Eddin die Umgebung des Kalifen, daß er seine Absetzung gar nicht erfuhr. Die förmliche Vereinigung Aegyptens mit Nureddin's Machtgebiet war es, was die Franken in Palästina nicht ertragen zu können glaubten.

Almerichs Erscheinung in Constantinopel brachte nicht die Wirkungen hervor, die er sich davon versprochen hatte. Zwar empfing ihn Emanuel mit Beweisen auszeichnender Achtung; doch der Beistand, um welchen der König von Jerusalem bat, wurde — nur verheißen, nicht geleistet, und als Almerich im Junius nach der

Hauptstadt seines Reichs zurückkehrte, empfing man ihn bei seiner Ankunft in Sidon mit der Nachricht von den verheerenden Zügen, welche Salah Eddin während seiner Abwesenheit in Palästina gemacht hätte, ohne Eroberungsabsichten durchblicken zu lassen. Das Jahr 1172 verstrich in Frieden, nur daß der Orden der Templer immer mehr zerfiel. In Nureddins Seele erwachte der Argwohn, daß Salah Eddin nach Unabhängigkeit strebe; und um einen solchen Unfall zu verhindern, schien es ihm der Mühe werth, nach Aegypten zu ziehen. Seinen Zweck desto sicherer zu erreichen, schloß er im Mai 1173 einen Waffenstillstand mit Almerich. Doch Nureddins Laufbahn war beendigt, ohne daß er selbst es ahnete. Von der Bräune befallen, starb er in der Blüthe seiner Jahre, und was er hatte verhindern wollen, wurde durch seinen Tod beschleunigt. Ein ähnliches Schicksal traf den König Almerich, der im Laufe desselben Jahres (1173) nach heftigen Streitigkeiten mit den Templern im acht und dreißigsten Jahre seines Alters an der Ruhr starb.

Durch den Tod dieser beiden Fürsten wurden alle Verhältnisse verändert. Salah Eddin warf sich zum Sultan von Aegypten auf; und nichts vermochte ihn die Oberherrschaft über dies schöne Land streitig zu machen, da Nureddins Emire die Minderjährigkeit ihres Fürsten benutzten, um unabhängig zu werden; unter dem Scheine, dem rechtmäßigen Nachfolger Nureddins beizustehen, bemächtigte sich der Sultan von Aegypten sogar des Gebiets von Damaskus und vieler andern Oerter Syriens, wodurch er seine Macht den Gränzen

von Palästina immer näher rückte. Almerichs Nachfolger war Balduin der Vierte, minderjährig, nicht ohne alle Anlagen, aber auch nicht ohne den Keim zu jener unheilbaren Krankheit, welche in dem Morgenlande der Aussatz genannt wird. Ohne die Genehmigung der Fürsten bemächtigte sich Milo von Plancy der Regentschaft: er rechtfertigte sein Verfahren durch die Liebe des vorigen, und durch die Gunst des gegenwärtigen Königs, den er so streng bewachte, daß er von dem Umgang mit den Vornehmen des Landes gänzlich abgeschnitten war. Raimund Graf von Tripolis, der königlichen Familie nahe verwandt, wurde hierüber des Regenten entschiedener Feind, und schon gegen das Ende des Jahres fand man Milo's Leichnam, von Dolchstichen durchbohrt, zu Akka auf der Straße liegen. Dem Grafen von Tripolis stand von jetzt an nichts im Wege, und eine feierliche Rathsversammlung übergab ihm die Regentschaft.

Die päbstliche Colonie, welche das Königreich Jerusalem genannt wurde, war in sich selbst ein treues Abbild des Kirchenstaats, d. h. vollkommen so gesetz- und sittenlos, wie dieser. Als Häupter des hohen Adels dienten die Könige nur dazu, diesen auseinander zu halten, damit er sich nicht gegenseitig zerstören möchte. Unmäßig zahlreich und mächtig, trennte die Geistlichkeit ihren Vortheil von dem des Staats; ihr Oberhaupt war der römische Bischof, dem sie Würde und Ansehn verdankte. Bei weitem der gefährlichste Bestandtheil des Königsreichs waren die Orden der Templer und Spital-Ritter: denn von ihnen ging alle Unsittlichkeit aus; und der Keim ihres eignen Verderbens war die Ehelosigkeit, welche die Ordensregel

ihnen vorschrieb. Ein vollständiges Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes in Palästina würde hier allzu viel Raum einnehmen; wir begnügen uns also zu sagen: das ganze Königreich Jerusalem war gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts ein Sammelplatz aller Laster, Verbrechen und Thorheiten, der Vertheidigung eben so unfähig, als unwerth.

Salah Eddin würde sich vielleicht auf Aegypten beschränkt haben, hätte die Raub- und Mordlust der christlichen Ritterorden es ihm gestattet. Diese waren es, welche die Feindseligkeiten unterhielten, und nach und nach so weit trieben, daß der Sultan den Entschluß fassen mußte, die Mörderhöhle zu zerstören, welche ihm keine Ruhe gestattete. Mehr als Einmal hatte er sich zum Frieden bereit finden lassen, als die christlichen Ritter seine Abwesenheit benutzten, um nach Arabien vorzudringen und sich des Tempelschatzes von Mekka zu bemächtigen. Schon waren sie unter ihrem Anführer Reinhold von Chatillon auf dem Wege nach Medina vorgerückt, als Salah Eddin, von ihrem Vorhaben unterrichtet, voll Unwillens auf den Coran schwur: „das Schwert nie eher nieder zu legen, als bis er den Frevel gerächt habe.“ Der Emir Kulu, den er den Räubern nachsendete, traf sie in dem Thale Rabig, und sogleich erhob sich ein Kampf auf Tod und Leben. Mit Blut und Leichen wurde der Boden bedeckt; doch endlich siegten die Saracenen, und wer von den Franken in ihre Gewalt gerieth, wurde nach Mekka geschleppt und am großen Bairamsfeste geschlachtet. Nur Reinhold entkam mit einigen Wenigen.

Sollte das Königreich Jerusalem fortbauern, so war, bei Balduins des Vierten Gebrechlichkeit, nichts nothwendiger, als die Erbfolge zu sichern. Da dies nur durch die Vermählung einer seiner Schwestern mit irgend einem Vornehmen des Abendlandes geschehen konnte: so wurden mehrere Entwürfe zu diesem Endzweck gemacht. Die erste Wahl fiel auf Wilhelm von Montferat, mit dem Beinamen Langschwert. Er kam nach Palästina, und, verführt durch den Königstitel, vermählte er sich mit Sibillen, als Graf von Jaffa und Ascalon; doch schon fünf Monate darauf fiel er in eine Krankheit, die ihn in der Blüthe der Jahre wegraffte. Er hinterließ eine schwangere Gemahlin, für welche man einen neuen Freier suchte und in dem Grafen Philipp von Flandern zu finden glaubte. Doch der Graf von Flandern fühlte sich wenig von einer Krone angezogen, die außer dem Titel nichts gewährte, als — Schmach. Seine seltsamen Bedingungen bewirkten, daß man ihn aufgab, und Sibillens Hand wurde zuletzt einem französischen Edelmanne zu Theil, dessen einziger Vorzug seine Gestalt war. Sein Name war Guido von Lusignan.

Kaum aber war dies Band geknüpft, als die Eifersucht der Großen es wieder zu zerreißen strebte. Balduin der Vierte selbst war schwach genug, ihren Einflisterungen Raum zu geben und sich mit ihnen gegen seinen Schwager zu verschwören. Blind, gelähmt an Händen und Füßen, und durch seine Krankheit ein Gegenstand des Ekels und Abscheues, betrieb er bei dem Patriarchen von Jerusalem die Scheidung seiner Schwester von dem französischen Abenteurer — denn in die-

sem Lichte stellte sich ihm Guido von Lusignan dar; — und als er nichts auszurichten vermochte, weil die Gesetze der Kirche den Vortheil des Staats gering achteten, starb er nach einer zwölfjährigen Regierung im fünf und zwanzigsten Jahre seines Lebens.

Gleich nach seinem Tode leisteten die sämtlichen Barone des Königreichs dem jungen Prinzen, der aus Sibillens Ehe mit Wilhelm von Montferat entsprungen war, den Eid der Treue. Dieser befand sich in einem Alter von sieben Jahren, als man ihm die Krone aufsetzte. Die Regentschaft übernahm der Graf Raimund von Tripolis; doch nicht mit allgemeiner Genehmigung. Sibillens Parthei war stark genug, ein Gegengewicht zu bilden, und als der junge König zu Anfang des Jahres 1186 starb, neigte sich die Schale zum Vortheil der Königstochter, welche, auf Betrieb des Grafen Josselin, in der Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem, nachdem der Patriarch ihr selbst die Krone aufgesetzt hatte, ihren Gemahl mit den Worten krönte: „Nimm diese Krone; ich kenne keinen Würdigern, und was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen.“

Guido von Lusignan war also König von Jerusalem, ohne daß die Gegenparthei es hatte verhindern können. Inzwischen dauerte diese fort; und konnte sie fortdauern, ohne den Untergang des Königreichs zu beschleunigen? An ihrer Spitze stand Raimund von Tripolis, und seine Stützen waren die mißvergnügten Barone, zum Theil auch die Ritterorden. Nicht unwahrscheinlich ist, daß jener den Krieg, der im Jahre 1187 Jerusalem in die Gewalt der Türken brachte, absichtlich herbeizog;

denn die Erlaubniß, die er dem Sohne Salah Eddins zu einem Streifzuge in Palästina gab, war schwerlich etwas mehr, als ein Werk der Rache. Die Niederlage, welche die Ordensritter erlitten, konnte nicht ungerächt bleiben. Auf beiden Seiten rüstete man sich zu einem entscheidenden Kampf. An der Spitze von 50,000 Mann erschien Salah Eddin vor Tiberias. Guido brachte mit Anstrengung aller Kräfte eine gleiche Macht auf die Beine. Im Heere der Christen herrschte Zwiespalt und Mißtrauen. Nicht so in dem der Türken und Araber. Von Seiten der ersteren erfolgte der Angriff, ohne daß Zeit und Ort mit Umsicht gewählt waren. Eine gänzliche Niederlage war die Folge dieser Unvorsichtigkeit. Guido von Lusignan selbst gerieth in die Hände der Feinde. Als die Schlacht beendigt war, ließ Salah Eddin zweihundert und dreißig gefangenen Tempel- und Spital-Rittern die Köpfe abschlagen, um ihren Räubereien für immer ein Ende zu machen. Mit eigener Hand enthauptete er Reinhold von Chatillon, der sich in der Umgebung des Königs befand. Raimund von Tripolis hatte sich zwar persönlich gerettet; allein das Unglück, dessen Urheber er war, bemächtigte sich seiner in einem so hohen Grade, daß er rasend wurde, und nicht lange darauf starb. Palästina's Städte fielen, bei dem Vorrücken des türkischen Heeres, eine nach der andern. Jerusalem wollte Widerstand leisten; allein, durch menschliche Bedingungen zur Uebergabe bewogen, folgte es dem Beispiele der übrigen Städte, und als es geräumt war, ließ Salah Eddin den Tempel Salomons mit Rosenwasser, das mit vier Kamelen von Damaskus geholt

war, von der christlichen Entweihung reinigen. Theils aus den Hafenstädten Palästina's, theils über Alexandrien gingen die Franken nach dem Abendlande zurück, und Salah Eddin blieb für den Augenblick in dem Besitz des heiligen Grabes.

Dies war vorhergegangen, dies die Lage der Dinge in Palästina, als Friedrich der Erste in Italien verweilte, um sein Verhältniß zu den Lombarden zu ordnen und das kaiserliche Ansehen durch die Vermählung seines ältesten Sohnes mit einer sicilianischen Prinzessin zu sichern. Mehr, als jemals, war der Pabst in den Händen des Kaisers; denn, wenn jener auf die Idee einer römisch-christlichen Colonie auf der Südwestküste Asiens Verzicht leisten mußte, so war es um die theokratische Universal-Monarchie wenigstens in so fern geschehen, als es an einem Gegenstande fehlte, an welchem sich ein überwiegendes Ansehen kund thun ließ. Unstreitig muß man annehmen, daß Friedrich die Politik Urbans des Dritten nicht durchschaute; denn, wenn dies der Fall gewesen wäre, so würde er den Vortheil, den ihm der Fall des Königreichs Jerusalem gewährte, besser benutzt haben. Nur mit sich selbst beschäftigt, nur auf die Fortdauer seines Hauses und die Fortsetzung der Königswürde in demselben bedacht, ließ er sich bereit finden, die Erlaubniß zur Vermählung seines ältesten Sohnes mit der muthmaßlichen Erbin des sicilianischen Königreichs von dem Pabste gegen das Versprechen eines neuen Kreuzzuges zu erkaufen. Friedrich und Urban gingen dabei gleich unredlich zu Werke. Jener glaubte sich ohne alle Gefahr zu einem Werkzeuge des Pabstes

machen zu können, wofern er nur in Beziehung auf Sicilien seinen Zweck erreichte. Dieser rechnete darauf, daß die Vereinigung der sicilianischen Königskrone mit der deutschen Kaiserkrone ganz unschädlich sey, so lange es ein Königreich Jerusalem gebe, das durch Europäische Fürsten vertheidigt werden müsse. Die höhere Einsicht war offenbar auf Seiten des Pabstes. Nicht Er war mit sich selbst in Widerspruch gesetzt worden, wohl aber der Kaiser, der, nachdem er, sein ganzes Leben hindurch, seine Oberherrlichkeit vertheidigt hatte, am Rande desselben sich selbst zum Werkzeuge eines fremden Willens machte.

So erfolgte der dritte Kreuzzug, dessen Begebenheiten wir im nächsten Abschnitte entwickeln werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber
den allmähligen Verfall und den plötzlichen Untergang der Republik Venedig.

(Fortsetzung.)

Nach dem Frieden von Passarowitz bestand die Republik aus folgenden Staaten: aus dem Dogat, d. h. aus den Inseln und aus dem Ufer der Lagunen; aus den Provinzen Bergamo, Brescia, Crema, Verona, Vicenza, la Polesina di Rovigo und der trevisaner Mark, welche Feltre, Belluno und Cadore in sich schloß, auf dem festen Lande von Italien; aus Friaul und Istrien im Norden des Meerbusens; aus dem venetianischen Dalmatien mit den davon abhängigen Inseln, im Osten desselben; aus einem Theile von Albanien, d. h. aus den Gebieten von Cattaro, Butrinto, Parga, Prevesa und Vonizza; endlich, im ionischen Meere, aus den Inseln Corfu, Paxo, Santa Maura, Cephalonia, Thiaki, (Ithaka) Xante, Asso, den Strophaden und Cerigo. Die Bevölkerung des ganzen Gebiets belief sich auf mehr als drittehalb Millionen, und das öffentliche Einkommen auf sechs Millionen Ducaten, den Ducaten zu vier Franken, neunzehn Centimen gerechnet. Die Staatsschuld betrug um das Jahr 1722 acht hundert und zwanzig Millionen Ducaten.

Gewitzigt durch den Erfolg des letzten Feldzuges, bestärkte sich die Regierung der Republik in dem Vorsatz, künftig nicht mehr von der Linie der Neutralität zu weichen: einem Vorsatz, den sie neun und siebenzig Jahre so unerschütterlich durchführte, daß man in die Versuchung gerathen könnte, sie der Hartnäckigkeit zu beschuldigen. Es fehlte ihr, diesen langen Zeitraum hindurch, wahrlich nicht an Aufforderungen zur Theilnahme an den mannigfaltigen Streitigkeiten, welche in Italien ausgeglichen wurden: doch der Kaltsinn, womit sie jede dieser Aufforderungen zurück wies, war so auffallend, daß die europäischen Mächte glauben mußten, Venedig wolle sich vereinzeln, und in Hinsicht seiner Fortdauer alles, wo nicht auf die Achtung für das Recht, doch wenigstens auf die Wirksamkeit der Eifersucht ankommen lassen.

Ob nun gleich nicht zu läugnen ist, daß dies System den Untergang der Republik herbei geführt hat, so wird doch dadurch das System selbst nicht erklärt. Man muß also auf die Entstehung desselben zurückgehen und sich klar machen, wie die venetianische Regierung von Schritt zu Schritt zu dem Punkte gelangte, auf welchem sie genöthigt war, jedem Ehrgeize zu entsagen und alles auf den Zufall der Begebenheiten ankommen zu lassen.

Ein Volk, das sich auf kleine unbebaute Inseln gerettet hatte, konnte, der Natur der Sache gemäß, nur durch Handelsthätigkeit zur Macht gelangen; und mehrere Jahrhunderte hindurch beschränkten sich die Venetianer auf diese Art von Thätigkeit. Vortheilhafte Umstände

luden sie indeß zu Eroberungsversuchen ein; und als diese gelangen, entstand sehr bald eine Herrschbegierde, die sich wenig mit ihren Mitteln berechnete. Man kann die Eroberung von Constantinopel durch die vereinte Macht der Kreuzfahrer und der Venetianer als den Wendepunkt des gesammten Staatswesens der Venetianer betrachten. Da (*) aber um dieselbe Zeit die Antimonarchie bei ihnen entwickelt hatte: so lag in dieser das größte Hinderniß für die Behauptung der gemachten Eroberungen. Eine Aristokratie, welche sich auf einige Familien beschränkte, konnte den neuen Unterthanen nicht die Vortheile gewähren, die man unter der Herrschaft eines Fürsten findet. Denken wir uns Venedig einen Augenblick von einen Monarchen regiert! In dieser Voraussetzung sind Italiäner, Dalmatier, Griechen vor dem Fürsten gleich: alle nehmen Theil an der Verwaltung des Staats, und, den Thron allein ausgenommen, haben alle gleiche Ansprüche auf Aemter und Würden, woraus zuletzt ein gemeinsames Interesse für das Staatswesen hervorgeht. So etwas aber war unmöglich bei einer Regierung, die, ihrer Natur zufolge, nicht bloß alle Autorität für sich behielt, sondern auch alle einträglichen Stellen selbst verwaltete; die zwar durch ihre Mäßigung für den leidenden Gehorsam, welchen sie forderte, Entschädigung gab, aber die Ansprüche der Selbstliebe unbefriedigt ließ; die sich durch ihre Stellung selbst genöthigt sah, die ursprünglichen Unterschiede fortdauern zu lassen. Die Griechen, die Italiäner, die Dalmatier, welche die Herrschaft der Venetianer vereinigte, bildeten also nie Ein Volk: Unterthanen von

vier- bis fünfhundert in Venedig residirenden Familien zu seyn, war ihr einziges Band. Dabei sorgte eine eifersüchtige Regierung dafür, daß die Feindschaft dieser Völker gegen einander sich gleich blieb; und dies bewirkte sie dadurch, daß sie ihnen den Charakter von Casten gab. Die Venetianer waren Künstler und Handwerker, die Bewohner von Terra ferma Ackerbauer, die Slavonier Soldaten, die Griechen Matrosen; und in ihren Gewohnheiten, ihren Mundarten, ihrer Bestimmung mußten sie einander fremd, sich selbst aber gleich bleiben. Dalmatische und albanesische Truppen erhielten die Provinzen von Terra ferma in Gehorsam, während italiänische Soldaten die Leibwache derjenigen Provveditoren bildeten, welche in den Colonieen jenseits des Meeres an der Spitze der Regierung standen. Alles zweckte auf Verhinderung einer Verschwörung ab, und der erste Grundsatz der venetianischen Regierung war kein anderer als: Theile, um zu herrschen; ein Grundsatz, der durch die alten Römer in die Welt gekommen ist und sich allen Denen empfohlen hat, welche nicht begreifen konnten, daß alle Kraft der Regierung in letzter Instanz auf der Geschicklichkeit beruht, womit sie jenen Grundsatz umkehrt und folglich das allgemeine Sitten-Prinzip an seine Stelle bringt.

Man sieht hieraus, daß, welchen Grad von Autorität die venetianische Regierung auch im Innern der Republik ausüben mochte, sie dennoch immer Bedenken tragen mußte, die Kraft ihrer Unterthanen gegen das Ausland zu richten, weil diese Kraft in sich selbst allzu schwach war, um große Hindernisse besiegen zu können.

So

So lange im westlichen Europa die Feudal-Anarchie vorhielt, das oströmische Reich an den nothwendigen Folgen der Unumschränktheit seiner Gebieter kränkelte, und Italien der Schauplatz der wildesten Partheikämpfe war, konnte es sehr wohl scheinen, als ob die Regierung von Venedig den Vorzug vor allen andern Regierungen verdiente; und hieraus müssen die Lobsprüche erklärt werden, welche selbst die besten Köpfe des sechzehnten Jahrhunderts dieser Regierung machten. Doch als die Gesellschaften im westlichen Europa sich ordneten, und die königliche Macht, in Folge des Prinzips der Erblichkeit, den Ausschlag gab über die Kraft der Feudal-Aristokratie, mußte alles in einem andern Lichte erscheinen. Die Schlacht bei Agnadello, welche Ludwig der Zwölfte im Jahr 1508 den Venetianern lieferte, zeigte zuerst, wie sehr sich alles rund um sie her verändert hatte, und wie die Umstände es ihnen zur Pflicht machten, jedem Ehrgeize zu entsagen. Dazu kam denn freilich die Macht der Weltbegebenheiten mit ihren unwiderstehlichen Wirkungen. Venedig konnte nicht verhindern, daß ein nordasiatisches Volk nach mancherlei Schicksalen, die es im Laufe der Jahrhunderte erfahren hatte, über den Bosporus ging, Constantinopel eroberte, das griechische Kaiserreich in allen seinen Abtheilungen über den Haufen warf und seine Herrschaft bis zu den Ostküsten des mittelländischen Meeres ausdehnte. Eben so wenig vermochte es die Entdeckung des amerikanischen Festlandes, die Auffindung eines kürzeren Weges nach Ostindien und alle die Fortschritte zu verhindern, welche nach und nach im Seewesen und Handel gemacht wurden: lauter Dinge,

welche auf seine innere Wohlfahrt, so wie auf seine auswärtigen Verhältnisse den stärksten Einfluß ausüben mußten. Eingeklemmt zwischen zwei großen Monarchieen, verlor dieser Staat mit seiner Beweglichkeit zugleich seine Bedeutsamkeit; und wenn man ihm durchaus einen Vorwurf daraus machen will, daß er die Franzosen zuerst nach Italien gezogen habe: so sollte man wenigstens vorher erwägen, ob dies nicht auch ohne sein Zuthun geschehen seyn würde bei den vielen Aufforderungen, welche Frankreich am Schlusse des funfzehnten und zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts hatte, seine Stärke in Italien zu versuchen.

Wir glauben hier die Ursachen des Neutralitäts-Systems der Venetianer erklärt zu haben. Sie reichen weit hinaus über das achtzehnte Jahrhundert; und nur auf der Anerkennung dieses Umstandes beruht die Gerechtigkeit, welche man der Regierung dieser Republik widerfahren läßt. Ueberhaupt sollte man nie vergessen, daß man über mehrere Generationen urtheilt, so oft von einer Regierung die Rede ist: die Fehler der Gegenwart sind nur allzuhäufig nothwendige Folgen von den Fehlern der Vergangenheit, wobei man noch das in Anschlag bringen kann, daß die Unfälle einer gewissen Epoche nicht selten von dem Glück und Glanz einer früheren herrühren. Was aber am wenigsten mit Stillschweigen übergangen werden darf, ist der Umstand, daß eine Regierung, welche aus lauter Elementen erblicher Aristokratie zusammengesetzt ist, nothwendig eine Starrheit gewinnt, die sich nicht mit Veränderungen ihrer Form verträgt, so daß die Fehler, welche dieser einmal

eigen sind, unverhindert fortdauern, bis ein Stoß von außen das morsche Gebäude plötzlich über den Haufen wirft.

Hier ist der schicklichste Ort, des Urtheils zu erwähnen, welches Paolo Sarpi über die Fortdauer der Republik und über die Mittel fällte, wodurch diese gesichert werden könnte.

Paolo Sarpi, der unter einem Mönchsgewand einen Sinn barg, über welchen Gewöhnung, Zeitgeist und Standes-Vorurtheile nichts vermochten; Paolo Sarpi, der die Anmaßungen des römischen Hofes mit der Entschlossenheit eines Staatsmanns bekämpfte und den Vorwurf der Ketzerei belachte; Paolo Sarpi, den drei und zwanzig Messerstiche, von heimlichen Mördern versetzt, nicht von der Bahn eines Freidenkers zurückbringen konnten; Paolo Sarpi, der stärkste Patriot, den Venedig hervorgebracht hat, und als solcher nicht selten von den Staats-Inquisitoren in dringenden Fällen um Rath befragt: — dieser Paolo Sarpi hinterließ unter andern eine kleine Schrift, worin er die Maximen niederlegte, die ihm zur Sicherstellung der Republik am meisten geeignet schienen *); und folgendes ist ein Auszug aus dieser Schrift.

„Ich trage kein Bedenken, sagt er, vorher zu sagen, daß diese Republik nie das Schicksal anderer Republiken

*) Der Titel dieser Schrift ist: Opinione del padre Paolo Sarpi, consultor di Stato, in qual modo debba governarsi la repubblica veneziana, internamente e esternamente, per aver perpetuo dominio, con la qual si ponderanno gli interessi di tutti i prencipi, da lui descritta per pubblica commissione. Die Schrift selbst wurde gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts abgefaßt.

haben wird. Das heißt: nie wird man die Autorität aus den Händen Vieler in die Hände Weniger, und aus diesen auf einen Einzigen übergehen sehen. Dafür bürgt mir die Eifersucht und Nebenbuhlerei der Großen unter sich; nicht Einer unter ihnen möchte seinen Bruder zum Könige haben. Der Fehler unserer Regierung besteht darin, daß sie allzu zahlreich ist. Sie wird wohl daran thun, wenn sie durch alle nur ersinnliche Kunstgriffe den großen Rath bewegt, seine Autorität auf den Senat und den Rath der Zehn zu übertragen. Aber diese Veränderungen müssen auf eine unmerkliche Weise zu Stande gebracht werden, so, daß man sie nicht eher wahrnimmt, als bis sie vollendet sind. Es läßt sich nicht leugnen, daß der große Rath ein wenig nach dem Volke schmeckt; auch sind seine Berathschlagungen nicht selten übereilt, und ich wundere mich darüber, daß unsere Väter nicht die Einfalt früherer Zeiten benutzt haben, um einige Schritte vorwärts zu thun, und der Tyrannei der Kleinen zu entrinnen. Diese Kleinen muß man so kurz als möglich halten; denn die Viper sprützt ihren Gift nur dann nicht, wenn sie erstarrt ist. Ich möchte wohl, man vermiede die Verurtheilung der Edlen zum Tode, von welcher Art auch ihr Vergehen seyn möchte; vorzüglich die Verurtheilung zu einem öffentlichen Tode. Weit besser ist, sie zu einem ewigen Gefängniß zu verurtheilen, oder sie heimlich hinzurichten. Bei Vertheilung von Würden und Aemtern, gebt sie, so viel als möglich, Solchen, denen sie erblich gebühren; nur müssen Ausnahmen für das hervorragende Verdienst Statt finden. Für den Posten eines Avogador wählt immer

Männer, welche über die Vorurtheile der Popularität erhaben sind, damit der Senat und der Rath der Zehn ihre Autorität nach den Umständen ausdehnen können und sie zuletzt befestigen. Kann die Wahl nicht auf einen euch ergebenen Avogador fallen, so nehmet einen so mittelmäßigen, als ihr immer finden könnet, sogar einen beschmutzten. Die Quarantien müssen danieder gehalten werden; denn diese Richter sind Volksfreunde. Dagegen müßt ihr alle wichtige Sachen vor den Rath der Zehn bringen, und wenn es mit der Zeit möglich wäre, jenen Gerichtshof ganz und gar aufzuheben: so würde alles nur um so besser gehen. Der größte Gerechtigkeits-Act, der von einem Fürsten ausgehen kann, ist, sich selbst zu behaupten; ich nenne Gerechtigkeit alles, was zur Erhaltung des Staats beiträgt. In Streitigkeiten der Edlen untereinander muß der minder mächtige in der Regel immer am strengsten bestraft werden; in Streitigkeiten zwischen Adel und Unterthan hat der erste immer Recht. In der bürgerlichen Rechtspflege kann und muß vollkommen Unpartheilichkeit geübt werden. So oft der Fürst (der Staat) sein Wort verpfändet hat, muß es eingelöset werden, was es auch kosten möge. Wortbrüchigkeit kommt sehr theuer zu stehen; denn wer wird dem zweiten Eide vertrauen, wenn der erste ist gebrochen worden? Folgendes sind die Regeln für das Betragen der Regierung gegen die Unterthanen. In Venedig Unterhaltung der Zwietracht; so machte es Cato mit seinen Sklaven, und unsere Vorfahren ließen die Castellanen und Nicolotten stäupen. In den Colonien muß man nicht vergessen, daß nichts unsicherer ist, als

die Treue der Griechen. Man kann versichert seyn, daß sie, wie der Ueberrest ihrer Nation, ohne Bedenken unter das Joch der Türken sich schmiegen würden. Hieraus folgt, daß man sie wie wilde Bestien behandeln, ihnen Fänger und Klauen beschneiden, sie oft demüthigen, und ihnen alle Gelegenheit nehmen muß, kriegerisch zu werden. Brot und Stockschläge ist, was ihnen gebührt, und die Menschlichkeit muß für andere Gelegenheiten aufgespart werden. In den Provinzen Italiens kommt es darauf an, die Städte ihrer Privilegien zu berauben, die Einwohner arm zu machen, und alles so zu leiten, daß ihre Güter von Venetianern gekauft werden *). Die, welche in den Municipal-Räthen sich als die Verwegensten oder dem Volks-Interesse Ergebensten darstellen, muß man um jeden Preis zu verderben oder zu gewinnen suchen; und sollte sich in den Provinzen ein Partheihaupt finden, so muß man es unter irgend einem Vorwande vertilgen, ohne zur gewöhnlichen Justiz seine Zuflucht zu nehmen. Gift verrichte die Arbeit des Henkers, dies ist minder gehässig und weit vortheilhafter."

So dachte der kühnste Denker, der aufgeklärteste Mann seines Jahrhunderts über die Mittel, die Fortdauer der Republik zu sichern; und wie viel man auch

---

*) Die Stadt Brescia besaß ein besonderes Privilegium, wodurch sie gegen die Wirkungen dieser grausamen Politik geschützt wurde: kein Venetianer durfte in ihrem Weichbilde liegende Gründe erwerben. Die alten Bewohner dieser Stadt behaupteten sich also im Besitz ihres Gebiets.

abrechnen möge auf den Geist seiner Zeit, in welcher bürgerliche Unruhen, Verschwörungen und Gewaltthaten aller Art zur Tagesordnung gehörten: so kann man sich doch nicht dagegen verblenden, daß die von ihm empfohlenen Mittel der Verfassung entsprachen, welche Venedig einmal angenommen hatte. Auch trennte sich die Regierung nie von diesen Grundsätzen, und wo sie ihnen nicht gemäß handelte, da nahm ihre Menschlichkeit den Charakter der Schwäche an.

Der Grundsatz unbedingter Neutralität, welchen Venedig angenommen hatte, machte diese Republik zu einem Greise, der die Begebenheiten an sich vorüber gehen läßt, ohne noch etwas Anderes zu wünschen, als daß er von ihnen unberührt bleiben möge. Im übrigen trug der Verfall des türkischen Reiches nicht wenig dazu bei, daß Venedig seinem Vorsatz getreu bleiben konnte. Die Schläge, welche Prinz Eugen diesem Reiche versetzt hatte, noch mehr aber die Kriege der Pforte mit Persien und Rußland, brachten die Wirkung hervor, daß Venedig wirklich die Ruhe gewann, die es zu genießen wünschte. Die Pforte hörte zwar nicht auf, lüstern zu seyn nach Dalmatien und Albanien; inzwischen wagte sie es nie, dem Hause Oesterreich Argwohn einzuflößen; und so verdankte Venedig die Erhaltung dieser beiden Provinzen der Achtung, welche das ottomanische Ministerium für Deutschland hegte. Während man zu Venedig vor jeder Rüstung zitterte, die in dem Zeughause von Constantinopel geschah, trieben zwar einzelne türkische Pascha's ihren Muthwillen mit den Geschäftsträgern der Republik; allein es blieb bei unbedeutenden Prellereien, die man

sich in Venedig gefallen ließ, um nichts Schlimmeres befürchten zu dürfen.

Und nicht viel besser ging es der Regierung mit ihren christlichen Nachbarn, die ihre Furcht vor einem Kriege gleichfalls zu benutzen verstanden. Im Jahre 1724 war die europäische Welt in zwei große Partheien zerfallen: die eine wurde von Spanien, Oesterreich und Rußland, die andere von Frankreich, England, Preussen und Holland gebildet. Gegenstand des Zwistes war die Erbfolge in den Herzogthümern Toscana und Parma. Venedig, von der einen und der andern Parthei zur Theilnahme aufgefordert, versagte seine Erklärung. Darüber hatte es zunächst den Verdruß, Triest in einen Seeplatz verwandelt zu sehen. Vergeblich machte es mit furchtsamer Stimme seine Suveränetät über den adriatischen Meerbusen geltend — eine Suveränetät, welche das Recht in sich schließen sollte, den Meerbusen ausschließend mit bewaffneten Fahrzeugen beschiffen zu dürfen. Der Kaiser, der eines Hafens bedurfte, theils um die über die Türken davon getragenen Vortheile benutzen zu können, theils um mit Neapel und Sicilien im Zusammenhang zu bleiben — der Kaiser lachte über so viel Anmaßung; und um die Venetianer in eine noch größere Verlegenheit zu setzen, machte er selbst eine Reise nach Triest, wo, nach seiner Ankunft, der Senat von Venedig nicht umhin konnte, ihn begrüßen zu lassen. Der Krieg wegen Parma blieb nicht lange aus, nur daß Spanien sich inzwischen mit Frankreich versöhnt hatte, und daß folglich der Krieg zwischen Oesterreich auf der einen, und Frankreich, Spanien und Turin auf der an-

dern Seite geführt wurde. Venedig, welches in seiner Neutralität beharrte, sah sein Gebiet auf Terra ferma bald von der Einen, bald von der andern Parthei verletzt, und dies dauerte fort, bis es im Jahre 1735 zu einem Frieden kam, durch welchen der Kaiser, außer dem Herzogthum Mailand, die Herzogthümer Parma und Piacenza erhielt, dafür aber Neapel und Sicilien an das Haus Spanien abtrat. In eben diesem Friedenstractate verfügte man über das Großherzogthum Toscana zum Vortheil des kaiserlichen Schwiegersohnes Franz von Lothringen, welcher die Herzogthümer Lothringen und Bar an den gewesenen König Stanislaus Lesczinsky abtrat, um nach dessen Tode Bestandtheile des französischen Reiches zu werden. Venedig wurde seitdem von der österreichischen Macht auf zwei Seiten gänzlich eingeschlossen. Der Umstand, daß der Kaiser Triest, der Pabst Ancona für Freihafen erklärten, wirkte vielleicht noch nachtheiliger auf die Republik zurück; denn ihre Regierung sah sich dadurch in die Nothwendigkeit versetzt, auch Venedig für einen Freihafen zu erklären, wiewohl mit solchen Beschränkungen, daß man die Fremden nur nicht ganz zurückschreckte. Dahin war es also mit diesem Freistaat gekommen, daß er sich von seinen Nachbarn das Gesetz für seinen Haushalt vorschreiben lassen mußte: er, der so viele Jahrhunderte hindurch, den freiesten Handel getrieben und alle ihm entgegen stehende Hindernisse beseitigt hatte. Es wurde unter diesen Umständen eine besondere Magistratur errichtet, welche über das Handels-Interesse zu wachen bestimmt war; und das Auffallendste dabei war, daß man den fünf Patriciern,

aus welchen diese Magistratur bestand, zwei Kaufleute aus der Bürgerklasse beigesellte.

Fünf Jahre verstrichen für Italien in Frieden; und während derselben war die Regierung der Republik nur mit der Erhaltung ihres Handels und mit unfruchtbaren Bemühungen um Entschädigung für die im letzten Kriege erduldeten Zerstörungen beschäftigt. Den 20sten Oct. 1740 starb Kaiser Carl der Sechste; und trotz der pragmatischen Sanction, durch welche er seiner Tochter Maria Theresia den ungestörten Besitz seiner Länder zu sichern versucht hatte, wurde sein Tod das Zeichen zu einem allgemeinen Kriege, in welchem Spanien und Baiern, der König von Polen, und die Könige von Preußen und Sardinien der Tochter Carls des Sechsten die Erbfolge streitig machten, und auch Frankreich Theil an diesen Händeln nahm, um die Besitzungen des Hauses Oesterreich zu zerstückeln. Man schlug sich in Schlesien, in Böhmen, in Baiern, in Italien; wir erwähnen dieses Krieges aber nur, sofern er Venedig berührt. Maria Theresia, vorzüglich in Deutschland beschäftigt, konnte auf die Erhaltung ihrer Staaten jenseits der Alpen wenig bedacht seyn; doch glücklicher Weise für sie entstand in dem Könige von Sardinien eine so lebhafte Eifersucht auf die von den Spaniern gemachten Fortschritte, daß er es für gerathen hielt, sich mit der Erbin Carls des Sechsten zu verbinden. Die Venetianer, ihrem Neutralitäts-System getreu, nahmen auch an diesem Kriege keinen thätigen Antheil. Zerstörungen, von den österreichischen Truppen auf dem Gebiete der Republik angerichtet, führten zwar zu Beschwerden; als aber der

österreichische Hof dieselben mit Schonung und Güte vernahm, endigte die ganze Unterhandlung damit, daß die Republik der Königin von Ungarn eine beträchtliche Summe vorschoß, deren sie in ihrer bedrängten Lage nur allzu sehr bedurfte. Ein Beobachtungsheer von 24,000 Mann wurde an der Westgränze des venetianischen Staats aufgestellt, um den Kämpfen der Spanier mit den Deutschen und den Sardiniern zuzusehen; und dies dauerte fort bis zum Frieden von Aachen, in welchem die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla an Don Philipp, Infanten von Spanien; das Pavesanische und die Graffschaft Anghera an den König von Sardinien abgetreten wurde.

Dieser Friede bestimmte den Zustand Italiens auf ein halbes Jahrhundert. Sehnlichst wünschte Oesterreich während dieses Zeitraums den Theil des venetianischen Gebiets zu erobern, welcher das Mailändische von Tyrol und dem Bisthum Trident absonderte; es bot dafür einige Besitzungen in Istrien, und wenn dieser Austausch wäre zu Stande gebracht worden, so würde die Republik davon den großen Vortheil gezogen haben, von lästigen, nicht selten demüthigenden Durchmärschen verschont zu bleiben und ihre Neutralität desto sicherer zu bewahren. Doch so groß war die Furchtsamkeit des venetianischen Senats, daß er auf diese Unterhandlung niemals einging, und lieber den so oft empfundenen Nachtheilen ausgesetzt bleiben, als neue Erörterungen veranlassen wollte. Es läßt sich nicht sagen, in welchem Lichte die venetianische Regierung sich selbst betrachtete; nur ist so viel gewiß, daß sie die Fähigkeit zu Anstrengungen in

eben dem Maße verlor, worin sie sich von aller Theilnahme an den Händeln Europa's zurückzog. Sowohl mit den Staatsmännern, als mit den Helden der Republik mußte es dahin kommen, daß sie keiner von den Aufgaben, welche die Verhältnisse der Staaten herbeiführen, gewachsen waren; die ganze europäische Welt mußte ihnen nach und nach zum unauflösbaren Räthsel werden. Nicht auf diese Weise war die Republik zu ihrer Bedeutsamkeit gelangt; nicht auf diese Weise durfte sie hoffen, sich dem Untergange zu entziehen. Der Altersschwäche unterliegend, und den Veränderungen, welche, Schlag auf Schlag, in Europa erfolgten, nicht länger gewachsen, sah sie dem Kriege, der sich zwischen Frankreich und England über die Gränzen Canada's entspann, gelassen zu; eben so dem siebenjährigen Krieg, in welchem Friedrich der Zweite das Erstaunen Europa's erregte, dem amerikanischen Freiheitskriege, und dem, worin die Türken von den Russen und Oesterreichern bekämpft wurden. Vergeblich bemüheten sich beide Mächte Venedig zur Theilnahme zu bewegen: selbst das Versprechen, daß es Candia und Morea zurückerhalten sollte, hatte nichts Verführerisches für eine Regierung, die sich vereinzeln wollte.

Wie sehr sich aber Venedig auch vereinzeln mochte, so blieben im Innern des Staats die Dinge doch nicht auf dem Fleck, worauf sie bei dem Frieden bei Passarowitz gestanden hatten. Ein Friedenszustand von siebzig Jahren vermochte nicht zu bewirken, daß die Einnahme die Ausgabe gedeckt hätte. Das Einkommen war während dieses Zeitraums auf elf Millionen, sechs-

mal hunderttausend Ducaten (48,500,000 Franken) erhöhet worden; aber mit demselben war die öffentliche Schuld auf vier und vierzig Millionen Ducaten (auf 184,000,000 Franken) gestiegen, und im Jahre 1785 ließ sich aus dem Deficit nicht länger ein Geheimniß machen. Die Regierung suchte dasselbe durch eine Anleihe zu drei vom Hundert zu decken, und da die Unterthanen darauf nicht eingehen wollten, so wendete sie sich erst nach Genua und dann nach Antwerpen, wo ihr Bedürfniß mit Mühe befriedigt wurde. Was das Steuer-System selbst betrifft, so hatte der fiscalische Geist der Regierung alle Erfindungen neuerer Zeit benutzt. Es gab also in den venetianischen Staaten Grundsteuern, Personensteuern, Verbrauchssteuern, Handelssteuern und Verkaufssteuern. Zur Emporbringung des Ackerbaues trugen in den letzten Zeiten besonders zwei Männer bei, deren Andenken fortzuleben verdient. Der eine war Anton Zanoni, welcher im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts im Friaul die Cultur des Weinstocks und des Maulbeerbaums betrieb; der andere der Graf Carburi, der auf Cephalonia Indigo, Zucker und Kaffee erzeugte. Ein Dolchstich endigte im Jahre 1782 das Leben und die Bemühungen dieses nützlichen Bürgers, der sein Nachdenken vergeblich an die Aufgabe verschwendete, Inseln, auf welchen keine Druckerpresse geduldet wurde, in Aufnahme zu bringen.

Je mehr die Republik in sich selbst versank, desto natürlicher war es, daß die verschiedenen Gewalten, aus welchen die Regierung zusammengesetzt war, mit sich selbst in Streit geriethen. Die Behörden griffen sich

unter einander an, und während die Weisen, d. h. die Minister von dem Senat, und dieser von den Quarantien angefochten wurde, hatten der Rath der Zehn und die Staats-Inquisitoren es mit dem großen Rath zu schaffen. Der Senat erließ mehrere Decrete, welche die Gewalt der Weisen verminderte; er drang vorzüglich darauf, daß die Depeschen vollständig mitgetheilt werden sollten. Einerseits hatte der Senat mit den Magistraten zu kämpfen, welche ihre Attributionen zurückforderten, so wie mit dem großen Rathe, der, da man ihn nöthigen wollte, dieselben Personen für den Senat zu wählen, sich durch ein Decret rettete, worin festgesetzt wurde, daß man nur drei Male hintereinander zum Mitgliede des Senats erwählt werden könnte. Dies waren lauter Angriffe, welche der ärmere Theil des Adels auf die Aristokratie, oder vielmehr auf die Oligarchie machte. Bald richteten sich diese Angriffe gegen den Rath der Zehn und die Staats-Inquisitoren. Die Mitglieder der Quarantien verlangten eine Erhöhung des Gehalts; und sie waren dazu um so mehr berechtigt, weil dies Gehalt zu einer Zeit festgestellt war, welche mit der gegenwärtigen wenig gemein hatte. Um dieser Neuerung zu begegnen, schickten die Staats-Inquisitoren einen von den Präsidenten der General-Quarantie ins Kloster, und nicht lange darauf hatten ein Proveditor, ein Weiser des Collegiums, und selbst ein Mitglied des Raths der Zehn, dasselbe Schicksal. Doch ohne dadurch abgeschreckt zu werden, griff der Avogador Querini, ein Mann, der sich, von Jugend an, dem Studium der geheimen Geschichte seines Vaterlandes gewidmet hatte, die Staats-Inquisi-

tion vor dem großen Rathe an. Seine Anklage machte den stärksten Eindruck; nur daß man nicht wußte, wie dem Uebel abzuhelfen sei. Diese Verlegenheit benutzte einer von den Inquisitoren, den kühnen Ankläger durch die Sbirren verhaften und auf die Citadelle von Verona bringen zu lassen. So beispiellos dies Verfahren gegen einen Avogador im Amte war, so brachte es doch keine andere Wirkung hervor, als daß der große Rath sich für die Fortdauer der Staats-Inquisition erklärte. Nicht lange darauf fand die Erneuerung des Raths der Zehn große Schwierigkeiten; allein sie wurden beseitigt durch ein Decret, welches die Beibehaltung dieses Raths, so wie der Staats-Inquisition, verordnete. Zwar dauerten diese Bewegungen fort, sie wurden sogar von Zeit zu Zeit bedenklich; doch, wie man auch die Sachen wenden mochte, so behielt dennoch die Meinung die Oberhand, daß Venedig sein Regierungs-System nicht verändern könne, ohne sich selbst zu vernichten; und hierin hatte man unstreitig die Wahrheit auf seiner Seite.

Es ist vielleicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß die Sittenlosigkeit in Venedig mit der Schwäche der Regierung zugenommen habe; indeß ist nicht zu leugnen, daß beide im Fortgange der Zeit immer auffallender wurden. Was man in Venedig freie Sitten nannte, war zu allen Zeiten anstößige Unordnung. Die Polizei hatte keine andere Bestimmung, als die Regierung gegen die Regierten zu beschützen; und indem die Moral aus dem Spiele blieb, wurden alle Laster und Verkehrtheiten geduldet. In diesem katholischen Lande war die Ehe ein weit lockreres Band, als da, wo bürgerliche und kirch-

liche Gesetze die Auflösung desselben gestatten. Weil man diesen Vertrag nicht aufheben konnte, so nahm man an, daß er nie Statt gefunden, und die Richtigkeitsbeweise, von dem Gatten mit gränzenloser Schamlosigkeit geführt, fanden Eingang sowohl bei den Civil-Richtern, als bei den Priestern. Diesem Scandal ein Ende zu machen, verordnete der Rath der Zehn im Jahre 1782, daß jede Frau, welche auf eine Scheidung antragen würde, das Urtheil in einem von dem Tribunal zu bezeichnenden Kloster erwarten sollte; und nicht lange darauf riß eben dieser Rath alle Ehescheidungssachen an sich, ohne etwas ausrichten zu können. Mit H...n zu leben, galt in Venedig für keine Schande, und die Regierung beschützte sogar diese Classe mit besonderer Liebe. Nur in einem Augenblick der Verwirrung konnte sie auf den Gedanken gerathen, alle H...n aus Venedig zu entfernen; die guten Sitten aber kehrten deshalb nicht zurück, und als man sah, daß die Unordnung ihren Wohnsitz in den Familien und den Klöstern aufschlug, hielt man sich für verpflichtet, Geschöpfe zurückzurufen und sogar zu entschädigen, die sich gebrauchen ließen, Geheimnisse zu erforschen und Männer arm zu machen, welche im Gefühl ihrer Selbstständigkeit leicht gefährlich werden konnten *). War es ein Wunder, wenn, nach einer solchen Genugthuung, Mütter die Unschuld ihrer Töch-

---

*) In dem Zurückberufungs-Decret nannte man sie nostre benemerite meretrici, und zugleich wies man ihnen Kapitalien und Häuser an, welche case rampane genannt wurden. So ist das Schimpfwort Carampana entstanden.

Töchter verhandelten, und darüber förmliche Contracte abschlossen? Die Sprachzimmer der Klöster und die Wohnungen der H...n waren die einzigen Sammelplätze für die Gesellschaft in Venedig, und an beiden Oertern lebte man gleich frei; denn Musik, Schmauserei und Liebeshändel waren eben so wenig in den Sprachzimmern, wie in den Casinos verboten. In mehreren von den letzten war das Kartenspiel die Hauptbeschäftigung der Gesellschaft, und es war ein seltsamer Anblick, Personen beiderlei Geschlechts, und unter diesen sogar ernste Obrigkeiten, in Larven um einen Tisch versammelt zu sehen, wo sie von der Angst der Verzweiflung zu den Täuschungen der Hoffnung übergingen, ohne einen artikulirten Laut von sich zu geben. Die Reichen hatten ihre Casinos für sich. Hier lebten sie vom Geheimniß umgeben, während ihre Frauen sich durch die Freiheit entschädigten, die ihnen gestattet war. Das allgemeine Sittenverderben hatte diese um die Herrschaft betrogen, die sie in einem gesunderen Zustande der Gesellschaft auszuüben pflegen. Vergeblich durchblättert man die ganze Geschichte der Republik, um auf ein ausgezeichnetes Weib zu stoßen; man trifft nur auf Geschöpfe, die zwischen Wollust und Habsucht getheilt sind, die Pflicht verleugnen, und die Tugend nicht ahnen.

Solche Auflösung war dem venetianischen Staate eigen, als die französische Umwälzung begann; sie, die ihn in ihre Strudel fassen und in den Abgrund ziehen sollte.

Es ist hier nicht der Ort, ausführlicher über das große Ereigniß zu reden, welches die französische Um-

wälzung genannt wird: ein Ereigniß, das von vielen noch jetzt verkannt wird, und worüber nur künftige Geschlechter mit voller Unpartheilichkeit urtheilen werden. Diesen vorgreifend, sei uns erlaubt, zu bemerken: daß es auf nichts Geringeres ankam, als die unumschränkte Monarchie, die sich aus dem Gährungsstoffe des Feudal-Wesens entwickelt hatte, in eine gesetzliche zu verwandeln; daß Frankreich über die Mittel dieser Verwandlung in zwei große Partheien zerfiel, die sich nach und nach so gegen einander erbitterten, daß ein Kampf auf Leben und Tod erfolgen mußte; daß die Volksparthei, als die stärkere, den Sieg davon trug; daß Thron und Altar darüber zertrümmert wurden; daß das Ausland den Gesinnungen und Grundsätzen der siegenden Parthei zuschrieb, was nur auf die Rechnung der Leidenschaften, der Unwissenheit, zum Theil sogar des Unvermögens, hätte gesetzt werden sollen; daß sich hieraus ein Krieg entspann, der, nach mancherlei Glückswechseln, sich mit dem Siege der Franzosen endigte, und daß im Jahre 1795 Eine europäische Macht nach der andern dem Kampfe entsagte, so, daß um diese Zeit nur England, Oesterreich und Sardinien auf dem Schauplatze des Krieges zurückblieben.

Von allen europäischen Regierungen war die venetianische unstreitig am wenigsten geeignet, das große Ereigniß der französischen Umwälzung nach seinem wahren Zweck aufzufassen. Nicht daß sie deswegen der Neutralität entsagt hätte; dazu fehlte es ihr an Frischheit des Entschlusses, und nach einem beinahe achtzigjährigen Friedenszustande, in welchem alle Kräfte gelähmt waren,

sogar am Vermögen. Allein, je mehr es nur Eine Art des Daseyns für sie gab, desto mehr mußte sie wünschen, in derselben nicht beunruhigt zu werden, was unvermeidlich war, wenn ganz Europa in Bewegung gerieth. Der Haß, den die venetianische Regierung der französischen Umwälzung zuwendete, wird aber um so begreiflicher, wenn man erwägt, bis zu welchem Grade Frankreich der natürliche Verbündete Venedigs war. Diese Republik hatte in den letzten Zeiten nur zwei natürliche Feinde: die Türkei und Oesterreich. Was die Türken betrifft, so konnten sie die Republik nicht angreifen, ohne die sämtlichen Regierungen Europa's in Unruhe zu setzen; auch störten sie den Frieden derselben seit dem Vertrage von Passarowitz auf keine ansehnliche Weise. Ein viel gefährlicherer Feind war Oesterreich; denn dreimal hatte es im Lauf eines halben Jahrhunderts seine Heere über die Alpen geführt, das Gebiet der Republik verletzt und jede Genugthuung verweigert. Wollte diese Macht noch mehr um sich greifen, so konnte sie nur durch Frankreich daran verhindert werden. Am Hofe zu Wien durften die Venetianer es nicht an Achtungsbezeigungen und Freundschaftsversicherungen fehlen lassen; aber dem Cabinet von Versailles mußten sie ihre Befürchtungen wie ihre Hoffnungen vertrauen. Da nun die Umwälzung dies Verhältniß zerriß, so war nichts natürlicher, als der Haß, den Venedig gegen jene faßte; denn dieser Haß war in sich selbst nichts weiter, als gestörte Liebe.

Wir übergehen hier die ersten sieben Jahre der französischen Umwälzung mit Stillschweigen, indem wir vor-

aussetzen, daß die Begebenheiten derselben dem Leser gegenwärtig sind. Nur in Beziehung auf Venedig erwähnen wir des einen und des anderen Umstandes. Nach der Entthronung Ludwigs des Sechzehnten hatten die Verrichtungen eines französischen Gesandten zu Venedig aufgehört; dieser ging also nach Frankreich zurück. Seinem Beispiel folgend, verließ der venetianische Gesandte Frankreich, ohne Abschied zu nehmen; er ging aber nicht nach Venedig zurück, sondern begab sich nach England, und dies Betragen erhielt die Zustimmung des Senats. Ohne darüber die mindeste Empfindlichkeit blicken zu lassen, glaubte die neue Republik, die sich in Frankreich gebildet hatte, sich verpflichtet, einen neuen Minister an eine Regierung zu senden, welche nicht aufhörte, einen Repräsentanten in Frankreich zu haben. Dies aber verursachte eine Beleidigung; denn der Geschäftsträger, welchem Vollmachten überschickt waren, konnte es nicht dahin bringen, daß er anerkannt wurde. Weit entfernt, die glücklichen Erfolge zu ahnden, welche bevorstanden, hielt es die französische Regierung nicht unter ihrer Würde, auf die Zulassung dieses Agenten zu dringen; sie führte das Beispiel von Spanien, Neapel, Florenz und Genua an. Allein der Senat weigerte sich, ein Beglaubigungsschreiben anzunehmen, worin die hergebrachte Formel nicht buchstäblich enthalten war. Die Republik Venedig weigerte sich also, die französische Republik anzuerkennen. Dennoch war ihre Weigerung wieder nicht so entschieden, wie man wohl glauben möchte. A n e r k e n n e n wollte der Senat den französischen Gesandten freilich nicht; dafür aber trug er kein Bedenken, mit ihm zu verkehren, näm-

lich durch die Zwischenperson des Gesandschafts-Sekretärs, weil in der Vollmacht desselben der Name Republik fehlte. Als das Dasein dieser Republik der venetianischen Regierung bekannt gemacht wurde, gab sie zur Antwort: sie werde weder zu den Ersten noch zu den Letzten gehören, die sie anerkenneten.

Dieselbe Schwäche, die sich hierin offenbarte, zeigte sich nicht minder in dem übrigen Betragen der Republik. Vollkommne Neutralität ist vielleicht eine Aufgabe, die sich gar nicht lösen läßt. Venedig, das diese Neutralität in Beziehung auf Frankreich affectirte, unterwarf reisende Franzosen solchen Untersuchungen, die für Beleidigungen gelten konnten; den deutschen Truppen, welche nach Italien zogen, wurde dagegen der Marsch erleichtert, der König von Sardinien mit Geld unterstützt, und Genua aufgemuntert, sich dem Durchzuge der Franzosen aus aller Macht zu widersetzen. Lauter Handlungen der Partheilichkeit, aus welchen nur allzudeutlich hervorging, daß die Gesinnungen der venetianischen Regierung gegen Frankreich nichts weniger als freundschaftlich waren! Es fehlte aber nicht an vielen andern Beweisen feindseliger Stimmung; denn, während man mit den Feinden des französischen Volks in dem besten Vernehmen blieb, füllten sich die Kerker der Staats-Inquisition mit Personen, die man für Freunde der Umwälzung hielt. Zwar verboten die Inquisitoren ein in Italien gedrucktes Gebetbuch, welches die grimmigsten Flüche gegen die Franzosen enthielt, aber ihre Gesinnung verrieth sich auf einem andern Wege. Der französische Geschäftsträger stand mit einem alten Priester, Namens Alessandri, in

Verbindung, welcher die Wohlthaten, die er empfing, durch Nachrichten vergütete. Dieser Verkehr galt für ein Verbrechen. Eines Tages nun, wo der Greis zu den Füßen seines Beichtvaters lag, sagte dieser zu ihm: „Alessandri, eins meiner Beichtkinder hat mir gestanden, daß du erdolcht werden sollst, wenn du nach acht Tagen noch in Venedig bist.“ Zugleich bat er ihn dringend, diesem Unglücklichen ein solches Verbrechen zu ersparen. „Hier — sagte er — sind einige Ducaten, damit du das Gebiet der Republik auf der Stelle verlassen kannst.“ Auf diese Weise wirkten die Staats-Inquisitoren durch den Beichtstuhl zum Nachtheil der französischen Gesandtschaft. Bei weitem auffallender aber war das Betragen dieses Tribunals gegen den Podesta Erizzo, von welchem es wußte, daß er über die Begebenheiten der französischen Revolution gemäßigt urtheilte. Einen Patricier deshalb zu bestrafen, schien bedenklich; ihn nicht zu warnen, pflichtwidrig. Das letzte geschah, indem man ihn aufforderte, seinen Secretär Zannini nach Venedig zu senden; und kaum war dieser angelangt, als er den Sbirren überliefert wurde — und verschwand.

Der Haß gegen Frankreich fand in der Furcht vor Oesterreich allein sein Gegengewicht; und auf der Stärke dieser beiden Gefühle beruhete die Neutralität der Venetianer in einem so hohen Maße, daß ihre wahre Beschaffenheit nicht verheimlicht werden konnte, und daß es thöricht gewesen seyn würde, irgend einen Werth darauf zu legen. Im Kampf mit den priesterlichen Despoten zu Rom hatten die venetianischen Senatoren sich

mehr als einmal durch den Ausspruch gerettet: Der Venetianer steht vor dem Christen; und nie war dieses Wort in Vergessenheit gerathen. Am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts würden dieselben Senatoren wohl daran gethan haben, jenen Ausspruch dahin abzuändern, daß er gelautet hätte: Der Venetianer geht dem Patricier voran. Doch diese Umkleidung war etwas, das den venetianischen Edlen nie in den Sinn kommen konnte, selbst wenn mehrere von ihnen sehr wohl begriffen, daß die Forderungen des aristokratischen Hochmuths den Staat nie retten würden; das größte Hinderniß lag in der Regierungsform selbst. Diese war es denn auch, was die Republik ihrem Untergange immer näher brachte. Im Wiederschlage mußte sie alle Begebenheiten des Zeitraums von 1792 bis 1796 empfinden, und, von einer Angst in die andere geworfen, konnte sie sich, bei allem Haß gegen Frankreich, nie der Siege der Verbündeten freuen. Je nachdem die eine oder die andere der kriegführenden Partheien das Uebergewicht hatte, war sie nachgiebig oder spröde gegen Frankreich. Die meiste Sprödigkeit bewies sie im Jahre 1793, als, nach der Schlacht bei Nerwinden, die Festungen Condé, le Quenois, Landrecies und Mainz in die Hände der Verbündeten fielen, und selbst Toulon von den Engländern und Spaniern erobert wurde. Frankreichs Lage war in diesem Jahre fürchterlich; am meisten durch den Bürgerkrieg, der sich in Lyon und in den westlichen Departements entwickelt hatte. Als ausserordentliche Mittel Frankreich gerettet hatten, und die Schlacht bei Fleurus die Aussicht auf noch glänzendere

Siege eröffnete: da forderte Venedig den französischen Gesandten zurück, der sich im abgewichenen Jahre, auf den Betrieb des brittischen Ministers, hatte entfernen müssen. Dies war indeß der einzige Beweis von Entschlossenheit, den die Republik gab; und sie gab ihn nur, weil sie sich nicht getrauete, die Maßregeln zu nehmen, welche die Verbündeten und selbst einige kühne Mitglieder des Senats empfahlen. Die Zulassung eines französischen Gesandten war sogar das Werk einer kindischen Furcht, welche in Venedig entstand, als man erfuhr, daß eine von den Adressen, die der National-Convent sich in diesen Zeiten zuschicken ließ, die Venetianer als erklärte Feinde der Franzosen bezeichnet habe, und gütig aufgenommen sei.

Gegen das Ende des Jahres 1794 ließ sich Ludwig Stanislaus Xaver Graf von Provence auf einer Durchreise durch die venetianischen Staaten in Verona nieder. Er hatte nach dem Tode seines unglücklichen Bruders, Ludwigs des Sechzehnten, den Titel eines Regenten während der Minderjährigkeit des im Tempel gefangen gehaltenen Dauphins angenommen; aber er machte in Italien keinen Gebrauch davon, und der Name eines Grafen von Lille verhüllte einen Prinzen, den die Vorsehung bestimmte, Frankreichs Wunden zu heilen. Die Regierung von Venedig, die ihn auf seiner Reise nach Turin hatte begrüßen lassen, wiederholte diese Ehrenbezeigung nach seiner Ankunft in Verona, ohne gleichwohl die gewohnte Vorsicht aufzugeben, nach welcher die Wohnung des Grafen von Provence mit Aufpassern umstellt wurde.

Der Senat glaubte, die dem Unglück schuldige Achtung mit dem guten Vernehmen vereinigen zu können, das er um jeden Preis zwischen der Republik und der französischen Regierung erhalten wollte. Jene Fortschritte, welche die französischen Waffen gegen das Ende des eben genannten Jahres gemacht hatten, enthielten, wie es schien, neue Aufforderungen dazu. Da nun die Republik einen französischen Gesandten angenommen hatte, so konnte sie nicht vermeiden, auch ihrerseits einen Gesandten nach Paris zu schicken. Er war bereits ernannt, aber seine Abreise wurde von einer Woche zur andern verzögert, als der venetianische Resident zu Basel unter den 17ten Febr. 1795 Nachrichten mittheilte, welche jeder Zögerung ein Ende machen mußten. Die eine dieser Nachrichten war, daß ein französisches Heer von nicht weniger als 140,000 Mann in Italien eindringen und die Oesterreicher vertreiben werde, worauf die Lombardei unter den König von Sardinien, den Großherzog von Toscana und die Republik Venedig vertheilt werden sollte. Welche Anregung der Furcht und Hoffnung in dem Gemüthe der venetianischen Edlen! Noch mehr bestimmte eine zweite Nachricht zur Beibehaltung der Neutralität; denn sie sagte aus, daß mehrere von den verbündeten Mächten im Begriffe ständen, der Coalition zu entsagen, und Separat-Frieden mit der französischen Regierung zu schließen. Der Erfolg zeigte, daß Toscana, Preussen und Spanien diese Mächte waren; und kaum waren die Separat-Frieden abgeschlossen, als Alviso Querini sich nach Paris begab, wo er den 30sten Jul. 1795 im National-Convent als Repräsentant der Republik eine schmeichlerische Rede hielt.

Es lag wohl in der Natur der Sache, daß die französische Regierung, nach dem Separat-Frieden mit Preußen und Spanien, ihr Augenmerk auf Italien richtete; denn in diesem Lande ließen sich der österreichischen Macht, die nebst England allein auf dem Schauplatze des Krieges zurückgeblieben war, die empfindlichsten und unmittelbarsten Streiche versetzen. Indeß eröffnete der Feldzug von 1795 nicht die Wege nach Italien. Während Oesterreich den Kampf auf dem linken Rheinufer mit Nachdruck fortsetzte, und nicht unbedeutende Vortheile davon trug, bedurfte es für Frankeich der Zeit, um die Truppen, welche an der Pyrenäen-Gränze nicht mehr nöthig waren, nach den Alpen zu versetzen. Dazu kamen noch alle die Zögerungen, welche der Uebergang von der bisherigen Regierungsform zu der sogenannten Directorial-Regierung in sich schloß: ein Uebergang, der mit heftigen Bewegungen, sowohl in der Hauptstadt, als in den Provinzen, verbunden war. So verstrich der größte Theil des Jahres, ehe in Italien das Mindeste geschah.

Die Berge und Plätze, welche Italien nach Frankreich zu beschützten, waren mit 40,000 Piemontesern und mit einem Corps von 15 bis 20,000 Oesterreichern besetzt. Diese Macht verhinderte den General Scherer, welcher an der Spitze des französischen Heeres stand, zum Angriff überzugehen. Dort, wo die Bergkette der Apenninen sich an den südlichen Theil der Alpen anschließt, beherrschte er von Col di Tenda jene Engpässe, welche auf der einen Seite über Coni nach Piemont, auf der andern nach dem ligurischen Meere führen.

In dieser Stellung von dem General Devins, der das österreichisch-sardinische Heer befehligte, angegriffen, hatte er das Glück, ihn aus Garessio und Borghetto zu vertreiben, und nicht lange darauf (am 3ten Nov.) vollständig bei Loano zu schlagen. Finale wurde hierauf von den Franzosen besetzt, die auf diese Weise ihren Zusammenhang mit dem Meere hergestellt hatten. Es kam nun darauf an, sich vom Fuß der Apenninen aufzuschwingen, das Heer der Verbündeten in Piemont zu schlagen, die Festungen dieses Landes zu besetzen oder unnütz zu machen, über den Po zu gehen, und die österreichische Macht in der Lombardei anzugreifen; und noch immer war nichts Entscheidendes geleistet, wenn diese Macht im Besitz von Mantua blieb, und die Fähigkeit rettete, entweder durch das Etschthal oder längs der Küste des adriatischen Meeres unerschöpfliche Streitkräfte herbei zu führen.

Die schwierige Aufgabe, Oberitalien von Frankreich aus zu erobern, sollte durch einen Mann gelöset werden, der hinterher nur allzu merkwürdig geblieben ist.

Sobald die französische Regierung den Angriff auf Italien beschlossen hatte, konnte ihr der Aufenthalt des Grafen von Provence zu Verona nicht gleichgültig seyn; um so weniger, da er, nach dem Tode des Dauphin, den Gesetzen der französischen Monarchie zufolge, König war, und ein brittischer Minister bei ihm residirte. Das französische Directorium stellte also den Aufenthalt dieses Fürsten auf dem Gebiete von Venedig als einen Gegenstand der Beschwerde auf, und forderte seine Entfernung. Als die dem venetianischen Gesandten überge-

bene Note in Venedig selbst erörtert wurde, erklärte sich eine Majorität von mehr als hundert Stimmen gegen den längeren Aufenthalt des Fürsten in Verona; und die Bekanntmachung des Beschlusses wurde nicht verzögert. Wie man gesagt hat, geschahe sie nicht einmal mit der Schonung, welche dem Unglück gebührt.

Die Antwort des Königs war: „Ich werde abreisen; aber ich verlange, daß man mir das goldene Buch überreiche, damit ich den Namen meiner Familie in demselben streichen kann, und daß man mir die Rüstung zurückgebe, womit die Freundschaft meines Ahnherrn, Heinrichs des Vierten, die Republik beschenkt hat." Es geschah aber weder das Eine noch das Andere.

Der König, welcher den 21sten April 1796 von Verona abreisete, übertrug dem russischen Gesandten in Venedig die Betreibung seiner Forderung; und dieser war nicht lässig. Allein welche Triebfedern er auch in Bewegung setzen mochte, so erreichte er nichts weiter, als die Antwort: „den Namen des Hauses Bourbon könne die Regierung von Venedig nicht streichen lassen, ohne den Königen von Spanien und von Neapel ihre Achtung zu versagen, und die Rüstung Heinrichs des Vierten sei ihr ein allzu theures Geschenk, als daß sie sich jemals davon trennen werde." Spätere Begebenheiten bewirkten, daß der russische Hof sich durch diese Antwort zufrieden stellen ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wie unterscheiden sich Frankreich und Großbritannien in Hinsicht des Verhältnisses der Kirche zum Staate?

Priesterthum und Adel waren das Mittelalter hindurch freilich nicht selten im Kampf mit einander; allein von dem Augenblick an, wo es den Päbsten gelungen war, ein Concordat mit den deutschen Kaisern zu Stande zu bringen, näherten sich beide Stände mehr als jemals, und was sich nicht leugnen läßt, ist, daß sie sich seitdem ergänzten und gegenseitig verstärkten.

Sobald die Kleresei der Kathedral-Kirchen zur Ausübung eines privativen Wahlrechts gelangt war, bildete sie sich nach dem Muster des Cardinal-Collegiums in Rom; diese Einrichtung aber brachte es mit sich, daß die Geistlichen der Diöcese vom Wahlgeschäft verdrängt, die Weltleute aber durch die Schärfe der Simonie-Verbote von demselben gänzlich abgeschnitten wurden. Die Zeit der Sitzeserledigung war alsdann die bequemste zur Aufrichtung von besonderen und neuen Statuten, vornehmlich von Capitulationen, die jeder Wahlfähige vor der Wahl genehmigen und der Gewählte darauf beschwören mußte.

Welche dem gemeinen Wesen nachtheilige Gesetze konnten auf diese Weise zum Vorschein kommen!

Der eigene Vortheil der Priesterschaft gab die Geneigtheit zur Begünstigung des Adels; denn je mehr sie sich diesen verband, desto weniger hatte sie von seinen Befehdungen zu leiden. Der Adel selbst konnte einer Verschmelzung mit der Priesterschaft nicht abgeneigt seyn, weil er hierin das Mittel sah, sich selbst in ungeschwächter Kraft zu erhalten. Nach den ältesten Kirchengesetzen war nur in der unehelichen Geburt ein Ausschließungsgrund von den vornehmsten Kirchenämtern enthalten; und wer sieht nicht, daß diese Gesetze die guten Sitten beförderten! Durch die Verschmelzung des Adels mit der Priesterschaft in Folge der ungestörten Kapitels-Wahlen gedieh es sehr bald dahin, daß alle unadeligen Geschlechter von dem Genusse der Beneficien an den Kathedral-Kirchen, und folglich auch von der Hoffnung zu bischöflichen Aemtern ausgeschlossen wurden. Kaum nun war dies zur Regel geworden, als die Freigebigkeit des Adels einen neuen Schwung erhielt. Kein Wunder! denn der Antrieb, die Kirche zu bereichern, wurde verstärkt durch die Vorstellung von den Vortheilen und Vorrechten, welche man sich für Personen seines Geschlechts und Standes versprach — vielleicht sogar ausbedung. Auf der andern Seite entstand bei denen, die das Wahlrecht ausübten, die größte Zuneigung für solche Bewerber, von deren Vorfahren die Kirchenämter Ansehen und Einkünfte erlangt hatten. Priesterschaft und Adel gingen also Hand in Hand; beide ergänzten sich durch einander, und so lange diese Ergänzung dauerte, lag die Gesellschaft in den doppelten Banden, womit zwei mächtige Stände sie umschlossen, und es war

nicht eher an eine Erlösung zu denken, als bis der innige Zusammenhang zwischen Adel und Priesterschaft aufgehoben war.

Diese Gestalt der Dinge war in allen europäischen Staaten dieselbe; und was die Kreuzzüge, der erweiterte Markt von Europa, die Entschlossenheit einzelner Fürsten, welche nach Freiheit strebten, noch weit mehr aber die Macht des Geldes, und die Entdeckungen und Erfindungen einzelner Köpfe daran veränderten, war so unbedeutend, wenigstens so unmerklich, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert der einmal bestehende Zustand selbst von guten Köpfen für unerschütterlich gehalten wurde. Die beiden vornehmsten Klassen der Gesellschaft, im innigsten Vereine mit einander, trotzten jeder Erschütterung, und während die eine ein Unrecht, das nicht von ihr ausgegangen war, heiligte, gab die andere ihren Aussprüchen Nachdruck durch die Gewalt, deren Ausübung ihr allein anvertraut war.

Unter diesen Umständen entspann sich im gegenwärtigen Großbritannien ein Bürgerkrieg, dem fehlerhafte Successions-Gesetze zum Grunde lagen. Die zwei Linien des regierenden Hauses Plantagenet, die von Lancaster und die von York, machten sich einander einen langen Zeitraum hindurch die Krone streitig. Der Rechtspunkt beruhete auf einer Volkssage, nach welcher Edmund, erstgeborner Sohn Heinrichs des Dritten, wegen seiner Mißgestalt vom Throne ausgeschlossen worden, um Eduard dem Ersten, der auch der Lange genannt wird, Platz zu machen. Eduard starb im Jahre 1307, und

die Krone erbte fort auf seinen Sohn Eduard den Zweiten, und auf seinen Enkel Eduard den Dritten, dessen Regierung von 1327 bis 1377 währte. Da während dieses langen Zeitraums seine ältesten Söhne Eduard (der Schwarze) Prinz von Wales, und Lionel, Herzog von Clarence gestorben waren, so folgte Richard der Zweite, einziger Sohn des schwarzen Prinzen, in der Regierung. Seine Charakterschwäche bewirkte im Jahre 1399 seine Absetzung durch eine Parliaments-Acte, und sein Nachfolger war Heinrich der Vierte, aus dem Hause Lancaster, der Sohn Johann's von Gent, und Enkel Eduards des Dritten Königs von England. Anstatt aber die Rechte geltend zu machen, die er von seinem Vater und Großvater her hatte, stützte er sich auf die, welche ihm, seiner Behauptung zufolge, von Seiten seiner Mutter Blanca von Lancaster, Urenkelin Edmunds des Buckligen, zugefallen waren; und dies that er, um den Ansprüchen der Linie von Clarence auszuweichen, welche ihm in der natürlichen Ordnung der Thronfolge vorging. Drei und sechzig Jahre hindurch blieb dies Geschlecht im Besitz des brittischen Thrones, bis unter der kraftlosen Regierung Heinrichs des Sechsten das Haus York seine Rechte auf die Krone geltend zu machen begann. Jetzt brach der Krieg unter den beiden Rosen aus, indem man die Fürsten von der Linie Lancaster die rothe Rose, die von der Linie York hingegen die weiße Rose nannte. Richard Herzog von York, Erbe von Lionels Rechten, gab im Jahre 1452 das Zeichen zu diesem Kriege, der über dreißig Jahre lang dauerte, und einer der blutigsten und grausamsten war.

Die

Die beiden Rosen lieferten sich nicht weniger als zwölf Schlachten, in welchen achtzig Prinzen von königlichem Geblüt auf verschiedene Weise umkamen, und der Adel des Reichs seine Kraft verlor. Im Jahr 1461 bestieg Eduard der Vierte den Thron, den er durch die Ermordung Heinrichs des Sechsten und mehrerer anderer Prinzen aus dem Hause Lancaster befleckte. Sein Nachfolger war, vom Jahre 1483 an, Eduard der Fünfte, der aber noch in demselben Jahre ermordet wurde. Ihm folgte Richard der Dritte; und schon saß er im zweiten Jahre auf dem brittischen Thron, als er sich genöthigt sah, denselben gegen die Ansprüche Heinrichs des Siebenten zu vertheidigen, der, ein Sohn Eduard Tudor's und der Margaretha Beaufort, zweiten Erbin der Rechte von Lancaster, auf die Einladung brittischer Großen von Frankreich nach England überging. Die Schlacht bei Bosworth im Jahre 1485 entschied für Heinrich, der, um die Rechte der weißen Rose mit denen der rothen zu vereinigen, sich mit Elisabeth, Tochter Eduards des Vierten und zweiten Erbin der Rechte von York, vermählte.

England war um diese Zeit in einem hohen Grade verwüstet, und nur in den Städten hatte sich einige Wohlhabenheit erhalten. Diesen Keim benutzend, dachte Heinrich der Siebente nicht an die Wiederherstellung großer Besitzungen, wie sie vor dem Kriege Statt gefunden hatten, wohl aber auf die Einführung solcher Güter, auf welchen sich eine Familie bei Fleiß und guter Wirthschaft reichlich nähren könnte. Seine Absicht hierbei war, wie Bacon erzählt, der Macht des Adels entgegen zu

wirken, und ein Geschlecht zu erziehen, das sich aufgelegt fühlte, das allgemeine Gesetz gegen Diejenigen zu vertheidigen, welche nur in der Autonomie leben wollten, mit deren Fortdauer also das königliche Ansehn unverträglich war. Hierdurch nun wurde der erste Grund zu der Entwickelung gelegt, welche England vor den übrigen Staaten Europa's ausgezeichnet hat. Der Zahl nach vermindert, der Kraft nach geschwächt, konnte der brittische Adel nach Beendigung der Bürgerkriege nicht länger gegen den Staats-Chef ankämpfen; und so oft er, von alter Verwöhnung hingerissen, sich zu empören versuchte, bewies der Erfolg, daß es ohne Vortheil geschahe. Wie viel Elend also auch durch den anhaltenden Bürgerkrieg über England gekommen seyn mochte: so war doch die glückliche Folge davon, daß die Macht des Feudal-Adels gebrochen war, so daß ihm nichts anderes übrig blieb, als in die allgemeine Classe der Unterthanen zurückzutreten, d. h. den Gesetzen zu gehorchen.

Heinrichs des Siebenten Regierung dauerte von 1485 bis 1509; und in diesen vier und zwanzig Jahren eines folgerechten Verfahrens konnte Vieles der Reife näher gebracht werden.

Die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, war die Zeit heftiger Bewegungen gegen die theokratische Universal-Monarchie, deren Wesen damals sehr undeutlich erkannt wurde. Von dem Adel, wo nicht verlassen, doch wenigstens nicht hinlänglich unterstützt, fand die brittische Geistlichkeit ihren Anlehnungspunkt in der Person des Königs, dem sie jede Art des Dienstes zu erweisen kein Bedenken tragen durfte, wenn sie dem Zeitgeiste

mit Erfolg widerstehen wollte. Heinrich der Siebente hatte sie für seine Zwecke benutzt, ohne von der königlichen Macht irgend einen ihr nachtheiligen Gebrauch zu machen. Unstreitig wollte sein Sohn und Nachfolger, Heinrich der Achte, sich in dieser Bahn fortbewegen; denn in den ersten zwanzig Jahren seiner Regierung, wie gewaltthätig diese im Uebrigen auch seyn mochte, findet sich keine Spur von einem Geiste, der das päbstliche Joch abzuschütteln gedenkt. Diesen ganzen Zeitraum hindurch galt Heinrich der Achte für einen entschlossenen Vertheidiger des römischen Stuhls, und eine Schrift gegen Luther erwarb ihm sogar von Seiten dieses Hofes den Titel eines Vertheidigers des Glaubens. Annehmen muß man, daß dem Geiste des Protestantismus der Eingang in England durch nichts so sehr erleichtert war, als durch den Zuwachs, welchen die königliche Macht durch die Abschwächung des Adels gewonnen hatte; denn ohne die Wirksamkeit dieses Geistes hätte Heinrich der Achte nicht aus seiner Rolle fallen können. Allerdings entschieden zuletzt seine Leidenschaften; allein daß sie entscheiden konnten, muß erklärt werden, nicht daß sie entschieden haben. Man kann also nicht dabei stehen bleiben, daß Heinrich der Achte, aufgebracht über die Unwillfährigkeit Clemens des Siebenten, seine Ehe mit einer spanischen Prinzessin, welche die Gemahlin seines älteren Bruders Arthur gewesen war, zu trennen, das päbstliche Joch abgeschüttelt, und die Würde eines Oberhaupts der anglikanischen Kirche angenommen habe; man muß vielmehr auf alles Das zurückgehen, wodurch eine solche Handlung mög-

lich wurde, und vor allem erwägen, was den Erzbischof von Canterbury, Thomas Cranmer, bestimmen konnte, die Ehe des Königs ohne die Einwilligung des Pabstes zu trennen und seine Vermählung mit Anna Boleyn zu vollziehen. Den Schlüssel zu allen diesen Räthseln findet man aber in der veränderten Stellung der Geistlichkeit zum Könige; und diese Stellung war verursacht durch die Bürgerkriege, welche der Geistlichkeit die Stütze raubten, die wahrlich sie bis dahin in dem Adel gehabt hatte. Als die Opposition gegen den Pabst einmal erklärt war, da verstanden sich viele Dinge ganz von selbst: 1) der Supremat-Eid, durch welchen jeder Beamte sich verpflichten mußte, den König als Oberhaupt der Kirche anzuerkennen; 2) die Einsetzung eines hohen Gerichtshofes, um, als höchste Instanz, im Namen des Königs über geistliche Angelegenheiten zu entscheiden; 3) die Aufhebung der Klöster zum Vortheil der Krone.

Leicht könnte man glauben, Heinrich der Achte sei durch eine plötzliche Erleuchtung der aufgeklärteste König seiner Zeit geworden. Nichts weniger, als das! Derselbe Monarch, der die Verehrung der Bilder, die Reliquien, das Fegefeuer, die Mönchsgelübde und das Primat des Pabstes verwarf, sanctionirte, durch eine Verordnung in sechs Artikeln, die wirkliche Gegenwart, die Communion unter Einer Gestalt, das Gelübde der Keuschheit, die Ehelosigkeit der Priester, die Messe und die Ohrenbeichte, nicht ohne Die, welche sich dem einen oder dem andern dieser Artikel widersetzen würden, mit schweren Strafen zu bedrohen. Er setzte also an die Stelle der von ihm zerstörten Theokratie eine andere, von

welcher man höchstens sagen kann, daß sie einfacher gewesen. Bei dem allen war dies der erste entscheidende Schritt zur Hervorbringung dessen, was man in der Folge die brittische Verfassung genannt hat; denn ohne eine förmliche Trennung von dem römisch-katholischen Kirchenthume, war keins von den organischen Gesetzen möglich, welche dem brittischen Staate seinen gegenwärtigen Charakter gegeben haben.

Im sechzehnten Jahrhundert konnte die Nützlichkeit einer förmlichen Trennung von der theokratischen Universal-Monarchie eben so zweifelhaft scheinen, als gegenwärtig die Trennung von derjenigen, die an ihre Stelle getreten ist, bedenklich ist. Wir dürfen uns also nicht darüber wundern, daß Heinrichs des Achten Nachfolger in ihrem kirchlichen System hin und her schwankten. Eduard der Sechste, nicht zufrieden mit dem, was sein Vater geleistet hatte, führte den reinen Calvinismus ein, der in England unter der Benennung des Presbyterianismus bekannt ist; doch die Jugend dieses Königs vertrug sich nicht mit irgend einer Autorität, und als er in einem Alter von zwanzig Jahren starb, hatte sich die Meinung über kirchliche Dinge so wenig festgestellt, daß seine Schwester Maria, als Königin von England, es wagen durfte, den römisch-katholischen Cultus wieder herzustellen, einen päbstlichen Legaten in ihrem Königreiche aufzunehmen, gegen die Protestanten zu wüthen und den Vertrauten ihres Vaters, den Bischof von Canterbury, nebst den Bischöfen von London und Worcester, verbrennen zu lassen. Vermählt mit Philipp dem Zweiten, Könige von Spanien, fühlte sie keinen andern

Beruf, als die sogenannte Irrlehre auszurotten, und nur ihr Tod, nach einer fünfjährigen Regierung, verschaffte den Engländern die ersehnte Erleichterung. Elisabeth, welche ihr folgte, schaffte das päbstliche Ansehen in England aufs Neue ab, erklärte sich für die oberste Verwalterin ihres Königreichs im Geistlichen, wie im Weltlichen, nahm Calvins Grundsätze in Ansehung der Glaubenslehren an, und behielt von dem römischen Cultus nur die Hierarchie und die Regierung der Bischöfe bei. Die lange Regierung dieser Königin von 1558 bis 1603 gab ihrer Schöpfung Bestand, die seit dieser Zeit die anglikanische, oder, zum Unterschied von dem reinen Calvinismus, auch die hohe Kirche genannt wird.

Mit Elisabeth starb das Geschlecht der Tudors aus, und an dessen Stelle trat das der Stuarts. Die vier Könige dieses Geschlechts, Jacob der Erste, Carl der Erste, Carl der Zweite und Jacob der Zweite, hatten sämtlich eine Vorliebe für den Katholicismus, weil sie glaubten, er begünstige die Unumschränktheit. Hieraus entwickelte sich die Umwälzung, welche im Jahre 1649 Carl dem Ersten das Leben kostete, und dann eine vorübergehende Republik gebar, worin ein Usurpator den Beschützer spielte. Im Jahre 1660 wurden die Stuarts zwar wieder hergestellt; doch nur um die Erfahrung zu machen, daß es den Königen nicht gestattet ist, dem vernunftgemäßen Verlangen der Völker entgegen zu handeln. Die Engländer strebten nach einer Verfassung, welche ihre Rechte gegen die Eingriffe der Willkühr beschützen sollten, und der Protestantismus war ihnen aus keinem andern Grunde theuer, als weil sie ihn für die

beste Grundlage eines guten politischen Systems hielten. Gerade dies nun bestimmte die letzten Könige vom Geschlecht der Stuarts, den Protestantismus zu verabscheuen; denn, was den Volksrechten zugelegt wurde, betrachteten sie als eine Verminderung ihrer Vorrechte. Ein solcher Kampf mußte mit jedem Tage heftiger werden. Die Engländer ertrugen Carls des Zweiten Willkühr, weil er in sein Verfahren noch einige Schonung und Mäßigung zu bringen verstand; doch sobald sie in Jacob dem Zweiten einen Monarchen kennen gelernt hatten, den keine Betrachtung im Laufe seiner Willkühr zu hemmen vermochte, da trugen sie kein Bedenken, die Stuarts zu vertreiben und in der Person Wilhelms von Oranien ein neues Geschlecht auf den Thron zu erheben.

Dieser Sieg des Protestantismus über den Katholicismus, war zugleich ein Sieg des Gesetzes über die Willkühr. Den Vertrag zwischen König und Volk bildete die Declaration of rights, vom Parliament entworfen, vom Könige bestätigt, und per fictionem juris als der Inbegriff aller dem brittischen Volke von Alters her zustehenden Rechte betrachtet. Erst von jetzt an kamen Vertretung und Verwaltung in dasjenige Verhältniß zu einander, worin beide ausdauern konnten, und obgleich sich nicht sagen läßt, daß dies Verhältniß fehlerfrei sei, so muß doch behauptet werden, daß die brittische Verfassung ihren Charakter von demselben herleitet.

Also — nach einem Kampf von einhundert und sechs und funfzig Jahren (Heinrichs des Achten Kirchen-Reformation als den Anfangspunkt, und Jacobs des

zweiten Vertreibung aus Großbritannien als den Endpunkt angenommen) gelangte England zu einer bleibenden Verfassung. Der Weg dahin führte über die Trümmer des römisch-katholischen Kirchenthums, als desjenigen Instituts, das als das stärkste Hinderniß einer guten Staatsgesetzgebung betrachtet wurde. Von ihrem Instincte geleitet, begannen die Britten mit dem, was ihnen als das Erste erschien, wenn sie jemals das Gebäude einer freien Verfassung aufführen wollten. Und hierdurch ist ihr strenges Verfahren gegen die Mitglieder der römisch-katholischen Kirche, wo nicht gerechtfertigt, doch entschuldigt. Wenn diese noch immer von der Theilnahme an der Gesetzgebung und, bis zu einem gewissen Grade, selbst an der Verwaltung ausgeschlossen werden; wenn man also in dem aufgeklärten England von einer Gleichstellung kirchlicher Lehren nichts wissen will: so liegt dies darin, daß man in diesem Lande zu der Ueberzeugung gelangt ist, man könne die Verfassung eines Staats nicht in Widerspruch setzen mit den Institutionen, welche dieselbe beschützen sollen. Ein Gedanke, gegen den sich nichts Erhebliches einwenden läßt.

Kurz: die englische Verfassung hat sich auf eine unverkennbare Weise aus dem kirchlichen Protestantismus entwickelt, der fortdauernd ihre Grundlage ausmacht. Wollte sie sich von ihm trennen, so müßte sie zuvor an sich selbst irre werden. Mit Recht betrachtet sie ihn also als ihren Führer und Schutzgeist, und das, was ihm entgegensteht, kann immer nur ein Gegenstand der Duldung und Großmuth für sie seyn.

Untersuchen wir nun, auf welchem Wege Frankreich zu seiner gegenwärtigen Verfassung gelangte.

Der Protestantismus gegen die theokratische Universal-Monarchie der Päbste nahm in Frankreich mit dem Eintritt des vierzehnten Jahrhunderts seinen Anfang, und die Streitigkeiten, in welche Philipp der Schöne mit Bonifacius dem Achten gerieth, hatten die merkwürdige Folge, daß der Wohnsitz des Pabstes von Rom nach Avignon verlegt wurde: eine bedeutende Umwälzung, welche durchaus zum Vortheil der französischen Könige war. Die sogenannte babylonische Gefangenschaft dauerte nicht weniger als siebenzig Jahre; und kaum war sie beendigt, als jenes Schisma losbrach, das die ganze europäische Welt in Verwirrung setzte. So lebhaft fühlte man während des funfzehnten Jahrhunderts die Ueberflüssigkeit des Pabstes als Universal-Monarchen, daß man auf nichts Geringeres bedacht war, als ihm jede freie Wirksamkeit zu rauben. Die Grundsätze, die man zu diesem Endzweck aufstellte, indem man die Autorität des Pabstes der des Conciliums unterordnete, und die Bischofs-Wahlen von ihm unabhängig machte, führten geraden Weges zum Ziel; und Großes würde dadurch erreicht worden seyn, wenn nicht die List der geistlichen und weltlichen Herrscher den Ausschlag über die Aussprüche der Vernunft gegeben hätte. Frankreich, damals von Ludwig dem Elften beherrscht, beeilte sich, auf die Decrete des Conciliums zu Basel eine pragmatische Sanction zu gründen, wodurch der Einfluß der römischen Curie auf dieses Land für immer gehemmt war.

Der König, das Parlement, die Universität von Paris waren anfangs über diese Maßregeln einverstanden; sie trennten sich aber wieder, als Ludwig der Elfte, mit der Bekämpfung des Feudal-Adels vollauf beschäftigt, die Priesterschaft und den römischen Stuhl dadurch für sich gewann, daß er die pragmatische Sanction für seine Person zurücknahm, und nichts dagegen einzuwenden hatte, daß sie, troß dem Widerstande des Parlements und der Universität zu Paris, von den Römern in den Koth getreten wurde. Ludwig's des Elften Verfahren mochte in so fern sehr richtig seyn, als man nicht zu viel auf Einmal wollen muß; es zeigte aber zugleich, daß die französischen Könige einen besonderen Vortheil verfolgten, und daß dieser Vortheil wesentlich von dem des Volkes verschieden war.

Ludwig des Elften nächsten Nachfolgern blieb es überlassen, das Verhältniß der Kirche zum Staate auf eine dem letzteren vortheilhafte Weise zu ordnen. Die Kriege, welche am Schlusse des funfzehnten und zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts (von 1495 bis 1515) in Italien geführt wurden, hatten kaum einen andern Endzweck; denn was darin bloßer Vorwand war, verdient schwerlich der Erwähnung. Nach mancherlei Glückswechseln wurde endlich zwischen Franz dem Ersten und Leo dem Zehnten jenes Concordat geschlossen, das man vor wenigen Jahren zu erneuern gedachte: ein Concordat, wodurch der Pabst und der König von Frankreich sich in die sogenannte geistliche Herrschaft theilten, doch so, daß das beste Stück, wir meinen die Bestätigung aller kirchlichen Anordnungen, dem Pabste verblieb. Nichts

ist für das Schicksal Frankreichs in den drei letzten Jahrhunderten entscheidender gewesen, als dieses Concordat, wodurch der Pabst zuerst gemeinschaftliche Sache mit einem Könige zur Lähmung und Unterdrückung der edelsten Fähigkeiten eines geistreichen Volkes machte. Gebunden durch den abgeschlossenen Vertrag, sah Franz der Erste sich zur Verfolgung der Ketzer genöthigt, und in dem Lande der Franken loderten Scheiterhaufen für alle Diejenigen, welche dem Vorrechte nicht entsagen wollten, Gott auf ihre Weise zu verehren: ein Vorrecht, welches der Mensch als ein unmittelbares Geschenk der Gottheit zu betrachten berechtigt ist.

Die französischen Könige des sechzehnten Jahrhunderts schienen den Grundsatz angenommen zu haben, daß alle Furchtbarkeit des Priesterthums nur auf dessen Zusammenhang mit dem Feudal-Adel beruhe, daß folglich, wofern nur dieser unterdrückt werde, jenes verschont bleiben könne. Sie hatten hierin nicht ganz unrecht; denn da es ihnen nur um Unumschränktheit zu thun war, Theokratie aber zu keinem anderen Zwecke vorhanden ist, als Unumschränktheit zu gewähren: so würden sie gegen sich selbst gehandelt haben, wenn sie das katholische Kirchenthum nicht aus allen Kräften beschützt hätten. Was ihnen allein entging, was ihnen sogar, so lange der Kampf mit dem Feudal-Adel währte, nothwendig entgehen mußte, war: daß die Unumschränktheit, nach welcher sie strebten, keinen Werth hat, weil sie die Rechtlosigkeit selbst ist, und sich folglich mit keiner Sicherheit verträgt. Diese Begränztheit machte sie ungerecht gegen den Protestantismus, der das sechzehnte Jahrhundert hin-

durch wie frischer Lebensathem die europäische Gesellschaft in allen ihren Theilen durchdrang. Der Erfolg hat die Reformation gerechtfertigt; denn eine Erfahrung von drei Jahrhunderten hat gezeigt, daß der kirchliche Protestantismus, weit entfernt, der Souveränetät zu schaden, derselben Nachdruck und Stärke giebt, wäre es auch nur dadurch, daß er den Suverän zum Oberhaupt aller Secten macht, um dieselben zum Vortheil der Gesellschaft zu leiten. Die französischen Könige, welche in ihm nur den Feind des Königthums sahen, glaubten seine Vertilgung sich selbst schuldig zu seyn. Daher die Grausamkeiten eines Heinrich des Zweiten und eines Karl des Neunten: Grausamkeiten, welche durch Hofpartheien nicht wenig verstärkt wurden, und selbst in der berüchtigten Bluthochzeit kaum ihr Ende fanden. Man kann es nur beklagen, daß Frankreichs Könige ihre wahre Bestimmung in einem so hohen Grade verkannten. Ohne das Concordat zwischen Franz dem Ersten und Leo dem Zehnten wäre in Frankreich die Reformation auf dieselbe Weise erfolgt, wie in Deutschland; und wenn die protestantische Kirche das Idol der französischen Könige — die Unumschränktheit — weniger begünstigt hätte, als die römisch-katholische: so wäre vielleicht durch allmählige Abänderungen des politischen Systems jene Revolution hintertrieben worden, die noch immer für so Viele ein Gegenstand des Abscheu's ist.

Es gab für Frankreich einen Augenblick, der nur allzu entscheidend war. Durch den ersten König vom Geschlechte Bourbon an den Scheideweg geführt, wo sich Irrthum und Wahrheit trennen, erklärte es sich für

den Katholicismus, indem Heinrich der Vierte ausrief: Paris ist wohl eine Messe werth. Seit dieser Zeit ist es in derselben Bahn geblieben, und seine Könige scheinen vergessen zu haben, daß ihr Ahnherr ein Protestant war. Derselbe Ludwig, welcher das Edict von Nantes zurücknahm, und Dragoner zu Missionarien machte, schrieb an einen indischen Fürsten: „er möchte sich der Bekehrer annehmen, weil der christliche (katholische) Glaube die wahre Unumschränktheit gebe." Es ist aber ein trauriger Vorzug, den Glauben der Väter bewahrt zu haben, wenn alles Uebrige sich verändert hat, und nichts mehr zu demselben paßt. Als Chlodwig sich zur Annahme des Christenthums bequemte, war er gewiß weit davon entfernt, seinen Nachfolgern auf dem französischen Thron sein Bekenntniß als Glaubensregel vorzuschreiben; und wenn diese, zwölf Jahrhunderte hindurch, demselben Aberglauben huldigten, so konnte dies immer nur mit Verkennung ihrer wahren Bestimmung geschehen, nach welcher sie nicht Häupter einer besondern Classe, sondern Fürsten des Volks waren. Der Irrthum, in welchem sie sich befanden, offenbarte sich auch darin, daß ihre Macht nicht ausreichte, den Protestantismus aus Frankreich zu verbannen; denn, allen Bluthochzeiten und Dragonaden zum Trotz, blieb eine nicht geringe Anzahl von Protestanten in Frankreich zurück, und unter den Katholiken dieses Reichs entwickelte sich ein Geist, der, ohne an Glaubensformeln zu kleben, den Lehren der römisch-katholischen Kirche nichts weniger als günstig war.

Als Träger der Unumschränktheit leistete das katho-

lische Priesterthum nicht, was es leisten sollte. Die Umwälzung kam über Frankreich, obgleich die Lehre von dem leidenden Gehorsam ohne Unterlaß gepredigt wurde; und diese Umwälzung zerschmetterte Thron und Altar. Eine gewisse Parthei hat seitdem nicht aufgehört, dem Geiste der Philosophie alle die Unruhen und Stürme zuzuschreiben, womit das achtzehnte Jahrhundert sich endigte. Viel leichter aber dürfte zu beweisen seyn, daß gerade die Philosophie es war, welche die Mittel darbot, jenen Stürmen zu begegnen, und daß diese nur darum erfolgten, weil man ihre Rathschläge verachtet, ihren Einsichten kein Gehör gegeben hatte. Von den Uebeln getroffen, die mit jeder gewaltsamen Umkehr unauflöslich verbunden sind, richtet der menschliche Geist seine Anklage nur gegen das, was ihm als die vorzüglichste Ursache der ersten Abweichung von einer gegebenen Bahn erscheint; und nur allzu häufig geschieht dies noch immer in Frankreich mit halsstarriger Verkennung des Guten, das durch die Umwälzung geleistet worden ist. Wer aber wagt es, den Grad des Verfalls zu bestimmen, zu welchem Frankreich herabsinken konnte, wenn die Ruhe und mit ihr die Mißbräuche der alten Ordnung der Dinge noch zwanzig Jahre länger gedauert hätten?

Wir übergehen hier mit Stillschweigen die halb barbarischen, halb lächerlichen Versuche, welche bis zum Jahre 1800 in Frankreich gemacht wurden, die alte unhaltbare Ordnung durch eine neue haltbare zu ersetzen. Wohl fühlte man auf allen Stationen der Umwälzung, daß das römisch-katholische Kirchenthum Etwas sei, das nicht zu dem Geiste einer Repräsentativ-Regierung, wie

man sie beabsichtigte, passen wollte; doch jenes Kirchenthum zu verdrängen, war eine so schwierige Aufgabe, daß man an ihrer Lösung immer nach den ersten Versuchen verzweifelte. Selbst Napoleon, so aufrichtig er sich des mit Pius dem Siebenten abgeschlossenen Concordats schämte, vermochte, nach diesem ersten Fehlgriff seiner Regierung, nichts wieder gut zu machen; und schwerlich läßt sich leugnen, daß sein sich selbst widersprechendes Betragen gegen den Pabst und gegen das ganze katholische Kirchenthum nicht wenig zu seinem Sturz beigetragen habe. Die ganze französische Umwälzung würde einen andern Charakter angenommen haben, wenn der politische Protestantismus, ohne welchen sie nicht zu Stande kommen konnte, vorbereitet gewesen wäre durch den kirchlichen, dessen Unterdrückung, so viele Jahrhunderte hindurch, keine andere Wirkung hervorbringen konnte, als daß das Werk der Vernunft und geläuterten Einsicht zu einem Werke der Gewalt und des Partheikampfes wurde.

So wie nun die Sachen noch gegenwärtig in Frankreich liegen, läßt sich von der nächsten Zukunft wenig Gutes ahnen. In Großbritannien steht die Verfassung in Harmonie mit den kirchlichen Einrichtungen, und der Protestantismus ist eine so nothwendige Grundlage für jene, daß sich gar nicht begreifen läßt, was aus ihr werden sollte, wenn ihre Grundlage verschwände. Nicht so in Frankreich. Hier ruht die Verfassung auf einem Fundament, welches mit ihr in dem stärksten Widerspruch stehet.

Die Charta Ludwigs des Achtzehnten erklärt die römisch-katholische Religion für die R e l i g i o n des

Staats, indem sie jedem Nichtkatholischen freie Ausübung seiner Religion gestattet und ihm für seinen Gottesdienst gleichen Schutz verspricht.

Hier kann man fragen: was Staatsreligion sei? Der Ausdruck ist allzu unbestimmt, als daß man nicht in die Versuchung gerathen sollte, ihn zu fixiren. Kann unter Staat immer nur die organisirte Gesellschaft verstanden werden, so ist es abgeschmackt, von einer Staatsreligion zu reden, welche den Gegensatz von andern Religionen bildet; denn es entsteht sogleich die Frage: ob die Anhänger dieser Religionen der organisirten Gesellschaft, Staat genannt, angehören, oder nicht; und wenn sie dem Staate angehören, so ist ihre Religion eben so wohl Staatsreligion, als jede andere. Der Partheigeist in Frankreich hat sich zwar in eine Unterscheidung zwischen Staat und Land geflüchtet, und von den Bekennern der abweichenden Religionen ausgesagt, sie seien zwar im französischen Lande, aber nicht im französischen Staate; doch wie lächerlich dies ist, bedarf keiner Erörterung.

Muß nun unter Staatsreligion vorherrschendes Kirchenthum verstanden werden — wo bleibt alsdann der den übrigen Kirchenthümern verheißene gleiche Schutz? Denn, wenn das vorherrschende Kirchenthum sich beeinträchtigt fühlen sollte, so wird jener aufhören müssen.

Dies ist aber bei weitem nicht Alles, was sich über diesen wichtigen Gegenstand bemerken läßt.

Es ist von der königlichen Macht in Frankreich gesagt worden: sie sei nicht auf einem natürlichen Wege zur constitutionellen Regierungsform gelangt, sondern

dern in weniger als einem Jahrhundert in dieselbe hineingefallen; und dieser Ausspruch rechtfertigt sich von allen Seiten, wenn man das Verhältniß der römisch-katholischen Kirche zum französischen Staate ein wenig schärfer ins Auge faßt. Jene ist ein Institut, worin alles auf unbedingten Gehorsam berechnet ist; denn einen andern Zweck kann die Theokratie sich nicht setzen. Wie paßt nun ein solches Institut zu einer constitutionellen Monarchie, welche den Gehorsam nur in so fern fordert, als er in den Aussprüchen der Vernunft und des Gesetzes gegründet ist!

Es paßt in keiner Beziehung, und Tag und Nacht stehen mit einander nicht in ärgerem Widerspruch, als das Gesetz der Kirche und das Gesetz des Staates.

Während dieses erlaubt, den abweichenden Glauben öffentlich zu bekennen, will jenes das Gegentheil, damit die Staatsreligion ihrer Benennung entspreche. Während der Staat sich anheischig macht, jeden Gottesdienst zu beschützen, fordert die Staatsreligion ihn auf, Zwang zu üben. Während jener Widerspänstige besoldet, heischt diese Glaubensgerichte. Während das Staatsgesetz annimmt, daß alle Gottesverehrungen auf einen gemeinschaftlichen Vater abzwecken, betrachtet das Gesetz der Staatsreligion Alle, die sich nicht zu ihr bekennen, als Verworfene. Während das erstere alle Bürger zu einer großen Familie vereinigen will, gebietet das letztere, die Verstoßenen und Geächteten zu fliehen. Das eine will die Liebe und den Frieden, das andere den Haß und den Krieg. Wo das eine losspricht, da verdammt das andere; und wo das eine zur Untersuchung auffor-

dert, um das Gebiet der Wahrheit erweitert zu sehen, da tritt das andere mit Zauberformeln hervor, welche das Reich der Finsterniß verewigen sollen.

Hier sind also Dinge, die, wie man zu sagen pflegt, sich frontibus adversis bekämpfen.

Wird das Gesetz des Staats über das Gesetz der Kirche siegen, oder wird der umgekehrte Fall Statt finden? Das ist die Frage.

Das Gesetz des Staats und die constitutionelle Monarchie sind das Werk der Fortschritte, welche der menschliche Verstand in Erkennung des Wahren gemacht hat: ein Werk, das auf gesellschaftlichen Bedürfnissen, von der Hand der Zeit herbeigeführt, beruhet, und in ihnen seine Nothwendigkeit hat. Das Gesetz der Staatsreligion hingegen gehört früheren Jahrhunderten an, in welchen das Uebernatürliche und der Wunderglaube allein etwas über den Willen der Menschen vermochten. Diese ganz verschiedne Beziehung nun macht es nicht unwahrscheinlich, daß das Staatsgesetz über das Kirchengesetz triumphiren werde. Inzwischen verspricht Alles einen hartnäckigen Kampf, wie er immer Statt gefunden hat, so oft das vorgeblich Heilige dem vorgeblich Profanen weichen sollte. Schon gegenwärtig zeigt sich, durch welche Mittel das Priesterthum über alle Diejenigen zu siegen gedenkt, welche das Gesetz des Staats über das Gesetz der Kirche stellen, diese nur als eine einzelne Institution zur Versittlichung der Bürger betrachten, und auf die Harmonie der Institution mit dem Staatswesen dringen. Missionarien, an den großen Haufen abgesendet, sollen die Staatsreligion retten, und einen Zustand

zurückführen, von welchem man fälschlich annimmt, daß bloße Neuerungssucht ihn verdrängt habe. Bald wird es Gegen-Missionarien geben, welche jenen jede Eroberung streitig machen, und da ein Licht anzünden, wo die anderen verdunkeln möchten.

Indem sich nun auf diese Weise Licht und Finsterniß bekämpfen, gewinnt das Staatsgesetz zwar die Aussicht zu einer unumschränkten Herrschaft, ohne welche die constitutionelle Monarchie nicht bestehen kann; auf jeden Fall aber bleibt so viel ausgemacht, daß Frankreich sich gegenwärtig nur in dem Vorhofe wahrer und bleibender Verfassung befindet. Es steht in dieser Hinsicht noch weit hinter Großbrittanien zurück, obgleich nicht zu leugnen ist, daß es sein Vorbild übertreffen kann, wenn es die Fehler vermeidet, wodurch dieses sich selbst unfähig gemacht hat, zu einer höheren Vollkommenheit aufzusteigen.

Die wichtigste Aufgabe für Frankreich ist also, sich von einem Priesterthum zu befreien, dessen Geist sich während der Feudal-Anarchie entwickelt hat, und folglich von keiner Seite her dem gegenwärtigen Gesellschaftszustande entspricht. Leicht ist diese Aufgabe freilich nicht; allein so lange sie ungelöst bleibt, wird das römisch-katholische Kirchenthum wie dichter Schatten auf der Verfassung liegen, und das Licht und die Wärme, welche von der Charte ausgehen, hemmen und unterdrücken. Erwägt man hierbei, daß die Bestimmung des Christenthums keine andere war, als eine für alle menschliche Verhältnisse ausreichende Regel aufzustellen; daß diese Regel, ausgedrückt in dem Satze: Was du nicht willst, daß

andere dir thun sollen, das sollst du ihnen auch nicht thun, das vollkommenste Princip für die Rechtmäßigkeit der Macht in sich schließt; daß folglich, (da es bei allen Verfassungsversuchen auf nichts Anders ankommen kann, als der Macht den Charakter der Rechtmäßigkeit und Sittlichkeit zu geben) das ursprüngliche Christenthum sich zur verfassungsmäßigen Monarchie verhält, wie die Theorie zur Praxis: so kann man nur die Ausartung beklagen, welche die einfachste und erhabenste Lehre dadurch gelitten hat, daß sie sich in dem katholischen Kirchenthum mit der Ausübung der Gewalt verband. Da dies aber einmal geschehen ist, so bleibt, wenn die Idee einer verfassungsmäßigen Monarchie nicht wieder zu Grunde gehen soll, nichts anders übrig, als überall auf die ursprüngliche Reinheit des Christenthums zu dringen, wie sich darüber auch das Kirchenthum gestalten möge. Vorüber sind die Zeiten, wo die Ruhe im Staate dadurch erhalten werden konnte, daß die Regierenden listig, die Regierten dumm, und beide Theile gleich abergläubig waren. Für Frankreich leistet der Begriff der gallikanischen Kirche, so wie er sich im sechzehnten Jahrhundert gebildet hat, nichts Gutes mehr; denn der Sieg über den Feudal-Adel, den er erleichtern sollte, ist längst vollendet. Man muß also diesen Begriff aufgeben und ein neues Kirchenthum einleiten, welches mit dem römisch-katholischen auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit hat; und wenn in dem Geiste der Zeit die mindeste Wahrheit ist, so wird dies allmählig geschehen.

Ergebniß dieser Untersuchung:

In Großbritannien war die Verfassung die Ausgeburt einer Umwälzung, welche in der Reformation der Kirche durch Heinrich den Achten und dessen Nachfolger aus dem Hause Tudor gegründet war. Es kam auf nichts Geringeres an, als das Staatsgesetz mit dem Gesetz der Kirche in Harmonie zu bringen; und es läßt sich nicht leugnen, daß dies durch die Declaration der Rechte vom 13ten Febr. 1688 geschehen sei. Die untergeordnete Stellung, welche das römisch-katholische Kirchenthum durch dies Gesetz erhielt, war in jeder Beziehung nothwendig: denn wäre jenes von neuem zur Staatsreligion erhoben worden, so hätte der Widerspruch zwischen Kirche und Staat fortdauern müssen, und die Vorschriften der ersten hätten die des letzten anhaltend bekämpft. Daher denn auch die Hartnäckigkeit brittischer Staatsmänner, dem römisch-katholischen Kirchenthum keinen Einfluß auf die Gesetzgebung zu gestatten: eine Hartnäckigkeit, die Vielen als grausam erscheint, ihrer Quelle nach aber so achtungswerth ist, daß man sie unbedingt loben muß, sobald man sich daran erinnert, daß die Staatsmacht in der Einheit der Gesetze allein eine unerschütterliche Grundlage haben kann.

In Frankreich war die Verfassung die Ausgeburt einer Umwälzung, welche, ganz unvorbereitet, aus der Schwäche der Regierung d. h. aus einem politischen System hervorging, worin Alles auf Unumschränktheit berechnet war. Es kam im Jahre 1814 nur darauf an, das Staatsgesetz zu fixiren. So entstand die Charta, bei deren Abfassung, wie es scheint, keine Rück-

sicht darauf genommen wurde, ob die Institutionen dem Staatsgesetz entsprachen, oder nicht. Alle Erscheinungen in Frankreich haben indeß seitdem bewiesen, daß die Uebereinstimmung des Staatsgesetzes mit den Institutionen, hauptsächlich aber mit dem Kirchenthum und dessen Lehren, keine gleichgültige Sache sei; und von einem Tage zum andern hat die Regierung empfunden, daß das bloße Staatsgesetz nicht hinreicht, die Achtung der Unterthanen zu gewinnen. Wie dies endigen werde? — Kann es anders endigen, als so, daß auch die Religion der Väter aufgegeben wird, nachdem man Alles, was mit derselben in Verbindung stand, längst aufgegeben hat?

Ueber Ersparungen in den öffentlichen Ausgaben.

Wohin wir uns gegenwärtig wenden, überall kommen uns Klagen über den Druck und die Härte der Zeit entgegen; und namentlich soll dieser Druck, zum großen Theile, seinen Grund in der Höhe der Abgaben haben.

Wie mehrere andere Regierungen, so hat auch neulich die Preußische den Bedarf ihrer Ausgaben für das Jahr 1820 in einer vorläufigen Hauptsumme öffentlich bekannt gemacht.

Der Verfasser gesteht, daß er seinen Augen kaum traute, als er für das Bedürfniß des genannten Jahres keine höhere Summe, als 50,863,150 Thaler, angegeben fand. Nach den Klagen, die ihm früher, in öffentlichen Blättern, von mehreren Gegenden her über die auch im Preußischen Statt findende Höhe der Abgaben zu Gesicht gekommen waren, mußte er annehmen, daß der Regierungshaushalt dieses Staats eine weit größere Summe erfordere; denn der Betrag von etwas mehr als 50 Millionen schien jene Klagen nicht zu rechtfertigen.

Es gab ihm dies zu folgenden Betrachtungen die Veranlassung.

Bekanntlich besitzt der preußische Staat sehr bedeutende Domänen und Forsten als Staatseigenthum. Den Ertrag dieser jährlich nur zu 7,000,000 Thaler angenommen, würden also von der Nation etwa 43,800,000 Thaler aufzubringen bleiben. Billig muß indessen hiervon noch in Abzug gebracht werden, was durch die Posten, die Lotterie, die Bergwerke u. s. w. in die Staatskassen fließt, und was sonst noch den öffentlichen Abgaben nicht beigezählt werden kann. Rechnet man nun über dies hinzu, daß, nach jener Bekanntmachung, auf ein Deficit geschlossen werden muß, das wenigstens in den letzten Jahren Statt gefunden hat, indem, um jene Summe von 50,863,150 Thalern zu erreichen, neue Abgaben eingeführt werden sollen: so kann mit größter Sicherheit angenommen werden, daß die von der Nation bisher aufgebrachten Steuern nicht über 36 bis 38 Millionen Thaler jährlich betragen haben. Die Anzahl der Einwohner des preußischen Staats nur zu 10,500,000 angenommen, (wiewohl nach den meisten officiellen Nachrichten die gegenwärtige Bevölkerung diese Summe noch um ein Namhaftes übersteigt) würden also, nach den gewöhnlichen Berechnungen, auf den Kopf jährlich etwa $3\frac{1}{2}$ bis $3\frac{2}{3}$ Thaler an Steuern fallen.

Das wären also die Abgaben, deren Höhe von Vielen für so unerschwinglich ausgegeben wird, daß hauptsächlich durch sie der jetzige Druck der Zeit, von dem vielleicht auch ein Theil der preußischen Provinzen nicht freigesprochen werden kann, herbeigeführt werden soll.

Wir wollen nicht untersuchen, was die Nation Kopf für Kopf zu Friedrichs des Großen Zeiten gezahlt

haben mag, wo, so viel wir wissen, der Druck der Abgaben, wiewohl sie schwerlich, weder nach Verhältniß der damaligen Einwohnerzahl zur jetzigen, noch nach Maßgabe des verminderten Geldwerthes, viel weniger betragen haben können, — von Niemand unerträglich gefunden wurde. Aber angenommen, es gelänge in diesem Augenblick der preußischen Regierung, irgend ein Mittel ausfindig zu machen, wodurch sie sich in den Stand gesetzt sähe, zur Bestreitung ihrer 50,800,000 Thaler jährlicher Ausgaben, nach Abrechnung des Ertrags der Domänen- und Forst-Revenüen, einige zwanzig Millionen Thaler auf eine solche Weise zu beziehen, daß von der Nation nur noch der Rest mit ein und zwanzig Millionen Thaler aufzubringen wäre, und mithin auf den Kopf im Durchschnitt etwa zwei Thaler an Steuern fielen — eine Abgabe, die doch gewiß Niemand zu hoch finden würde: — glauben wir, daß nun wirklich die Klagen über den Druck der Zeit mit Einem Mal ein Ende nehmen würden?

Jede Familie im Durchschnitt zu fünf Personen gerechnet, würden also für jede Haushaltung jährlich zehn Thaler erspart werden, wobei sich von selbst versteht, daß dieser Betrag für die Reichen und die am meisten Besteuerten weit höher ausfallen, für die Familien der Armen dagegen weit weniger betragen würde. Aber wenn dies vielleicht durch die Auffindung irgend eines Potosi oder Guanaxuato, zu erreichen stände: sollte dadurch wirklich aller, angeblichen und wahren, Noth plötzlich ein Ende gemacht werden? Oder sollte, wie in so vielen Dingen, hierin eine bloße Täuschung liegen?

Wie, um den Fall anders zu stellen, wenn die Regierung sich in den Stand gesetzt sähe, jedem ihrer Unterthanen, wenigstens für eine Reihe von Jahren, Kopf für Kopf jährlich zwei Thaler baar auszahlen zu lassen, glaubt man, daß nun den Klagen des Landmanns, des Fabrikanten, des Handwerkers, des Kaufmanns, des Tagelöhners abgeholfen, die allgemeine Zufriedenheit hergestellt, und das Glück und die Wohlfahrt Aller begründet seyn würde? —

Man spricht fast in allen Regierungen gegenwärtig von Ersparungen, oder Verminderungen des Ausgabe-Etats.

Es bedarf aber keines Beweises, daß jede Regierung nothwendig in eben dem Maaße schwächer werden muß, als sie weniger Einnahmen bezieht. Denn, da am Ende alle Einnahmen nur der Repräsentant desjenigen Antheils von Kraft sind, welchen sich die Regierung von der allgemeinen Staatskraft aneignet; so begreift sich leicht, daß die Kraft der Regierung sich gerade um so viel vermindern muß, als sie von der allgemeinen Kraft weniger in Anspruch nimmt.

Suchen wir uns indessen durch einige Beispiele klar zu machen, was es zuletzt mit jenen Ersparungen auf sich hat.

Man beklagt sich z. B. hier und da, daß auf die öffentlichen Bauten zu viel verwendet werde. Angenommen also, es seien bisher in dem Etat eines Staats von zehn Millionen Einwohnern, jährlich zwei Millionen Thaler dafür ausgeworfen gewesen, und man finde

es für gerathener, diese Summe künftig auf die Hälfte herabzusetzen. Was gewinnt man am Ende dabei?

Wahr ist es, diese Eine Million auf die Kassen der einzelnen Unterthanen jenes Staats vertheilt, erspart jede Familie im Durchschnitt jährlich einen halben Thaler, oder, diesen auf die Tage des Jahres vertheilt, täglich noch nicht völlig den dritten Theil eines Pfennigs.

Aber, diese Eine Million in den Kassen des Staats befindlich gedacht, und jährlich durch die Regierung in Circulation gesetzt, und auf die Ausführung von öffentlichen Bauten verwendet, erhalten vielleicht Tausende von Tagelöhnern, Jahr aus Jahr ein, ihre gewisse Beschäftigung bei der Anlage von Chausseen, oder bei dem Graben von Kanälen; finden fleißige Maurer, Zimmerleute, Tischler und andere Handwerker ihren Verdienst bei der Aufführung von Wohnungen für das Militär, bei der Anlage von Magazinen und andren Gebäuden; sieht der Fuhrmann sich nicht mehr genöthigt, seine Pferde auf grundlosen Landstraßen abzutreiben; findet der Kaufmann sich in den Stand gesetzt, mit Leichtigkeit mit den fernsten Gegenden des Reichs in Verbindung zu treten, und die Erzeugnisse der Natur und des Kunstfleißes allen seinen Mitbürgern schnell und zu billigern Preisen zu verschaffen; fühlt der Bürger in den Städten sich erleichtert, wenn er seine Wohnungen ganz für sein Gewerbe benutzen kann, ohne sich durch Einquartierung auf irgend eine Weise gehemmt und beschränkt zu sehen.

Wir fragen nun, wodurch mehr Unzufriedenheit und

Druck für das Ganze erregt werden dürfte: wenn jene Regierung fortführe, jährlich eine Million an Steuern von den Einwohnern zu erheben, und durch gemeinnützige Bauausführungen, zu welchen die Kräfte des Einzelnen nicht hinreichen, den Flor des Landes zu befördern? oder wenn sie einer jeden Familie gestattete, die auf ihren Antheil jährlich fallenden zwölf Groschen zu eigenen Zwecken zu verwenden?

Aber der hohe Militär-Etat, worüber fast in allen Ländern gegenwärtig so laute Klagen geführt werden!

Wir haben bereits bei einer andern Gelegenheit *) aus einander zu setzen versucht, worin, unserer Meinung nach, das Nachtheilige liegt, was die heutigen Militär-Systeme mit sich führen. Aber hiervon abgesehen, fragen wir: wo bleiben denn auch diejenigen Summen, welche die Regierungen jährlich auf das Militär verwenden? — Den Militäretat eines Staats um zwei, drei, vier und mehrere Millionen vermindern, heißt zuletzt nichts anders, als um eine gleiche Summe weniger an Kleidungsstücken, Lebensmitteln, Armaturen u. s. w. von Seiten der Regierung erarbeiten und ankaufen lassen. Wer hat nun aber schon berechnet, wenn hierbei nichts weiter, als das Geld in Betracht gezogen werden soll, das die Regierung dafür in Umlauf setzt, wie sich der Verlust zu dem angeblichen Gewinn verhält, wenn in Zukunft um so viel weniger Steuern erhoben werden, als jene Ausgaben betragen? und

---

*) S. Bemerkungen über das Deficit, im ersten Hefte dieses Journals.

mithin gerade so viel Kraft im Staate ruhen bleibt, oder wenigstens in minderm Maaße angeregt wird, als durch die Circulation jener Millionen in Thätigkeit gesetzt würde?

Nicht anders aber verhält es sich mit dem sogenannten Civil-Etat. Wie oft mag der Fall eingetreten seyn, daß z. B. ein Schneider oder Schuster, wenn er von dem Rath, oder den Subalternen eines Collegiums eine Rechnung für gelieferte Arbeit ausgezahlt erhielt, solche mit „zu ergebenstem Dank bezahlt erhalten" quittirte, ohne sich einfallen zu lassen, daß unter dieser Summe vielleicht der gleiche Betrag in denselben Münzstücken befindlich sey, den er mit Murren und Unzufriedenheit am Anfange des Jahres für den zu lösenden Gewerbeschein in die Steuerkasse zahlte? Ob beide, jener Schuster und Schneider, wohl mit dem Tausche zufrieden seyn möchten, wenn man ihnen den Erlaß ihrer Gewerbesteuer ankündigte, damit aber den Verlust ihrer sämtlichen Kunden vom Beamten-Personale in Verbindung setzte? — Wer ist denn überhaupt derjenige, der zuletzt die Steuern und Abgaben in einem Staate trägt? —

Freilich gewinnt die Sache in so fern ein anderes Ansehn, als vielleicht durch Verminderung eines stehenden Heeres oder eines Beamten-Personals selbst, Tausende von kräftigen Armen der eigentlich arbeitenden und producirenden Klasse der bürgerlichen Gesellschaft wiedergegeben werden. Aber eben so leicht ist auch einzusehen, daß, wenn in einem Staate nicht wirklich die Abgaben oder derjenige Theil von Kraft, den die Regie-

rung zur Ausübung ihrer Functionen in der Gesellschaft nöthig zu haben glaubt, außer allem Verhältniß mit der in einem Staate überhaupt befindlichen Kraft steht; — oder in der Art und Weise der Erhebung der Abgaben ein Mißverhältniß zwischen den einzelnen Staatsbürgern vorhanden ist; oder endlich geradezu von Seiten der Regierung eine Vergeudung der angeeigneten Kraft Statt findet — zu welchen Ausmittelungen indessen ganz andere, als die gewöhnlichen Etats-Berechnungen gehören möchten — dies keinen Grund abgeben kann, die Abgaben zu vermindern.

Im Gegentheil dürfte es gar nicht befremden, wenn unter den gegenwärtigen Umständen, wo Tausende von Arbeitern ins bürgerliche Leben zurückkehren, eine Regierung sich berufen fühlte, die Abgaben zu erhöhen, indem sie dadurch, daß sie selbst die persönlichen Kräfte jener Ausgetretenen nicht mehr in Anspruch nimmt, die allgemeine Kraft überhaupt verstärkt hat.

Doch, wir wollen hier nicht durch weitere Beispiele darauf aufmerksam machen, welch eine höchst zweifelhafte Sache es mit den sogenannten Ersparungen in den Staatsausgaben sei.

Aber will man denn im Allgemeinen nie aufhören, die Regierung gleichsam nur als einen Schlund zu betrachten, der alles, was man Abgaben nennt, an sich nimmt, und es verzehrt, ohne zu bedenken, daß doch auch für die Regierung das Geld nichts Andres ist, als Element der Circulation und Ausgleichungsmittel gesellschaftlicher Arbeit?

Es ist ein oft gebrauchter, und unstreitig sehr passender Vergleich, daß die Regierung in finanzieller Hinsicht nicht anders, denn als das Herz im menschlichen Körper betrachtet werden kann, das alles Blut bis auf den letzten Tropfen durch die Venen an sich zieht, und durch die Schlagadern wiederum in den ganzen Körper, bis zu den äußersten Theilen, verbreitet. Welchen Nachtheil würde es haben, wenn eine Regierung Mittel und Wege hätte, gleich dem menschlichen Herzen, alles Geld im Staate, im Laufe eines Jahres nicht Einmal, sondern mehrmals an sich zu ziehen, sobald sie nur gleichzeitig die Wege entdeckt hätte, dasselbe regelmäßig bis in die entferntesten Theile des Staates rasch und kräftig wieder ausströmen zu lassen? Ja, sollte man dies nicht als die höchste Stufe aller Finanzkunst ansehen können?

Wie fern scheinen aber selbst noch viele unserer Regierungen von dieser Idee zu seyn! und wie wenig scheint man bei den meisten Abgabe-Systemen und den darauf gegründeten Etats-Berechnungen überhaupt die Wahrheit berücksichtigt zu haben: daß sich für die Einnahmen und Ausgaben eines Staats gar kein bestimmter Maaßstab annehmen lasse; daß vielmehr die Grundlage aller Staatseinnahmen die Industrie und Erwerbungsfähigkeit der Nation sei; und daß, da diese als eine unbestimmbare und aller Berechnung unfähige Größe angesehen werden müsse, sich eben so wenig ein Minimum oder Maximum für die Staatseinnahmen und Ausgaben feststellen lasse!

Im Gegentheil hört man in den meisten Staaten nur von Ersparungen sprechen, und das Lieblings-Thema

der Redner in den Deputirten-Kammern scheint auf keinen andern Gegenstand gerichtet zu seyn, wobei in der Regel die armen Finanzminister Unbilden genug über sich ergehen lassen müssen, und man wohl gar zur Rechtfertigung der dringend anempfohlenen Ersparungen anführen hört: „Im ganzen Lande sei nicht so viel baares Geld vorhanden, als der Etat erfordere!" — Wir wollen wünschen, daß die heilsamen Wirkungen dieses Mittels nicht ausbleiben, und daß, indem verhältnißmäßig die Abgaben in dem einen Staate mehr, in dem andern weniger herabgesetzt werden, die allgemeine Zufriedenheit und der Wohlstand aller Länder dadurch wieder hergestellt werden möge. Aufrichtig gesagt, bezweifeln wir aber, daß etwas Wesentliches dadurch zu bewirken seyn werde.

Auch Friedrich der Große, dessen Staatswirthschaft der Verfasser übrigens weit entfernt ist, durchgängig als Muster aufstellen zu wollen, hatte den gewaltigen siebenjährigen Krieg geführt. Es ist bekannt, wie der Feind im Lande gewüthet hatte. „Wenn Sie," so schreibt er an Voltaire, „die Summe der zerstörten Häuser wissen wollen, so kann ich Ihnen sagen, daß ich in Schlesien überhaupt 8000, in Pommern und der Neumark aber 6500 habe aufbauen lassen; das beträgt nach Newton und d' Alembert 14,500." Böse Feuersbrünste verheerten in den Jahren 1765 bis 1769 über sechs bedeutende Städte; die Hungersnoth von 1771 und 1772 ist bekannt.

Dessenungeachtet war an eine Ermäßigung der Abgaben nicht zu denken; vielmehr nahm unmittelbar nach

dem

dem Kriege, die bedeutende Erhöhung derselben, durch das eingeführte Accise-System, ihren Anfang. Das erregte allerdings Murren und große Unzufriedenheit wegen des Gehässigen, was mit dieser Einrichtung verbunden war. Aber daß die Rede von Druck und von zu hohen Abgaben gewesen wäre, daß theilweise sich gänzlicher Mißmuth und Niedergeschlagenheit, wie gegenwärtig in mehreren Ländern, der Einwohner bemächtigt hätte: wer hätte je davon gehört!

Was mag nun der Grund des Unterschieds zwischen jetzt und damals seyn?

Nennen wir doch um alles nicht die damaligen Ausgaben der preußischen Regierung unbedeutend. Unstreitig müßte eine spezielle Vergleichung sehr interessant seyn. Aber auch, ohne uns in eine solche einzulassen: wer kennt nicht die ansehnliche Armee, die Friedrich unterhielt? Wer hätte nicht von dem prächtigen Schloß hinter Sans-souci gehört, dessen Bau Millionen verschlang, und das gleich nach dem siebenjährigen Kriege angefangen wurde? Wer kennt nicht die baaren Geldsummen, welche aus den Staatskassen zur Unterstützung in alle Provinzen flossen, und die, nach der Berechnung des Staatsministers von Herzberg, in den Jahren 1763 bis 1786 24,399,838 Thaler betrugen? Wer weiß nicht, wie Friedrich die Kriegsrüstungen, welche der baierische Erbfolgekrieg verursachte, bestritt, ohne irgend eine Entschädigung für die verwendeten Millionen zu fordern? Wem ist der bedeutende Schatz unbekannt, welchen er seinem Nachfolger hinterließ?

Wie war es nun möglich, daß Friedrich bei einer

Volkszahl von 6 Millionen und bei nichts weniger als von Natur reichen Ländern, so erstaunenswürdige Dinge bewirkte und seinen kleinen Staat den mächtigsten Reichen an die Seite stellte? Wie war es möglich, daß, ungeachtet nach dem Kriege nicht eine Ermäßigung, sondern eine Erhöhung der Abgaben Statt fand, Zufriedenheit und Wohlbefinden unter seinen Unterthanen allgemein verbreitet war? Was war die Ursache von dem Flor und dem hohen Wohlstand aller seiner Länder?

Unsere Zeit gestattet uns nicht, im gegenwärtigen Augenblick tiefer in diesen Gegenstand einzudringen. Doch sei es uns erlaubt, hier zum Schluß nochmals zu wiederholen, daß wir zweifeln, ob Ersparungen allein, so gut gemeint sie auch seyn mögen, etwas dem Aehnliches hervorzubringen im Stande sind, und ob der Grund, und folglich auch die Hebung des Uebels, das gegenwärtig so viele Staaten drückt, nicht in etwas ganz Anderm gesucht werden müsse, als in den angeblich zu hohen Abgaben.

Im Februar 1820.

A. W.

Ueber

Friedrich Leopold's Grafen zu Stolberg Vertheidigung gegen die auf ihn und seine Freunde in der Zeitschrift: Sophronizon, gemachten Angriffe.

Wir möchten den Anfang unserer Bemerkungen mit der Behauptung machen, daß der Titel der bei Perthes und Besser in Hamburg erschienenen Vertheidigungsschrift des Grafen Friedrich zu Stolberg nicht von dem Verfasser selbst herrühren könne. Wie konnte es dem Grafen Friedrich Stolberg einfallen, diese Schrift eine kurze Abfertigung der langen Schmähschrift des Hrn. Hofraths Voß wider ihn zu nennen! Erstlich hat seine Vertheidigung nicht den Charakter einer kurzen Abfertigung; denn eine solche beruhet auf Schlagworten, wodurch man den Gegner über den Haufen wirft. Zweitens lag nichts weniger in der Eigenthümlichkeit des Grafen, als eine kurze Abfertigung: eine Behauptung, die wir weiter unten zu rechtfertigen gedenken. Drittens vertrug sich die Natur der gegen den Grafen und seine Freunde vorgebrachten Anschuldigungen nicht mit einer kurzen Abfertigung: denn was auch der Gegner verdient haben mochte, so kam es doch darauf an, die Meinung des Publikums zu verändern, was nicht

durch ein Paar Worte zu bewirken war. Die Vertheidigung des Grafen ist kürzer als die Anklage; das rührt aber nur daher, daß er, (was wir ihm nicht übel nehmen wollen,) über einer Arbeit ermüdete, die nicht zu vollenden war, so fern er auf Einzelnheiten eingehen mußte, die nur allzu sehr den Stempel der Klatschereien trugen; denn will man Dinge dieser Art berichtigen, so läuft man immer Gefahr, ins Blaue zu gerathen. Beleidigt, tief gekränkt, versuchte der Graf sich zu rechtfertigen; als er aber einsah, daß man ihn in ein Labyrinth geführt hatte, gab er die Vertheidigung auf, und zog es vor — großmüthig zu verzeihen. So wurde seine letzte Schrift wie aus Einem Stück mit seinem ganzen Leben; und es ist wahrlich zu bedauern, daß sein Bruder, der Graf Christian, hingerissen von einem lebhaften Unwillen, durch Zusätze den Eindruck verwischt hat, den der Hinblick auf den Verzeihenden gewährt.

Da nun durch die Selbstvertheidigung des Grafen selbst nichts geleistet ist, so sei es uns erlaubt, den Streit aufzunehmen — nicht sowohl um der Personen willen, die darin verflochten sind, als um der Dinge willen, die sich daran knüpfen lassen.

Es fehlt in Deutschland nicht an Leuten, welche Vossens Verfahren gegen den Grafen Friedrich Stolberg rechtfertigen möchten. „Allerdings, sagen sie, gewährt es einen widerlichen Anblick, zu sehen, wie ein siebzigjähriger Greis den gleichbetagten Freund an den grauen Haaren durch Deutschland schleift; allerdings ist dies eine Barbarei, wodurch Voß den Achilleus übertrifft, zu dessen Entschuldigung sich mindestens anführen läßt, daß er es

im Hector mit einem Feinde zu thun hatte; allerdings geräth man in Verlegenheit, wenn man das fideliter didicisse artes etc. auf Voß anwenden will. Aber außerordentliche Zeiten verlangen außerordentliche Maßregeln; und man muß dem Sänger des Pfarrers zu Grünau dafür danken, daß er den Muth gehabt hat, solche Maßregeln zu ergreifen. Denn mehr als jemals stehen die vor drei Jahrhunderten durch die Reformation errungenen Vortheile auf dem Spiele: ein, die Wiederkehr dumpfer Priesterherrschaft begünstigender Mysticismus nimmt von Tag zu Tag überhand, und der Feudal-Adel benutzt diese Schwäche des Jahrhunderts, um sich noch einmal fest zu stellen in allen den Vorrechten, die, so viele Jahrhunderte hindurch, das Unglück der europäischen Welt gebildet haben. Feudal-Adel und katholisches Priesterthum gehören zu einander, und die Adelskette, die das sehr wohl weiß, bietet ihre ganze Kraft auf, um eine Wiedervereinigung zu bewirken, nachdem die Vorfahren in einer Art Selbstverleugnung, die vielleicht nur eine Unbesonnenheit war, eine Trennung gestattet haben. Unter solchen Umständen sagen, wie die Sachen stehen, und der großen Menge das, was sie davon denken soll, in einem auffallenden Beispiele anschaulich machen, ist ein so großes Verdienst, daß darüber jeder Vorwurf verstummt; denn es ist unmöglich, es mit dem Einzelnen, selbst mit dem Freunde, zu halten, wenn man für das Allgemeine glüht und nur der Wahrheit huldigt. Was uns an dem vossischen Aufsatz, worin Friedrich Stolberg wegen seines Uebertritts zum katholischen Kirchenthum für unfrei erklärt wird, am mei-

sten gefällt, ist der allgemeine Bürgersinn, der daraus hervorleuchtet."

Zum Unglück für diese Vertheidiger hat Voß selbst auf ein solches Verdienst Verzicht geleistet; denn er selbst sagt im Laufe seiner Schrift: „Mißlingen wird der Plan der neuen Hildebrande gewiß; denn List ist nicht Klugheit, und die begeisterte Feier der großen Anstrengung, die vor drei Jahrhunderten uns evangelische Freiheit errang, ist Bürgschaft genug, daß wir nicht leichtsinnig unter das Joch der römischen Willkühr zurückkehren werden." Er hätte noch hinzusetzen können: „Eine noch größere Bürgschaft liegt in der politischen Gestalt Deutschlands, so wie diese sich seit etwa zwanzig Jahren gebildet hat. Wo sind die Stützen geblieben, welche Rom in den reichen Erzbisthümern hatte? wo die Kirchenfürsten, die Deutschlands Kaiser wählten? wo das Heer von Mönchen aller Orden, die keine andere Bestimmung hatten, als die Geistesnacht zu verewigen, worin der Mensch sich nie zum Gefühl seiner Rechte erhebt? Ist so etwas einmal untergegangen, so kehrt es nicht wieder, was auch einzelne Finsterlinge wähnen mögen. Auch der Geist der Wissenschaft wirkt entgegen, und seine Herrschaft ist um so besser begründet, da sie ihr Fundament in den Bedürfnissen der Regierung hat."

Also — nicht aus solchen Beweggründen wurde Johann Heinrich Voß zum Ankläger des Grafen Stolberg.

Aber aus welchem andern? könnte man fragen.

Dies wird sich, meinen wir, ganz von selbst finden, sobald wir über den Charakter des Grafen werden Rechenschaft abgelegt haben; nur bemerken wir zum Vor-

aus, daß wir diesen ausgezeichneten Mann nie persönlich gekannt haben, und daß das Bild, das wir von ihm hegen, aus seinen Werken abstrahirt ist.

Von allen Anklagen, welche Voß gegen Friedrich Stolberg erhebt, ist keine weniger gegründet, als die, welche den Ahnenstolz des Grafen zum Gegenstande hat. Unstreitig hatte der Graf die Sitten seines Standes; unstreitig vermochte er eben so wenig, als andere Sterbliche, diesen Sitten zu entsagen: aber um ahnenstolz zu seyn, hätte er weniger persönliches Verdienst haben müssen. Das Talent, welches er in sich trug, war allzu bestimmt und allzu bedeutend, als daß er nicht hätte sagen sollen:

Et genus et proavos et quae non fecimus ipsi,
Vix ea nostra puto —

Er war in dieser Hinsicht allen Denen gleich, welche mit ihm auf gleicher Linie stehen; und er mußte es seyn, weil nur die Leerheit oder auch die Lasterhaftigkeit sich mit dem Verdienst der Ahnen brüstet, indem beide es am wenigsten entbehren können. Geht man auf Thatsachen zurück, so dürfte sich aus ihnen noch leichter beweisen lassen, daß er den Umgang mit Personen aus andern Ständen bei weitem mehr gesucht, als geflohen habe; und selbst das Verhältniß, worin J. H. Voß mehrere Jahre mit ihm lebte — ist es nicht ein Beweis, daß er von allem Ahnenstolz frei war, und seine sittlichen und geistigen Bedürfnisse da befriedigte, wo er dazu die beste Gelegenheit zu finden glaubte? Wenn er bei einer gewissen Gelegenheit seinen unzarten Freund bat, „ihm seinen Schuh zu verzeihen, damit er

sich desto leichter mit des Freundes Baarfuß aussöhnen möchte:" so finden wir darin nichts weiter, als die horazische Lehre:

Qui ne tuberibus propriis offendat amicum
Postulat, ignoscet verrucis illius —

eine Lehre, die man jenen naiven Charakteren, welche alles nach sich modeln wollen, weil sie keine fremde Eigenthümlichkeit ertragen können, nur allzu oft zuraunen muß. Wer, außer Voß, hat sich jemals über Friedrich Stolbergs Ahnenstolz beklagt? Gewiß nicht Jacobi, gewiß nicht Gleim, gewiß nicht viele andere achtbare Männer, mit welchen der Graf auf dem Fuße vollkommner Gleichheit lebte.

Genug von dem, was Friedrich Stolberg nicht war; wir kommen nun zu dem, was er war.

Voß definirt sein Wesen dahin, daß er sagt: „In F. L. Stolbergs Seele ist die Urtheilskraft untergeordnet dem Gefühl, beide dem Witz und der Phantasie." Definitionen dieser Art taugen nicht viel, weil sich darin alles gegenseitig aufhebt. Bei dem Grafen kann man füglich dabei stehen bleiben, daß er ein Mann von sehr warmem Herzen und sehr beweglicher Einbildungskraft war. Mit solchen Eigenschaften aber ist man der Gefahr, sich unglücklich zu fühlen, um so mehr ausgesetzt, je mehr man, in Hinsicht gesellschaftlicher Vorzüge, dem Glücke verdankt. Was Friedrich Stolberg zum Dichter machte, dasselbe erfüllte ihn mit unstillbarer Sehnsucht nach etwas Bleibendem und Festem: einer Sehnsucht, die er zuletzt im Schoße der römischen Kirche zu beschwichtigen glaubte, und vielleicht wirklich beschwichtigte. Bei

denselben Anlagen, ist es für den größten Theil der Menschen ein unverkennbares Glück, daß ihre bürgerliche Lage sie zur Wiederholung von Verrichtungen zwingt, die, sie mögen die Ausübung einer Kunst oder die Erfüllung einer Amtspflicht zum Gegenstande haben, die Kraft beschäftigen und durch Ermüdung beruhigen. Einen solchen Vortheil aber genoß F. Stolberg nicht. Reichlich mit Glücksgütern ausgestattet und um die Vermehrung derselben unbekümmert, behandelte er das, was für Andere Arbeit ist, als ein Spiel, als einen Zeitvertreib; und die natürliche Folge davon war, daß sein Herz und seine Einbildungskraft immer unruhig blieben. Hätte Voß diese Seite aufgefaßt — er würde zu ganz andern Resultaten gelangt seyn. Und doch war es so leicht, sie aufzufassen, wenn er auch nur das Einzige in Anschlag brachte, daß er, außer den Berufsarbeiten, jährlich einen Musen-Almanach herausgeben mußte, wofern er nicht entbehren wollte.

Mit einem warmen Herzen und einer beweglichen Einbildungskraft ist man aber am wenigsten sich selbst genug; man sehnt sich nach Stützen, die man nur in Denen finden kann, die uns in denselben Eigenschaften überlegen sind, übrigens aber das Glück gehabt haben, sich mit sich selbst ins Gleichgewicht zu setzen. Ich sehe also in F. Stolberg einen durchaus weiblichen Charakter, der sich zu ergänzen strebt, ohne die Regel zu kennen, nach welcher er sich ergänzen soll. Wirklich ist der größte Theil seines Lebens unter vergeblichen Bemühungen, einen, seiner würdigen Freund zu finden, verflossen; ich verstehe unter einen würdigen Freund den,

der uns zum Gefühl innerer Harmonie verhilft. Er glaubte eine Zeit lang, in Lavater einen solchen antreffen zu können; aber dieser schwärmerische Kopf war ihm auf der einen Seite viel zu ähnlich, als daß eine Ergänzung hätte von ihm ausgehen können, und auf der andern war Lavater durch die Huldigungen der Großen viel zu sehr verderbt, als daß es der Mühe werth gewesen wäre, sich des unbedeutenden Unterschiedes zu bemächtigen, der etwa übrig bleiben mochte. Erfreulich ist es, zu sehen, daß Jacobi und Stolberg vertraute Freunde waren — und blieben; und dennoch mußte auch in Jacobi etwas seyn, wobei Stolberg seine Rechnung nicht fand. Warum Voß nicht der Mann war, den Stolberg hätte suchen sollen, wird sich weiter unten zeigen. Sollen wir nun mit Einem Worte angeben, in Wem Stolberg seinen Ergänzer hätte finden können; so müssen wir sagen: nur der würde der rechte Mann für ihn gewesen seyn, der die strengen Wissenschaften mit einem bewältigenden Geist umfaßt hätte. Ihm, dem Gefühlvollen und Schwärmenden, that es Noth, sich mit der Mathematik und den auf sie gegründeten Wissenschaften zu befassen, um das Reich der Wahrheit und Wirklichkeit genauer kennen zu lernen und so dem Taumel zu entrinnen, in welchen die bloße Einbildungskraft uns zu stürzen pflegt. Hätte sich Stolberg vor seinem vierzigsten Jahre, auch nur eine Zeit lang, ernsthaft mit der Astronomie oder Chemie beschäftigt — nie würde er das Bedürfniß gefühlt haben, den Frieden seiner Seele durch kirchliche Lehren festzustellen. Ein eigenthümliches Verhängniß waltet in dieser Hinsicht über den Sterblichen! Die

ganze Kraft eines edlen Geistes wendet sich auf das Studium der Alten; aber die Welt, worin diese lebten, ist längst untergegangen, und die ungestillte Sehnsucht nach höherer Einsicht ist durch sie nicht zu befriedigen. Unfähig, den alten Aberglauben zu ertragen, eben so unfähig, die Wahrheit durch sich selbst zu finden, wendet sich F. Stolberg zuletzt dahin, wo er das Bedürfniß seines Herzens nach Ruhe am leichtesten zu befriedigen glaubt. So entscheidet für die meisten Menschen der erste Stoß!

Ist man ein leidenschaftlicher Protestant, so wird man allerdings den Abfall eines Freundes tadeln oder betrauern, am meisten, wenn dieser Abfall mit einem Uebertritte zum römisch-katholischen Kirchenthume verbunden ist. Aber hatte Voß das Recht, Stolbergs Uebertritt zu tadeln? Er selbst sagt Seite 6. seiner Schrift: „Das Christenthum, in welchem die Stolbergischen Kinder aufwuchsen, war Baumgartensche oder noch ältere Rechtgläubigkeit, in Gedächtniß und Fantasie aufgefaßt, und für das Herz Andachtsübungen nach pietistischer Art, so weit es der vornehme Ton zuließ. Ihr Hauslehrer war ein gutherziger schwacher Mann. Forschet in der Schrift! ward nicht geübt; sondern; findet in der Schrift, was die Dogmatik sagt." Darf man annehmen, daß es hiermit seine Richtigkeit gehabt habe — und schwerlich läßt sich daran zweifeln — : so ist an Stolbergs Uebertritt zur katholischen Kirche weder das Mindeste zu bewundern, noch zu tadeln. Wahrlich, wenn man sich einmal entschlossen hat, übernatürliche Lehren für wahr zu halten, so macht die Summe der Lehren keinen weiteren Unterschied; und wer das Räth-

sel der Welt nur im Uebernatürlichen gelöset findet, muß sogar dahin trachten, daß es ihm vollständig gelöset werde. Hätte Stolberg den Protestantismus für das gehalten, was er seinem Wesen nach ist — Streben nach Wahrheit — : so würde er sich nie von ihm getrennt haben; aber er sah darin nur einen Lehrbegriff, und zwar einen verstümmelten und verhunzten, und so mußte er immer geneigt seyn, sich dem vollständigern Lehrbegriff anzuschließen, den ihm die römisch katholische Kirche darbot. Was er durch diesen Schritt in anderer Hinsicht gewann, mag hier unerörtert bleiben; allein da er ihn rechtfertigen zu müssen glaubte, so entstand ihm in seiner Geschichte der Religion Jesu Christi eine Arbeit, die zur Beruhigung seines Innern unendlich mehr beigetragen hat, als alles, was er sonst thun und treiben konnte. Nicht daß wir auf dies Werk einen hohen Werth legen möchten; wir sehen darin nichts weiter, als eine Beschäftigung für den Grafen, die seine ganze Kraft in Anspruch nahm. Wie immer diese sich finden möge, so muß man dazu Glück wünschen, weil sie das Leben erträglicher macht.

Alles also, was Voß von der Bekehrung Stolbergs zum Katholicismus aussagt, scheint uns nicht viel mehr als bloßes Geträtsch zu seyn. Diese Bekehrung lag von jeher in dem Grafen, und war im Grunde nichts weiter, als ein Ergebniß seiner eigenthümlichen Bildung. Was von äußeren Veranlassungen hinzu kam, war freilich unausbleiblich; wie hätte es aber entscheiden können, da die Entscheidung nur von ihm ausgehen konnte!

Wir kommen jetzt auf das besondere Verhältniß, worin Stolberg zu Johann Heinrich Voß stand.

Man denke sich an Vossens Stelle jenen sanften Dulder und vielseitig gebildeten Gelehrten, für welchen Norddeutschland noch immer die reinste Achtung bewahrt, obwohl sein Tod seit mehr als zwanzig Jahren erfolgt ist; wir meinen den anspruchslosen Garve, dessen Umgang selbst Friedrich der Zweite suchte. Wie würde sich das Verhältniß zwischen Stolberg und Garve entwickelt haben? Garve war wohl ein Mann, der es in der Gelehrsamkeit mit Voß aufnehmen konnte; aber er verband mit seiner Vielseitigkeit einen sanften Charakter, feine Sitte und jenen Tact, wodurch man entfernt bleibt von der lächerlichen Forderung, daß allen Bäumen Eine Rinde wachse, im Umgange aber die sicherste Herrschaft ausübt. Hätte ihn das Schicksal mit F. Stolberg zusammen geführt — entweder es giebt für menschliche Verhältnisse gar keine Regel, kein natürliches Gesetz, oder Beide wären Freunde geworden und es ihr ganzes Leben hindurch geblieben; denn in ihm hätte Stolberg alles gefunden, was er an einem Freunde suchte — und welche Wahrscheinlichkeit, daß Garve's tief eindringender Verstand dem Grafen das Räthsel der Welt ganz anders gelöset hätte, als dieser es durch sich selbst lösen konnte!

Mit Voß hatte Stolberg nichts weiter gemein, als dieselbe Liebhaberei für das Alterthum und für das F l i e g e n f a n g e n — wie Voß selbst sich ausdrückt, wenn vom Versmachen die Rede ist. Alle Liebhaberei aber hat das Eigenthümliche, daß man sich in ihr eben so leicht vereinigt, als veruneinigt, und wenn nicht Etwas

hinzukommt, wodurch das von ihr ausgegangene Verhältniß beschützt wird, so hört dieses nicht auf zu schwanken. Sollten also Stolberg und Voß Freunde werden und bleiben: so konnte dies nur dadurch geschehen, daß sie sich auf irgend eine Weise ergänzten; denn hierauf beruhet die Nothwendigkeit in der Freundschaft. Nun fehlte es zwar beiden nicht an der Eigenthümlichkeit, wodurch die Persönlichkeit bewahrt wird; aber so viel uns einleuchtet, war in dieser Eigenthümlichkeit nichts, wodurch sie sich gegenseitig hätten aushelfen können. Geschieden durch Sitten, Weltansichten und Temperament, konnten sie niemals recht in einander kommen; und gerade darin lag es, daß sie sich, wenn von wahrer Freundschaft die Rede ist, immer fremd blieben. Das wagen wir zu behaupten, daß Stolberg von keinem Sterblichen mehr geliebt worden ist, als von Voß; dies ist selbst durch Vossens letzte Schrift bewiesen. Allein Stolberg konnte diese Liebe nicht erwiedern, weil ihm zu viel Gewalt geschah, weil er in Voß, wir möchten sagen, immer den lästigen Pädagogen sah, der ihm nicht gestatten wollte, zu seyn, was er nun einmal war, und zu seyn nicht aufhören konnte. Der stolbergischen Sittenfeinheit stellte sich unablässig die vossische Sittenrauheit entgegen, die alles, was in gesellschaftlichen Verhältnissen Verabredung ist, unter die Füße tritt und die Achtung im Sturm erobern will. Gewiß hatte Stolberg für Vossens Tugendlichkeit ein sehr lebhaftes Gefühl; aber je mehr Voß sich damit hervordrängte, desto mehr verminderte er die Achtung, welche Stolberg ihm zu beweisen nicht abgeneigt war. Um Stolbergen das zu

seyn, was er ihm zu seyn wünschte, hätte Voß minder heftig, und, vor allen Dingen, minder materiell seyn müssen.

So unstreitig standen die Sachen zwischen Beiden, ehe sich etwas Politisches in ihr Verhältniß gemischt hatte. Die französische Umwälzung war also bei weitem mehr die Veranlassung, als die Ursache eines Bruchs zwischen Beiden. Ein so heftiger Mann, wie Voß, konnte nur zur Demokratie hinneigen, während Stolberg durch Stand, Vermögen und Verbindung mit den vornehmsten Familien des Landes, der Aristokratie günstig seyn mußte. Im Ausgange der Sache haben Beide Recht behalten; aber so lange der Kampf dauerte, mußte der Demokrat den Aristokraten eben so sehr beleidigen, als der Aristokrat den Demokraten. Wie die Verletzung aller feinen Sitte zuletzt den Bruch herbeiführte, hat Voß selbst in seiner Schrift verrathen. „Eines Nachmittags, sagt er S. 31, da ich in der Wohnstube in dem Ohnesorgestuhle gestreckt ausruhte, brach der Dämonische herein, und schüttete uns seine Galle vor. Ich, in behaglicher Laune, ruhete fort, und hörte zu. Endlich erschöpft, sprach er mit meiner Frau über Blumen, und ging." Jeder Commentar ist hier überflüssig; denn Jeder fühlt, daß Vossens Betragen die Unanständigkeit selbst war. So verletzt, mußte Stolberg einen Umgang abbrechen, in welchem keine Freude mehr zu finden war.

Nimmt man alles zusammen, was Voß über sein Verhältniß zu dem Grafen Stolberg im Sophronizon zur Sprache gebracht hat: so geht daraus hervor, daß

Voß den Grafen zwar leidenschaftlich liebte, daß dieser aber es nie dahin bringen konnte, Vossens Liebe durch Achtung zu erwiedern, und daß der Gegensatz in den Sitten das war, was Beide, bei aller scheinbaren Vertraulichkeit, in einer Trennung erhielt, die nie zu wahrer Freundschaft gedeihen konnte. Hätte Voß dies jemals gehörig erkannt, so würde er jenen Aufsatz nie geschrieben haben. Nicht dem Grafen Stolberg hat er dadurch Abbruch in der Meinung der Gebildeten gethan, wohl aber das Geheimniß seines eigenen Innern auf eine merkwürdige Weise verrathen. Verschmähte Liebe ist der Schlüssel zum Räthsel. Die Penia war in Voß, nicht, wie er uns glauben machen möchte, in Stolberg.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

Der dritte Kreuzzug.

Salah Eddin's Eroberung des Königreichs Jerusalem war nicht so vollkommen, daß er auf der Bahn des Sieges nicht wenigstens auf Ein Hinderniß gestoßen wäre.

Unstreitig hatte er nur seine Großmuth oder seine Unvorsichtigkeit deshalb anzuklagen. Jene oder diese bestimmte ihn, den abziehenden Truppen und Besatzungen den Hafen von Tyrus zum gemeinschaftlichen Sammelplatz anzuweisen. Indem nun hier alles zusammenströmte, was Waffen zu führen gewohnt war, wurde die Entdeckung gemacht, daß die Zahl zur Vertheidigung des Platzes hinreiche. Den fehlenden Anführer gab der Zufall in der Person Conrad's von Montferrat. Er war seinem Vater nachgereiset, der als Pilger der Schlacht bei Tiberias beigewohnt hatte und mit den Uebrigen gefangen genommen war, ohne daß in Italien und Griechenland etwas davon bekannt war, als Conrad seine Reise nach Paläſtina antrat. Der Anblick türkischer Fahnen warnte

ihn vor einer Landung auf der Küste von Jaffa. In Tyrus angelangt, wurde er zum Anführer erwählt; und so groß war der Eifer, womit er sich diesem schwierigen Geschäfte unterzog, daß er den Drohungen des Sultans von Aegypten trotzte, und die merkwürdige Erklärung gab, daß, wenn sein bejahrter Vater vor die Wälle gestellt werden sollte, er den ersten Pfeil auf ihn abschießen würde, um sich seiner Abkunft von einem christlichen Martyrer zu freuen. Es drang eine türkische Flotte in den Hafen von Tyrus; aber sie wurde theils versenkt, theils genommen. Salah Eddin traf Anstalten zu einem Sturm; aber in einem Ausfall der Christen wurden tausend Türken erschlagen. Als der Sultan sahe, daß er gegen einen solchen Anführer nichts ausrichten würde, verbrannte er seine Maschinen, und endigte einen ruhmvollen Feldzug durch einen unrühmlichen Rückzug nach Damaskus.

Ohne die Behauptung des Hafens Tyrus würde der dritte Kreuzzug wo nicht unmöglich, doch wenigstens sehr bedenklich gewesen seyn.

Drei Monarchen verbanden sich für denselben: Friedrich der Erste, Philipp August, König von Frankreich, und Richard Löwenherz, König von England. Die Beweggründe dieser Fürsten mochten verschieden seyn, und was Friedrich den Ersten betrifft, so wissen wir bereits, daß er den Kreuzzug als ein Mittel für seine Zwecke in Italien betrachtete. Doch abgesehen hiervon, befanden sich seine Verbündeten mit ihm in derselben Lage. Das Feudal-Wesen, so wie es sich gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts entwickelt hatte, verstattete den Ober-

häuptern der Nationen keinen anderen Wirkungskreis, als den Krieg; denn die inneren Angelegenheiten ihrer Länder waren von solcher Beschaffenheit, daß sie davon so gut als unberührt blieben. Jede Veranlassung zum Kriege mußte ihnen also mehr oder weniger willkommen seyn, weil sie dadurch Gelegenheit erhielten, sich als Oberhäupter zu offenbaren. Mag die öffentliche Meinung auch in diesen entfernten Zeiten ihre Macht bewährt haben: immer bleibt es ausgemacht, daß der besondere Vortheil der Könige sie nicht von kriegerischen Unternehmungen abschrecken konnte, einmal, weil ihnen nichts anderes übrig blieb, als zu herrschen oder Gewalt zu üben, zweitens, weil der Krieg auf Kosten Derer geführt wurde, welche daran Theil nahmen. Nur hieraus läßt sich erklären, wie ein so einsichtsvoller Mann, als Friedrich der Erste war, sich, allen seinen Grundsätzen zum Trotz, in einem weit vorgerückten Alter in das Abenteuer werfen konnte.

Ehe Friedrich den Kreuzzug antreten konnte, mußten mehrere Schwierigkeiten besiegt werden. Die größte von allen war Heinrich der Löwe, dessen Verbannung abgelaufen war, und von dem sich annehmen ließ, daß er die Abwesenheit des Kaisers benutzen werde, die verlornen Herzogthümer zurückzuerhalten, und sein verdunkeltes Haus zu einem neuen Glanze zu erheben. Diese Sorge zu entfernen, schlug ihm Friedrich auf einem Reichstage zu Goslar vor, entweder seiner Wiederherstellung gänzlich zu entsagen, oder mit ihm nach Palästina zu ziehen, um nach beendigtem Kreuzzuge völlig wieder hergestellt zu werden, oder, wenn er keins von Beidem

wollte, mit seinem ältesten Prinzen Heinrich das Reich abermals auf drei Jahre zu verlassen. Heinrich wählte das letzte, weil mit seinem Vertrauen seine Liebe zu dem Kaiser gewichen war; er begab sich also mit seinem ältesten Sohne wieder zu seinem Schwiegervater nach der Normandie, während seine Gemahlin Mathilde mit den übrigen Prinzen und Prinzessinnen in Braunschweig zurück blieb.

Den Erfolg des Kreuzzuges zu sichern, schloß Friedrich, von früheren Erfahrungen geleitet, alles Gesindel davon aus. Eine Macht von 150,000 Mann schien hinreichend, um alle die Hindernisse zu überwinden, welche sich auf dem Zuge nach Syrien entgegenstellen konnten; um aber auch die Mannszucht zu sichern, wurde verordnet, daß jeder Soldat mit drei Mark Silbers versehen seyn müsse. So furchtbar hatte Salah Eddin sich gemacht, daß man auf das Schrecken seines Namens eine Steuer gründen konnte, welche noch lange nachher die Saladins-Steuer genannt wurde. Diese wurde von Solchen bezahlt, welche keinen persönlichen Theil an dem Feldzuge nehmen konnten; aber nachdem sie einmal eingeführt war, benutzten sie die Päbste unter allerlei Vorwänden zur Verbesserung der Finanzen.

Im Jahre 1190 trat Friedrich seinen Zug nach Palästina an. Ihn begleiteten die Segenswünsche frommer Seelen. Die Ungarn leisteten keinen Widerstand. Minder geduldig waren die Bulgaren; doch fanden sie sich in ihr Schicksal, als Friedrich sich zu Züchtigungen entschloß. Die meisten Widerwärtigkeiten waren im griechischen Kaiserreiche zu überwinden; denn hier verweigerte man die Zufuhr. Adrianopel und Philippopolis mußten

förmlich erobert werden, ehe die Regierung von Constantinopel nachgab. Darüber verstrich das Jahr 1190. Mit dem Anfange des folgenden wurde das Heer nach Kleinasien versetzt; aber auch hier stieß es auf Schwierigkeiten. Auf nichts hatte Friedrich so bestimmt gerechnet, wie auf den Beistand des Sultans von Cogni, Salah Eddin's erklärten Feindes. Doch es sei nun, daß dieser Sultan sich hatte von Salah Eddin gewinnen lassen, oder daß er sich stark genug glaubte, den Deutschen Gesetze vorzuschreiben: genug, er wollte den Durchzug durch die engen Pässe des Taurus nur gegen Erlegung eines Kopfgeldes (eines Byzantiners für jeden Mann) gestatten. Hierdurch aufgebracht, griff Friedrich Lager und Stadt zugleich an, überwand beide, und rückte hierauf durch Cilicien, damals Armenien genannt, nach Syrien vor. Schon war die Bahn geebnet, schon erhob man sich im Abendlande zu großen Erwartungen, schon bereitete sich Salah Eddin zu einem Kampf auf Leben und Tod — als plötzlich die unerwartete Nachricht erscholl; der Kaiser sey in den Fluthen des Saleph ums Leben gekommen. So verhielt es sich wirklich; nur daß die Art und Weise, wie sein Tod erfolgt war, unbestimmt blieb. Der Oberbefehl über das Heer kam an Friedrich von Schwaben, des Kaisers jüngeren Sohn; das Heer selbst aber, durch Eroberungen in Griechenland und Asien bereits geschwächt, verminderte sich durch Mangel an Lebensmitteln, Krankheiten und Abfall in einem so hohen Grade, daß von den 150,000 Mann, an deren Spitze Friedrich durch Ungarn gezogen war, nur 5,000 Mann vor Ptolemais (Akko) anlangten.

Schon vor der Ankunft der Hauptheere hatte sich die Zahl der Streiter in Tyrus so vermehrt, daß die Stadt sie nicht fassen konnte. Salah Eddin, der einen Anführer, wie Conrad von Montferrat, zu schätzen wußte, glaubte sich den unvermeidlichen Krieg dadurch zu erleichtern, daß er den König Guido aus der Haft entließ; doch erreichte er seinen Endzweck nicht, weil Guido höchstens Mitleid einflößen konnte, ein Heer aber der Anführung bedarf. Conrad beschloß die Belagerung von Ptolemais — und unmittelbar darauf war es von 2000 Reitern und 30,000 Fußgängern eingeschlossen. Dies Heer bestand aus Kriegern von allen Völkerschaften. Die Schiffe der Genueser, Pisaner und Venetianer waren zwar zuerst an Ort und Stelle gewesen; aber die der Franzosen und Normänner waren nicht zurückgeblieben, und hundert Fahrzeuge hatten Flamänder, Friesen und Dänen gebracht, die durch ihre hohe Gestalt und gewichtige Streitaxt sich vor Allen im Felde auszeichneten. Es fehlte also nicht an Kräften zur Eroberung von Ptolemais. Indeß dauerte die Belagerung nicht weniger als zwei Jahre. Mit einem zahlreichen, aus allen Ländern des Kalifats gesammelten Heere eilte Salah Eddin herbei, und Tag und Nacht war er thätig für die Vertheidigung der Besatzung, und für die Ermüdung der Franken. In der Nähe des Berges Carmel wurden neun Schlachten geliefert, welche dieses Namens nicht unwürdig waren; mit größerer Wuth hatten Christen und Mohamedaner nie gefochten. Vermittelst einer Taubenpost unterhielt Salah Eddin seine Verbindung mit der Besatzung von Ptolemais, die er bald durch

kühne Gefechte, bald durch seine Flotte, wenn die Abendländer den Hafen nicht sperren konnten, verstärkte und erfrischte. Das Lager der Franken wurde durch Hunger und Schwert und Pest gelichtet; allein die Zelte der Gestorbenen füllten sich wieder durch neue Pilger, welche die Stärke und Eile ihrer anrückenden Landsleute übertrieben, und den Muth durch die Hoffnung stählten, daß der Pabst selbst im Anzuge sey.

Welche Wendung die Dinge für das Morgenland genommen haben würden, wenn Friedrich der Erste mit seinem 150,000 Mann starken Heere an Ort und Stelle angelangt wäre, läßt sich höchstens ahnen; die fünftausend Mann, welche sein Sohn, der Herzog von Schwaben, nach Akko führte, konnten nur zur Verunglimpfung des deutschen Namens dienen, auch weiß die Geschichte nichts Merkwürdiges von ihnen anzuführen. Die Belagerung von Akko hatte bereits ein Jahr gedauert, als die Könige von Frankreich und England ankamen. Beide hatten geglaubt, daß ein so gefährliches Unternehmen, wie die Wiederherstellung des Königreichs Jerusalem war, die Kraft haben würde, jede Eifersucht, jede Feindschaft aus ihren Herzen zu verdrängen; doch der Erfolg entsprach dieser Voraussetzung nicht. Schon in Sicilien, dem gemeinschaftlichen Sammelplatz, von welchem aus die Fahrt nach Palästina angetreten werden sollte, gab es mancherlei Händel zwischen den Franzosen und den Engländern, welche die Unpartheilichkeit ihrer Könige auf starke Proben setzten; indeß entstand daraus keine Entzweiung. Die Franzosen segelten zuerst ab; vielleicht nur, um jedem Zusammenstoß mit den Engländern aus-

zuweichen. Dennoch war die Feindschaft beider Völker erklärt, ehe sie in der Bay von Akko anlangten. Die Veranlassung dazu gab die Eroberung der Insel Cypern. Hier herrschte der Komnene Isaak, und die Art, wie er gestrandete Engländer behandelte, reizte Richards Zorn in einem so hohen Grade, daß er den raschen Vorsatz faßte, die ganze Insel zu erobern. Die Sache mußte leicht seyn, weil sie in kurzer Zeit vollendet wurde. Da nun Franzosen und Engländer auf gemeinschaftlichen Gewinn und Verlust an die Eroberung des Königreichs Jerusalem gegangen waren: so forderten jene ihren Antheil an Cypern. Dagegen behaupteten die Engländer, die gemeinschaftliche Beute erstrecke sich nicht über solche Nebenvorfälle; und es braucht nicht gesagt zu werden, wie verdächtig sie sich dadurch ihren Bundesgenossen machten. Im Lager vor Akko nahm die Eifersucht beider Völker eine andere Wendung. Das höhere Ansehn, worin Philipp August sowohl bei den Abend- als bei den Morgenländern als König von Frankreich stand, beleidigte den König von England, der, um seinen Bundesgenossen zu verdunkeln, keinen Aufwand schonte, und jede Gelegenheit benutzte, sich durch ritterlichen Muth hervorzuthun. Wirklich brachte er es dahin, daß nach kurzer Zeit nur von ihm die Rede war. Von Kunst und Geschicklichkeit der Oberfeldherren findet man in diesem Kriege keine Spur; sie glaubten ihre Pflicht bis an die äußerste Gränze derselben zu erfüllen, wenn sie das Beispiel der Tapferkeit gaben, und alle die Tausende, welche darüber ihr Leben einbüßten, wurden nicht weiter in Anschlag gebracht; denn, daß ein ungeschickter Gene-

ral das verderblichste und kostbarste Wesen ist, war im zwölften Jahrhundert noch nicht zur Anschauung gebracht.

Akko unterlag endlich seinem Schicksal. Den Vertheidigern desselben wurde eine Capitulation bewilligt; nur waren die Bedingungen hart bis zur Unmenschlichkeit: denn zweimalhunderttausend Goldstücke, tausend Edle mit funfzehnhundert Gemeinen, und die Zurückgabe des Stammes des h. Kreuzes schienen keine ungebührliche Entschädigung für den Aufwand, den man unkluger Weise gemacht hatte. Bald waren einige Zweifel wegen des Uebereinkommens und einige Zögerungen in der Vollziehung hinreichend, um die Herzen der abendländischen Christen mit neuer Wuth zu entflammen; und nicht weniger als dreitausend Muhamedaner wurden auf den Befehl des blutdürstigen Richard im Angesicht des Sultans von Aegypten enthauptet. Gewonnen hatten die abendländischen Mächte einen festen Platz und einen bequemen Hafen für weitere Unternehmungen; allein dieser Vortheil war theuer erkauft worden, wenn man den Angaben arabischer Geschichtschreiber vertrauen darf, welche berichten, daß das christliche Heer sich in gewissen Perioden auf fünf bis sechs mal hundert tausend belaufen, daß hiervon wenigstens hunderttausend erschlagen worden, daß der bei weitem größere Theil in Schiffbruch und Krankheit seinen Untergang gefunden, und daß nur ein sehr geringer in die Heimath zurückgekommen. Bedenkt man nun, worauf es bei allen diesen Feldzügen ankam — bedenkt man, daß sie keinen andern Zweck hatten, als das universal-monarchische Ansehn der römischen Bischöfe zu unterstützen, so kann man nicht genug erstaunen über

die Ausartung, welche die einfachste und erhabenste Lehre im Verlauf der Zeit gelitten; ja man geräth in die Versuchung, anzunehmen, daß das christliche Kirchenthum, so wie es im Mittelalter bestand, alles zur Zerstörung des menschlichen Geschlechts, nichts zur Bildung und Veredelung desselben beigetragen habe.

Philipp August, mehr Staatsmann als Krieger, fand es thöricht, seine Gesundheit und seinen Vortheil einem abentheuerlichen Unternehmen aufzuopfern, das immer nur zum Schaden der Europäer beendigt werden konnte. Er ging also bald nach der Eroberung von Akko nach Frankreich zurück, ohne mehr als fünfhundert Ritter und zehntausend Fußgänger in Palästina zurückzulassen. Richard setzte den Krieg fort. Cäsaria und Jaffa fielen; und als Salah Eddin die Festung Askalon zerstört hatte, damit es den Abendländern an einem festen Punkt an den Gränzen Aegyptens fehlen möchte, war die ganze Seeküste erobert. Elf Tage hindurch dauerte dieser Kampf, in welchem Salah Eddin's Krieger immer weiter zurückgetrieben wurden, bis endlich die Vertheidigung Jerusalems die Hauptaufgabe für sie war. Es fehlte dem Sultan von Aegypten nicht an Muth, das Aeußerste für die Vertheidigung der heiligen Stadt zu wagen; doch die Mameluken, eingedenk des Schicksals der Vertheidiger von Akko, bestürmten ihn so lange mit ihren Bitten, bis er sich entschloß, seine Person in Sicherheit zu bringen. Aehnlichen Bitten unterlag Richard; denn als er sich zur Belagerung Jerusalems anschickte, hörten seine Waffengefährten nicht auf, ihn von diesem Unternehmen abzuschrecken, bis er end-

lich nachgab. Einen Hügel besteigend und sein Gesicht verhüllend, rief er aus: wer sich nicht entschließen kann, das Grab Christi zu befreien, muß es auch nicht sehen! Er ging hierauf nach Akko zurück; und als er hier die Nachricht erhielt, daß Jaffa von dem Sultan überrumpelt sey, begab er sich in schwacher Begleitung auf Kauffartheischiffen dahin, und seine Erscheinung bewirkte, daß sechzig tausend Türken und Saracenen sogleich aufbrachen. Er besetzte das Fort. Am folgenden Morgen kehrten die Muhamedaner zurück. Sie fanden ihn vor den Thoren des Forts in einem Lager von siebzehn Rittern und dreihundert Bogenschützen; aber so fest stand sein Entschluß, der Uebermacht nicht zu weichen, daß die Türken, als sie ihn, die Lanze in der Hand, vom rechten zum linken Flügel sprengen sahen, noch einmal umkehrten. Schwerlich hat je ein Abendländer einen so bleibenden Eindruck auf das Morgenland gemacht, wie Richard. Den Beinamen Löwenherz, durch welchen er den Engländern in der Folge so theuer wurde, scheint er nur den Türken und Sarazenen zu verdanken. Wie es sich damit aber auch verhalten mag: aus den Werken der Araber geht hervor, daß sein Name in Syrien ein Schreckensnahme blieb, den Mütter gebrauchten, um die Kleinen zum Schweigen zu bringen; und wenn ein Pferd unterweges stutzte, so war es hergebracht, zu sagen: Glaubst du, daß König Richard im Busche liegt?

Der Held ermüdet zuerst in seinen Thaten. Als Richard sah, daß er nichts Wesentliches ausrichten würde, ward er zum Frieden geneigt, und diese Neigung verstärkte sich durch die Nachricht, daß der König von Frank-

reich in seine Erbstaaten eingefallen sey. Auch Salah Eddin wünschte den Kampf zu beendigen. In den Unterhandlungen forderte Richard Jerusalem, Palästina und das wahre Kreuz Christi zurück. Dies aber waren Forderungen, welche Salah Eddin nicht annehmen konnte, wie bereit er im Uebrigen auch war, die Seeküste von Jaffa bis Tyrus an die Christen abzutreten, und den Grafen von Tripolis und den Fürsten von Antiochien in den Friedensvertrag einzuschließen. Richard that Vorschläge zur Vermählung seiner Schwester mit dem Bruder des Sultans; diese aber wurden abgelehnt unter dem Vorwande der Glaubensverschiedenheit. Ein Mann von so entschiedener Persönlichkeit, wie Richard, konnte nicht Bedenken tragen, auf eine Zusammenkunft mit Salah Eddin zu dringen: allein dieser stand die Verschiedenheit der Sprachen entgegen. Endlich kam man darin überein, daß Jerusalem und das heilige Grab den christlichen Pilgern ohne Tribut und Belästigung offen stehen, was Salah Eddin schon früher bewilligt hatte, bleiben, Askalon aber nicht wieder aufgebaut werden sollte; dies alles für drei Jahre und drei Monate. Beide Fürsten bekräftigten den Vertrag durch einen Handschlag, weil ein Schwur ihrer Würde nicht entsprechend schien; die übrigen Anführer hingegen durch feierliche Eide. Normannische Falken und arabische Pferde bildeten die Geschenke, welche die Oberfeldherren sich machten. Im Sept. des Jahres 1192 ging Richard nach Europa zurück; Saladin starb den 4ten März des Jahres 1193, auf eine für seine Landsleute höchst erbauliche Weise. So endigte der dritte Kreuzzug.

Das Ergebniß desselben in der Wiedereroberung der Küste reichte gerade hin, die Hoffnungen des Pabstes zu unterhalten; und eben deswegen durfte Cölestin der Dritte, welcher seit dem 30sten März 1191 den päbstlichen Thron bestiegen hatte, nicht zufrieden seyn mit dem, was durch Richard geleistet war. Ehe wir aber die Geschichte des Königreichs Jerusalem weiter verfolgen, wird es nützlich seyn, einen Blick auf das deutsche Reich zu werfen, um die Wirkungen der Politik Friedrichs des Ersten zu beobachten.

Zehntes Kapitel.

Rückwirkungen des dritten Kreuzzuges auf Deutschland und das Geschlecht der Hohenstaufen.

Unstreitig glaubte Friedrich der Erste, seinem Sohne und Nachfolger in der deutschen Königswürde durch den heldenmüthigen Entschluß, den er zum Vortheil des Pabstes gefaßt hatte, den ersten Anfang in der Regierung Deutschlands und Italiens nicht wenig erleichtert zu haben; allein der Erfolg zeigte, daß er sich sehr geirrt hatte. Ein deutscher König, der zugleich König von Sicilien diesseits und jenseits des Pharus seyn sollte, hatte Verbindlichkeiten übernommen, die nicht zu erfüllen waren; am wenigsten zu einer Zeit, welche an Communications-Mitteln nur allzu arm war. Wo sollte ein solcher Herrscher seinen Thron aufschlagen? Deutschland ließ sich von Süd-Italien aus eben so wenig regieren, als die italiänische Halbinsel von Deutschland aus; und welche Vortheile auch damit verbunden seyn mochten,

daß der König von Sicilien dem römischen Universal-Monarchen in dem Nacken saß, so reichten sie doch nicht an die Nachtheile, welche die Entfernung beider Staaten für Denjenigen mit sich führte, der sie mit gleichem Erfolge durchdringen sollte. Friedrichs Idee war also grundfalsch, und ihn trifft derselbe Vorwurf, den wir oben den ersten Kaisern des sächsischen Hauses gemacht haben; nämlich daß er, unfähig, sich in Deutschland selbst einen angemessenen Wirkungskreis zu schaffen, seine Kraft vergeblich an das Ausland verschwendet habe. Die stärkste Versuchung dazu lag in dem Kaisertitel; aber es wäre die Sache eines weisen Königs gewesen, dieser Versuchung zu widerstehen.

Noch war Friedrich der Erste nicht über den Bosporus gegangen, als Heinrich der Löwe aus der Normandie nach Deutschland zurückkehrte, um seine Ansprüche auf Wiederherstellung zu erneuern. Was ihn am meisten dazu bewog, war der Umstand, daß Heinrich der Sechste gerade um diese Zeit genöthigt war, nach Italien zu gehen, um sich in den Besitz der sicilianischen Krone zu setzen. König Wilhelm der Gute war den 30sten Nov. 1169 gestorben, ohne einen anerkannten Thronerben zu hinterlassen; und wenn, geschlossenen Verträgen zufolge, Heinrich der Sechste sein Nachfolger werden sollte: so handelte es sich um nichts Geringeres, als bald an Ort und Stelle zu seyn, damit der Abscheu der italiänischen Normannen vor der deutschen Herrschaft, verstärkt durch die Umtriebe des römischen Hofes, nicht Zeit gewönne, den vertragsmäßigen Fürsten durch einen anderen zu ersetzen. So durch die Umstände begünstigt,

außerdem aber von dem Bischof zu Bremen und anderen Anhängern unterstützt, legte Heinrich der Löwe, nach seiner Zurückkunft in Deutschland, es auf eine rasche Wiedereroberung des Verlornen an. Bardewick, ein Theil seiner Erbgüter und eine von den wichtigsten Städten Norddeutschlands, wurde, weil es sich seinen Planen widersetzte, von Grund aus zerstört — zum Vortheile Hamburgs, Lübecks und Lauenburgs, die, von dieser Nebenbuhlerin befreiet, desto schöner blüheten. Lübeck, Holstein, bis auf das Schloß Segeberg, das neu erbaute Lauenburg und andere Plätze, fielen wieder in seine Gewalt. Schon entstand die Befürchtung, daß Heinrich alles Verlorne wiedergewinnen könnte; und diese Befürchtung war um so besser begründet, da die Blüthe deutscher Krieger in Asien schmachtete und dahin schwand.

Allein das Glück des für sein Erbrecht kämpfenden Herzogs war nicht von Dauer. Wie groß auch die Verlegenheit des Königs seyn mochte, so brachte er doch mit Hülfe des Erzbischofs von Mainz, des Bischofs von Hildesheim, des Herzogs Bernhard von Askanien und anderer mindermächtigen Reichsfürsten so viel Truppen zusammen, daß er Braunschweig belagern konnte; und ob sich gleich diese Stadt aufs Muthigste vertheidigte, so fühlte sich dennoch der Löwe so in die Enge getrieben, daß er Vergleichsvorschläge machte. Diese nahm Heinrich der Sechste an, weil die Ungeduld ihn nach Italien trieb. Man kam also überein, daß der Herzog in seinem Lande bleiben, aber dem nach Italien eilenden Könige zwei Söhne (Heinrich und Lothar) nebst mehreren Rittern als Geiseln übergeben sollte. Die Hauptsache

blieb auf diese Weise wiederum ausgesetzt; über diese sollte ein Reichstag zu Saalfeld entscheiden.

Die Wendung, welche die Dinge im Königreiche Sicilien genommen hatten, forderte die Gegenwart des Königs nur allzu sehr. Tancred, Graf von Lecce, ein unächter Enkel des Königs Roger, hatte, auf Zureden der Großen des Königreichs, den Thron bestiegen, und sich mit Verdrängung der wenigen Anhänger Heinrichs des Sechsten des ganzen Landes bemächtigt. Constantins Ansprüche zu retten, war unter diesen Umständen keine Kleinigkeit. Schon hatte der König von Deutschland den Zug nach Sicilien angetreten, als ihn die Nachricht von dem Tode seines Vaters erreichte. Er machte Halt, um zu überlegen, ob das Heer, an dessen Spitze er in Unteritalien auftreten wollte, für den sogenannten Römerzug noch stark genug sey. Was ihn bestimmte, ohne Verstärkung vorzurücken, ist weniger bekannt, als daß Cölestin der Dritte und die Römer seine Schwäche benutzten, um Vortheile zu erringen; denn wollte er die Kaiserkrone erhalten, so mußte er sich entschließen, das unglückliche Tusculum den Römern zu überlassen, die aus alter Feindschaft keinen Augenblick verlohren, es von Grund aus zu zerstören. Die Kaiserkrone erhielt Heinrich während des Osterfestes im Jahre 1191. Von den Pisanern und den Genuesern unterstützt, griff er die Normannen zu Lande und zu Wasser an, und nicht unbedeutend waren die Fortschritte, die er diesseits des Pharus in Eroberung des Königreichs machte. Doch bei der Belagerung von Neapel kamen ansteckende Krankheiten unter sein Heer, die ihn zum Rückzuge nach Deutsch-

Deutschland nöthigten; die gemachten Eroberungen gingen darüber wieder verloren, und so gewiß waren die Normannen ihrer Freiheit, daß die Einwohner von Salerno kein Bedenken trugen, die Kaiserin Constantia an Tancred auszuliefern. Dieser hatte es in seiner Gewalt, durch eine Einkerkerung, oder durch ein anderes noch grausameres Mittel, an Constantien verübt, den Kaiser seiner Ansprüche auf Sicilien zu berauben; da es ihm dazu aber an Entschlossenheit fehlte, so gab er, auf Betrieb des Pabstes, die Gemahlin des Kaisers zurück — vielleicht in der Voraussetzung, daß sie, bei dem bedeutenden Vorsprung der Jahre, so unbeerbt bleiben würde, wie sie es bis dahin gewesen war.

Als Heinrich der Sechste nach Deutschland zurückgekommen war, lag ihm alles daran, die Fürsten dieses Landes für seine Angelegenheiten zu gewinnen. Diese waren doppelter Art: nämlich Vereinigung der deutschen Kaiserkrone mit der sicilianischen Königskrone; und da die letztere sich nur durch deutsche Kraft behaupten ließ, so verlangte er die Erblichkeit der deutschen Königswürde für sein Geschlecht. Es kam also auf nichts Geringeres an, als die deutschen Fürsten zur Entsagung ihres Wahlrechts zu bestimmen: ein Versuch, der ohne bedeutende Aufopferungen nicht gelingen konnte. Seinen Zweck zu erreichen, versprach Heinrich den weltlichen Fürsten die Erblichkeit ihrer Lehen, selbst für das weibliche Geschlecht und die Seitenverwandten; den geistlichen die Aufhebung des Spolien-Rechts, d. h. des Rechts, den beweglichen Nachlaß der unmittelbaren Prälaten an sich zu ziehen. Man sieht, wie weit es ge-

gen das Ende des zwölften Jahrhunderts mit dem Verhältniß der ersten Reichsbeamten zu dem Kaiser gekommen war; man sieht aber zugleich, wie die unnatürliche Verbindung der sicilianischen Krone mit der deutschen dies Verhältniß noch mehr zu verschlimmern drohete. Wenn Heinrich sich zugleich zu einer Einverleibung des sicilianischen Königreichs in das deutsche Kaiserthum erbot: so konnte diese für Deutschlands Fürsten nicht viel Reizendes haben, da sie in ihr mehr die Veranlassung zu großen Aufopferungen, als die Quelle erfolgreichen Beistandes, im Falle eines gegen sie gerichteten Angriffs, sahen. Anziehender war freilich die Verheißung von unbeschränkter Erblichkeit der Lehne; doch konnten nicht alle Fürsten dadurch zu einer Aufopferung ihres Wahlrechts verleitet werden; denn Oesterreich und andere Stände der oberrheinischen und niederdeutschen Gegenden waren bereits in dem Besitz einer solchen Erblichkeit. Was die Prälaten besonders betrifft, so konnten sie darauf rechnen, daß das so vielfach angefochtene und als unchristlich verdammte Spolien-Recht auch ohne alle Nachgiebigkeit gegen die Wünsche des Kaisers wegfallen würde. Heinrich hatte vielleicht den Fehler begangen, sich nicht vorher des Beistandes einer Parthei versichert zu haben; wie es sich aber auch damit verhalten mochte, die Sache kam zweimal zur Sprache, nämlich zu Worms (1193) und zu Würzburg (1196); und nachdem bereits zwei und funfzig Fürsten *) ihre Stimmen für die Erb-

*) Diese Zahl kommt im Laufe eines Jahrhunderts drei Mal vor: erst im Jahre 1077, wo man 52 Fürsten zählte; dann 1106; endlich 1194. Vielleicht ist man hiernach berechtigt, anzunehmen,

lichkeit der deutschen Königswürde gegeben hatten, widersetzten sich die Erzbischöfe von Mainz und Cöln den Planen Heinrichs mit so viel Nachdruck, daß die ganze Versammlung sich zu ihren Grundsätzen bekehrte, und daß das eidliche Versprechen sämtlicher Reichsfürsten, Heinrichs ältesten Sohn zu seinem Nachfolger zu wählen, die einzige Frucht von des Kaisers Bemühungen war.

Seit dem verunglückten Zuge nach Unteritalien hatte sich das Verhältniß Heinrichs des Löwen zu dem Kaiser mehr verschlimmert, als verbessert. Von den Prinzen des braunschweigischen Hauses, welche den Kaiser als Geiseln begleiten mußten, war Lothar in dem Lager vor Neapel an einer ansteckenden Krankheit gestorben, Heinrich aber hatte sich heimlich aus diesem Lager entfernt, und war nach Deutschland zurückgegangen. Heinrich der Löwe selbst stand in dem Verdachte, geheime Verbindungen mit dem Grafen von Lecce zu unterhalten; und je empfindlicher der Kaiser über diesen Punkt war, desto weniger durfte der zurückgesetzte und an seiner Ehre gekränkte Herzog auf Gerechtigkeit rechnen. Ein Reichstag, nach Saalfeld ausgeschrieben, sollte die Angelegenheit Heinrichs feststellen; dies unterblieb aber, weil Heinrich auf dem Wege dorthin das Unglück hatte, durch einen Sturz vom Pferde ein Bein zu brechen. Auf unbestimmte Zeit wurde eine neue Zusammenkunft der Reichsfürsten weltlichen und geistlichen Standes zu Dullethe im Schwarzburgischen verabredet; doch ehe sie zu

---

daß Deutschland das 12te Jahrhundert hindurch 52 Fürsten, und zwar weltliche, gezählt habe.

Stande kam, gelang es dem Pfalzgrafen Conrad, den Kaiser, der sein Neffe war, mit Heinrich dem Löwen zu versöhnen; und sobald dies geschehen war, verschwanden alle die Schwierigkeiten, über welche der richterliche Verstand eigennütziger oder eifersüchtiger Reichsfürsten nicht hinauskommen konnte. Eigentlich gebührte die Ehre, diesen großen Rechtshandel geschlichtet zu haben, der Gemahlin Conrads; und damit der Leser erfahre, wie seit den frühesten Zeiten bloßer Familien-Vortheil über das Schicksal Deutschlands entschieden habe, wird es nicht unpassend seyn, ausführlicher zu erzählen, wie die Häuser Hohenstaufen und Welf für den Augenblick versöhnt wurden.

Der Pfalzgraf Conrad, ein Bruder Friedrichs des Ersten, hatte eine einzige Tochter, Namens Agnes, welche seit ihrer zartesten Jugend mit Heinrichs des Löwen ältestem Sohne versprochen war. Für den Urheber dieses Verhältnisses galt Friedrich der Erste: er wurde es zu einer Zeit, wo er, der Hülfe des Herzogs von Sachsen und Baiern bedürftig, alles aufbieten mußte, um sich ihn dauernd zu verbinden. Ueber die, seit dem Jahre 1176, zwischen dem Kaiser und dem Herzog ausgebrochene Feindschaft war die Zusage des Pfalzgrafen unerfüllt geblieben. Die Verlobten waren inzwischen in die Jahre der Mannbarkeit getreten; und was der Ruf von Agnesens Schönheit sagte, hatte in Heinrichs Herzen dieselben Gefühle geweckt, welche in Agnesens Busen durch den Ruf von Heinrichs Mannheit entstanden waren. Im Stillen hielten sich beide für einander bestimmt, trotz allem Familienzwist und allen Schlägen

des Schicksals. Doch nun erfolgte Jerusalems Eroberung durch Salah Eddin; und dies große Ereigniß drohete, das Band zu zerreißen, das die Liebenden verknüpfte. Bündnisse durch Familienverbindungen einzuleiten, war im zwölften Jahrhundert eben so hergebracht, wie gegenwärtig: um den König von Frankreich zur treuen Theilnahme an dem Feldzug gegen Salah Eddin zu verpflichten, hatte man kein wirksameres Mittel gefunden, als ihm die Hand der schönen Agnes zu versprechen. Ohne das Herz der jungen Fürstin zu befragen, hatten Friedrich der Erste und sein Bruder Conrad hierüber ihr Wort gegeben; nach beendigtem Kreuzzuge sollte die Vermählung vollzogen werden. Die Ereignisse in Palästina, vorzüglich aber die Art und Weise, wie Philipp August sich von seinen Bundesgenossen trennte, erschütterten zuerst dies Verhältniß; denn beide veränderten die Meinung, die man bis dahin von dem jungen König von Frankreich gehabt hatte. In Agnesens Urtheil war Philipp August ein Feiger, und was ihr von den Sitten ihres künftigen Gemahls hinterbracht wurde, konnte ihr nur Abscheu einflößen. Zu ihrer Vertrauten machte sie ihre Mutter; und da diese die Grundsätze der Tochter billigte, so war es minder schwer, die Entwürfe der Politik zu vernichten. Nicht unwahrscheinlich ist, daß Mutter und Tochter wesentlichen Antheil hatten an der Flucht des jungen Heinrich aus dem kaiserlichen Lager vor Neapel; zum wenigsten war es auffallend, daß der Flüchtling sich, gleich nach seiner Ankunft in Deutschland, an den Hof des Pfalzgrafen wendete, wo er Aufnahme und Schutz fand. Hier nun blieb Hein-

rich einige Wochen, und, von der Pfalzgräfin begünstigt, ward er, ohne die Einwilligung des Kaisers und des Vaters, Agnesens Gemahl zu einer Zeit, wo der Pfalzgraf — vielleicht um der Verbindung Raum zu geben — sich entfernt hatte. Als die Vermählung vollzogen war, standen die kanonischen Gesetze für Alles ein. Vergebens zürnte der Kaiser. Der Pfalzgraf schob die Schuld auf seine Gemahlin; diese aber rechtfertigte sich durch ihre Liebe für ein einziges Kind, von welchem sie sich nicht trennen wollte. Als Schwiegervater des jungen Heinrich, mußte sich der Pfalzgraf Conrad Heinrichs des Löwen bei dem Kaiser annehmen; und so kam der Reichstag zu Dullethe zu Stande, wo der Kaiser Heinrich den Löwen in dem Besitz seiner Erblande bestätigte, und dessen ältesten Sohn mit den pfälzischen Landen belehnte, so daß er der Nachfolger seines Schwiegervaters werden sollte.

Auf diese Weise wurde ein Zwist beigelegt, der für Deutschland nur allzu gefährlich war. Braunschweig und die Pfalz blieben dem welfischen Hause von allem, was es in den Herzogthümern Sachsen und Baiern besessen hatte, und zerstört war der Gedanke Lothars, der die königliche Macht in Deutschland auf ein großes Domain zu stützen versucht hatte. Heinrich der Löwe starb bald darauf (1195); und wie unter ganz veränderten Umständen sein zweiter Sohn Otto den letzten Versuch machte, sein Geschlecht in Deutschland noch einmal empor zu bringen, werden wir weiter unten sehen. Jetzt kehren wir zu Heinrich dem Sechsten zurück.

So wenig vermochte dieser Kaiser über die deutschen

Fürsten, daß er die Eroberung des Königreichs Sicilien mit Kreuzfahrern unternehmen mußte, die sich von Neapel aus nach Palästina einzuschiffen gedachten. Dies geschah im Jahre 1194. Wie viel Heinrich ausgerichtet haben würde, wenn Tancred oder sein ältester Sohn noch gelebt hätte, ist kaum eine Frage. Dem Hintritte Beider verdankte er die Fortschritte, die er diesseits des Pharus machte. Apulien und Calabrien ergaben sich selbst ohne Widerstand; nur Salerno wollte seine Thore nicht öffnen, und mußte, als es von den Kreuzfahrern erobert war, für seine Hartnäckigkeit büßen. Jenseits der Meerenge wirkten die Flotten von Genua und Pisa; und sobald Messina genommen war, sah die verwittwete Königin sich genöthigt, Palermo mit dem Ueberreste der Insel gegen das Anerbieten einer anständigen Versorgung in Deutschland fahren zu lassen. Der minderjährige Prinz Wilhelm, in dessen Namen Tancreds Wittwe regierte, legte die sicilianische Krone zu Heinrichs Füßen nieder. Mit ihr kam Heinrich in den Besitz der Schätze und Kostbarkeiten, welche die normannischen Fürsten in Palermo angehäuft hatten: sie waren so beträchtlich, daß sie auf nicht weniger als 160 Saumrossen nach Deutschland geschafft wurden, und hinterher entdeckte man einen zweiten Schatz, der dasselbe Sickſal hatte. In Heinrichs Betragen mochte viel Beleidigendes liegen; aber wenn es gleich nicht unwahrscheinlich ist, daß eine Verschwörung gegen ihn angesponnen wurde, so war doch sein Verfahren gegen Tancred's Familie allzu hart, um vor dem Richterstuhl der Menschlichkeit Verzeihung finden zu können. Denn, anstatt sein einmal gegebenes

Wort zu halten, ließ er den jungen Prinzen Wilhelm blenden, und auf ein Bergschloß in Rhätien bringen, die Mutter aber und die Schwestern nach dem Kloster Hohenburg im Elsas versetzen. So endigte das Geschlecht der normannischen Fürsten, die so manches Haus vertilgt hatten; und indem Heinrich der Sechste es war, der sich zum Vollzieher des Schicksals aufwarf, legte er, ohne es zu ahnden, den Grund zu einem ähnlichen Verderben für sein eigenes Haus.

Man kann sich dem Zeugnisse italiänischer Schriftsteller nicht versagen, wenn sie, mit furchtbarer Uebereinstimmung, Heinrich den Sechsten als den wüthigsten aller Tyrannen darstellen; man kann sich aber zugleich nicht verhehlen, daß er in Deutschland nie als ein solcher erschien.

Woher dieser scheinbare Widerspruch, diese doppelte Natur?

Unstreitig daher, daß die sicilianische Welt eine andere war, als die deutsche. In dieser hatte das Ansehn der Fürsten eine solche Höhe erreicht, daß der Einzelne, der den Titel eines Königs oder Kaisers führte, demselben nicht mehr widerstehen konnte. In jener hingegen war zwar von Seiten des Adels dasselbe Streben nach Unabhängigkeit und Freiheit, vorzüglich in Apulien und Calabrien; da aber die Könige des normannischen Geschlechts dies Streben immer bekämpft, sogar mit Erfolg bekämpft hatten, so war es der Mühe werth, hierin nicht hinter ihnen zurückzubleiben. Ob Heinrich hierbei nach Willkür verfuhr, oder ob er den einmal bestehenden Landesgesetzen nur freien Lauf ließ, ist von

Denen, die seine Tyranney anklagen, nie genauer untersucht worden. Wahrscheinlich geschah das Letztere; da aber Heinrich ein Deutscher war, von welchem man annahm, daß er die Liebe seiner Unterthanen durch Bewilligungen aller Art erkaufen müsse, so fiel sein Betragen nur um so mehr auf.

An Fühlbarkeit des Herzens fehlte es dem Kaiser nicht; dies beweisen die Bruchstücke, die von seinen Minne-Liedern auf uns gekommen sind. Allein wie hätte diese Fühlbarkeit des Herzens sich in Verhältnissen offenbaren können, worin alles zum Nachtheil des Herrschers war? wie bei einem Manne, der, von Jugend auf in den Künsten der Verstellung und Ueberraschung unterrichtet, keine andere Bestimmung ahnete, als das erträumte Ansehn der Kaiserwürde aufrecht zu halten, und der keine andere Gehülfen hatte, als deutsche Abenteurer, die unter ihm ihr Glück machen wollten? Nicht ganz ungegründet sind also die Klagen der Italiäner über Heinrichs Grausamkeit und Blutdurst; doch um sie gehörig zu würdigen, müßte man genau wissen, bis zu welchem Grade die Bedingungen des inneren Friedens sich im Königreich Sicilien ausgebildet hatten. Schon daraus, daß Heinrich den Grundsatz hegte, die sicilianische Krone könne nur durch Ausübung der äußersten Strenge behauptet werden, folgt mit großer Zuverlässigkeit, daß man ihn sehr ungern sah, und daß man alles aufbot, um von ihm befreit zu werden. Zwei Züge beweisen indeß, wie sehr es ihm um die Liebe der Sicilianer zu thun war. Als seine Gemahlin auf der Reise nach Sicilien zu Jesi in der Mark Ancona (27. Dec. 1194) von einem Sohne

entbunden wurde, ließ er ihn Friedrich Roger nennen, um das Andenken der normannischen Fürsten zu ehren; und als er in der Prinzessin Irene, einer Wittwe des vor Tancred verstorbenen Prinzen Roger, eine liebenswürdige Frau kennen lernte, vermählte er sie mit seinem jüngsten Bruder Philipp, den er erst mit den mathildischen Gütern und Toskana, in der Folge auch mit dem Herzogthum Schwaben ausstattete.

Viele Handlungen der Könige des zwölften Jahrhunderts konnten grausam und abscheulich scheinen, aber sie entsprangen deshalb nicht aus einer tyrannischen Gesinnung. Man muß Hammer werden, wenn man nicht Amboß seyn will. Der Kampf war zwischen Monarchie und Aristokratie; und dieser Kampf ließ sich schwer beendigen. In Sicilien war, wie in Frankreich, der Adel unmittelbar; und zwar nach Feudal-Recht. Was er nun dem Könige schuldig war, wurde gering geachtet; dagegen hielt er desto mehr auf die Vollziehung seiner Rechte gegen die Gutsunterthanen; und indem er die Gnade an die Stelle der Gerechtigkeit brachte, konnte von der Herrschaft des Gesetzes nicht die Rede seyn. Man sieht hieraus, wie fehlerhaft der Zustand der Gesellschaft war. Dazu kam aber noch, daß eben dieser Adel, dessen Ehrgeiz in der Ausübung gutsherrlicher Rechte hinreichende Nahrung fand, mit Verachtung auf den Staatsdienst hinsah, und folglich als Element der Regierung nicht benutzt seyn wollte. Die Stellen eines Condestabile, eines Groß-Justitiar, eines Kanzlers, eines Seneschalls, eines Groß-Admirals, eines Oberkämmers und eines Protonotars hatten seit

Rogers I. Zeiten entweder mit Fremdlingen, oder mit Personen aus den mittleren Classen der Gesellschaft besetzt werden müssen; und da Beamte dieser Art nicht wohl vermeiden konnten, dem Adel wehe zu thun: so lag hierin einer von den vornehmsten Beweggründen zum Mißvergnügen und zur Empörung. Uebrigens war die Gestalt der Dinge in dieser Hinsicht für alle Staaten Europa's dieselbe; und wenn wir nun von den italiänischen Schriftstellern erfahren, daß Heinrich der Sechste auf die geringsten Anzeigen von Aufstand und Empörung die gräßlichsten Strafen verhängt, und sogar gegen die Todten in den Gräbern gewüthet habe *): so ist dabei wohl nichts weiter in Betrachtung zu ziehen, als die Schwäche der königlichen Macht, welche sich weder mit Großmuth, noch mit den Regeln des Anstandes vertrug. Doch genug zur Entschuldigung des Kaisers!

In Deutschland ohne einen bedeutenden Feind (sobald Heinrich der Löwe ausgeschieden war), außerdem aber durch seine Brüder in Schwaben, Franken und Burgund gedeckt, schien Heinrich der Sechste, nachdem er in den Besitz der mathildischen Güter und des sicilianischen Thrones gekommen war, den lange verfolgten Traum einer römisch-deutschen Imperatur mehr, als einer seiner Vorgänger, verwirklichen zu können. Doch in der sittlichen Welt ist nur das von Bestand, was den Grundsätzen des Rechts entspricht, und das stärkste Ge-

*) Tancred und sein Sohn wurden ihrer Kronen im Sarge beraubt — wahrscheinlich um die Idee der Rechtmäßigkeit in Beziehung auf sie zu erschüttern, und sie als Usurpatoren zu bezeichnen.

rüst der Gewalt bleibt dem Zusammensturz und Verderben am meisten ausgesetzt. Heinrich machte nur allzu bald die Entdeckung, daß sich Sicilien nur durch Deutschland behaupten lasse; und um die ihm nöthigen Mittel zu gewinnen, ging er nach Deutschland zurück, die Regierung Siciliens seiner Gemahlin Constantia unter der Leitung seines ehemaligen Lehrers Conrad, erwählten Bischofs von Hildesheim, überlassend.

Allein er fand in Deutschland nur Gemüther, die seinen Entwürfen abgeneigt waren.

Zum zweiten Male mußte er sich entschließen, die im gegenwärtigen Königreich Neapel ausgebrochenen Unruhen durch die Kreuzfahrer beizulegen; und kaum war er damit zu Stande gekommen, als er den 28ten Sept. 1197 in der Blüthe seiner Jahre zur größten Freude fast aller Italiäner starb.

Sein Tod, den man, unstreitig um das Gemählde seiner Hassenswürdigkeit zu vollenden, als das Werk einer gewissenlosen Gemahlin dargestellt hat, vermehrte die Verlegenheiten; hauptsächlich durch die Minderjährigkeit seines Nachfolgers, Friedrichs des Zweiten, der im Jahr 1197 kaum ein Alter von zwei Jahren zurückgelegt hatte. Ein Kind schien den deutschen Fürsten nicht geeignet, die Rolle eines Königs zu spielen. Obwohl sie nun Heinrich dem Sechsten das eidliche Versprechen gegeben hatten, daß sein ältester Sohn sein Nachfolger werden sollte: so trugen sie doch kein Bedenken, ihr Wort zurückzunehmen, und ihre sinnreiche Entschuldigung war, daß die Wahl eines ungetauften Heiden zum Könige eines christlichen Volks nicht wohl gültig seyn könne. In

Sicilien selbst hatte Constantia die größte Mühe, sich zu behaupten; ihr Anhang war so gering, daß sie, um die Rechte ihres Sohnes zu retten, sich entschließen mußte, die Vormundschaft des Pabstes mit einem jährlichen Aufwand von 30,000 Talenten oder Pfunden Silbers zu erkaufen. Bedenklicher, als alles übrige, war der Charakter des Pabstes, der, unmittelbar nach dem Tode des Kaisers, (8 Jan. 1198) an die Stelle Cölestins des Dritten getreten war; denn Innocenz der Dritte — dies war sein Name — besaß Eigenschaften, die ihn zu einem würdigen Nachfolger Gregors des Siebenten stempelten.

Als Cölestin der Dritte sich seiner Auflösung nahete, ließ er die Cardinäle vor sein Sterbebette kommen und erbot sich, auf der Stelle zu resigniren, wenn sie Den zu seinem Nachfolger wählen wollten, den er ihnen vorschlagen würde. Doch die Cardinäle, damals unstreitig noch weit eigennütziger und ränkesüchtiger als gegenwärtig, lehnten diesen Vorschlag ab und wählten, noch an dem Sterbetage des Pabstes, den Grafen Lothar von Segni, der sich nach seiner Thronbesteigung Innocenz der Dritte nennen ließ. Er hatte zu Paris und zu Bologna mit Ruhm studiert, und galt für den geschicktesten Casuisten seiner Zeit. Die Bücherweisheit, welche ihm eigen war, machte indeß den geringsten Theil seines Wesens aus; denn in einen weit höhern Anschlag verdiente der praktische Sinn zu kommen, der ihm eigen war. In welchem Lichte die Nachwelt ihn kennen gelernt haben würde, wenn Heinrich der Sechste länger gelebt hätte, oder wenn es möglich gewesen wäre, das

Königreich Sicilien noch länger mit dem deutschen Reiche zu vereinigen, läßt sich nur in so fern beurtheilen, als man eingestehen muß, daß ihm durch die Minderjährigkeit Friedrichs des Zweiten alles erleichtert wurde. Sein erster Schritt war, daß er zugriff, nm sich in den Besitz alles dessen zu bringen, wovon er glaubte, daß es zum Kirchenstaat gehöre, Rom selbst nicht ausgenommen, welches noch immer fortfuhr, sich als freie Weltstadt zu betrachten. Nicht mit gleich fester Hand wußte er das Geraubte zu erhalten; doch fehlte es ihm auch hierin nicht an Geschicklichkeit, und was die Umstände thaten, kam hinterher auf die Rechnung seiner Klugheit. Die Dinge entwickelten sich auf folgende Weise.

Philipp von Schwaben, Heinrichs des Sechsten jüngster Bruder, von welchem oben bemerkt worden ist, daß er bei seiner Vermählung mit Irenen die mathildischen Güter und Toscana erhielt, war auf einer Reise nach Sicilien, als er den Tod des Kaisers erfuhr. Er kehrte sogleich um; und da er vorhersehen konnte, daß die deutschen Fürsten sich nicht mit einem zweijährigen Könige befassen würden, so ging er nach Deutschland, um die Königskrone für sich selbst zu erwerben. Zu diesem Endzweck bediente er sich der in Deutschlnnd niedergelegten Schätze seines Bruders, der Hohenstaufischen Güter und selbst der Reichsgüter. Er kannte und benutzte die Schwäche der deutschen Fürsten; denn wahrlich, es ist thöricht anzunehmen, daß vor sechs Jahrhunderten die Bestechung minder wirksam gewesen sei, als gegenwärtig: sie war aus vielen Gründen noch weit wirksamer, wie unvortheilhaft auch das Licht seyn möge, das da-

durch auf die deutschen Fürsten fällt. Auf Landtagen, wo jeder Reichsunmittelbare mitstimmte, verschaffte sich Philipp, durch wohl angebrachte Geschenke, die Zusicherung der Krone von fast allen Oberdeutschen, und gleich darauf auch die Stimmen von Oesterreich, Baiern, Böhmen, Thüringen, sogar der meisten Sachsen. Päbstliche Legaten wagten es, ihn von dem Banne loszusprechen, womit der Pabst ihn bedingungsweise belegt hatte; und eben diese Legaten setzten ihm zu Mainz die Krone auf. Aber hierdurch war nichts geleistet.

Der Erzbischof von Mainz war mit den Pfalzgrafen Heinrich und andern Fürsten um diese Zeit nach Palästina gezogen, und das ganze Gewicht geistlichen Ansehens ruhete auf dem Erzbischof von Cöln, Adolph, einem entschiedenen Feinde der Hohenstaufen, deren Gesinnungen und Entwürfe er errathen zu haben glaubte. Dieser Erzbischof nun, der sich gleich Anfangs vorgesetzt hatte, eine Königswahl nach seinem Geschmack zu Stande zu bringen, ließ sich weder durch Philipps Versprechungen, noch durch den Anhang irre machen, den jener sich bereits verschafft hatte. Früher hatte er den Plan verfolgt, den König Richard Löwenherz auf den deutschen Thron zu erheben. Als dies ihm fehlgeschlagen war, bot er dem Herzog Berthold von Zähringen die Krone an. Doch auch hiermit wollte es ihm nicht gelingen; denn der Herzog hielt den Kampf mit einem Hohenstaufen, dem so große Mittel zu Gebote standen, für allzu ungleich, und zog es vor, 11,000 Mark Silbers anzunehmen. Jetzt nun richtete der unermüdliche Erzbischof von Cöln seine Absichten auf den Grafen Otto

von Poitou, einen Sohn Heinrichs des Löwen, der, von seinem Oheim Richard Löwenherz unterstützt, sich dem Abenteuer unterzog, nach Deutschland kam und sich zu Aachen von dem Erzbischof krönen ließ.

Deutschland hatte also, was bisher noch nicht der Fall gewesen war, in Folge seines fehlerhaften Wahl-Systems zwei Könige, die sich nur bekämpfen konnten; ja, es hatte deren drei: denn während dies in Deutschland vorging, hatten die abwesenden Kreuzfahrer sich für Friedrich den Zweiten erklärt, von dessen Ansprüchen freilich fürs Erste nichts zu befürchten war.

Was hätte Innocenz dem Dritten Angenehmeres widerfahren können, als diese doppelte Königswahl, für welche er, als vorgeblicher Vater der christlichen Welt, den natürlichen Schiedsrichter machte! Das Blatt hatte sich jetzt gewendet: der Pabst stand eben so da, wie Friedrich der Zweite im Jahre 1159, als zu Rom die doppelte Wahl Alexanders und Victors erfolgt war. Diesen Vortheil in seinem ganzen Umfange zu benutzen, mußte Innocenz den Zeitpunkt abwarten, wo die Kronbewerber seine Entscheidung ansprechen würden; und dieser Zeitpunkt blieb nicht lange aus. Innocenz wollte seine Anmaßungen in Rom und in Italien sichern. Zu diesem Endzweck nun hielt er es für nöthig, den Vorrang der Päbste geltend zu machen. Sich selbst für den competenten Richter in diesem Streit erklärend, setzte er als ersten und unbezweifelten Grundsatz fest, daß das Kaiserthum durch den Pabst von den Griechen auf die Deutschen gebracht sey; und hieraus folgerte er, daß der Kaiser Würde und Majestät durch die Krönung erhalte, und

und daß, da die Krönung durch den Pabst verrichtet werde, diesem das Recht zukomme, über die Tauglichkeit der ihm vorgestellten Bewerber zu entscheiden. Nach diesen Vordersätzen nun, erklärte er sowohl den jungen Friedrich, als den Herzog von Schwaben, für unfähig die deutsche Krone zu tragen: jenen, weil er, als König von Sicilien, Vasall des Pabstes sey, der eine so unnatürliche Vereinigung zweier Kronen nicht gestatten dürfe; diesen, wegen mehrerer Vergehungen, wegen der Mängel seiner unförmlichen Wahl, und auch deswegen, weil die deutsche Krone sonst leicht als ein erbliches Eigenthum der Hohenstaufen erscheinen könne. Otto dagegen sey von dem größeren Theile der Stände gewählt worden, welche bei der Wahl ein vorzügliches Recht hätten, und außerdem sey er so geartet, wie das Beste der Christenheit es erfordere. Hiernach nun mißbilligte der Pabst alles, was seine Legaten für Philipp gethan hatten, und erklärte ihn mit allen seinen Anhängern für gebannt *).

---

*) Man ersieht hieraus genau, wie es um die Aufklärung im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte stand. Die Päpste wollten für das leibhafte Princip der Rechtmäßigkeit gelten; und da dies immer nur das Moral-Princip seyn kann, das bekanntlich seine Wurzel in der Vernunft hat, so wollten sie nichts Geringeres seyn, als die Vertreter der Vernunft. Dies aber hing mit ihrem ganzen Wesen zusammen. In der verabscheuungswürdigen Entwickelung, welche das Christenthum im Römerreiche durch die Aufnahme übernatürlicher Lehren erhalten hatte, war das Moral-Princip verdunkelt und aller Kraft beraubt worden; denn durch jene übernatürliche Lehren konnte nur der Grund zu einer neuen Herrschaft gelegt werden, welche die Priesterherrschaft genannt wird. Als diese nun einmal in Gang war, handelte es sich immer nur um Vorrang; und so konnte es schwerlich ausblei-

Als diese Erklärung des Pabstes in Deutschland bekannt wurde, hatte der Krieg zwischen Philipp und Otto längst seinen Anfang genommen. Philipps Anhänger ermangelten nicht, dem Pabste eine herzhafte Antwort zu geben: eine Antwort, worin sie seine Bannstrahlen verlachten. Dies konnte indeß nichts verschlagen, so lange der Bürgerkrieg in Deutschland fortdauerte.

Auf Seiten Otto's waren die Könige von England und von Dänemark, die ihn mit Geld und Truppen unterstützten. Für Philipp kämpfte der größte Theil des deutschen Reichs. Im Ganzen genommen, ruht auf diesem Kriege ein undurchdringliches Dunkel; denn, wenn man auch sehr wohl begreift, weshalb Philipp die Oberhand gewinnen mußte, so läßt sich doch nicht einsehn, warum Otto nicht, wie Heinrich der Löwe, in seinen Erblanden zu einer Entsagung gezwungen wurde. Dies Räthsel löset sich nur durch die Voraussetzung, daß die eigennützige Staatsklugheit der meisten Reichsfürsten genau die Gränze bezeichnet hatte, innerhalb welcher sie zur Unterstützung Philipps bereit war. Otto verlor allmählig seine

---

ben, daß anmaßende Päbste das Moral-Princip selbst zu seyn wähnten, sie, die nur die Verderber desselben bis auf unsere Zeiten gewesen sind. In Innocenz des Dritten Erklärung ist wahrlich nichts so auffallend, als die Art und Weise, wie er sich über die Erblichkeit der Krone ausspricht. Diese mußte ihm allerdings ein Gräuel seyn, wenn er in ihr den Anfangspunkt einer bessern Ordnung der Dinge ahnete, als sich mit der Fortdauer der theokratischen Universal-Monarchie vertrug. Wenn spätere Päbste über diesen Punkt nachgiebiger gewesen sind: so rührte dies nur daher, daß sie die Erblichkeit der Kronen nicht mehr zu verhindern wußten, als die Macht der Feudal-Aristokratie gebrochen war.

besten Stützen: zuerst Richard Löwenherz, welcher im Jahre 1199 starb, dann auch den Erzbischof von Cöln, der, wie Otto's ältester Bruder, der Pfalzgraf Heinrich, durch die Kraft der Ereignisse gezwungen wurde, Philipps Parthei zu ergreifen. Selbst Innocenz der Dritte wankte, als er die Ueberlegenheit Philipps bemerkte; er wankte aber noch viel mehr, als dieser mit ihm in verführerische Unterhandlungen trat, worin er dem Pabste nicht nur völlige Genugthuung für alle dem heil. Stuhl zugefügten Kränkungen, sondern auch eine Geldhülfe zur Fortsetzung des Krieges in Palästina anbot. Philipp ließ es selbst hierbei nicht bewenden. Um seinen Zweck desto sicherer zu erreichen, versprach er das Kreuz zu nehmen; und da Constantinopel um diese Zeit durch die vereinigte Macht der Franzosen und Venetianer war erobert worden, so gelobte er, auf den Fall, daß das griechische Kaiserreich ihm in Folge seiner Verbindung mit Irene, welche eine griechische Prinzessin war, zu Theil werden sollte, dasselbe der Obedienz des Pabstes zu unterwerfen. Verführt durch alle diese Verheißungen, lenkte der Pabst allmählig ein. Den Anfang machte er damit, daß er den klugen Philipp durch seine Legaten von dem Bann befreiete. Dann suchte er den störrischen Otto zu einem Vergleiche mit Philipp zu bereden, und zwar so, daß er Philipps Tochter heirathen und sein Nachfolger im Kaiserreiche werden sollte. Otto aber verwarf alle diese Vorschläge mit unbegreiflichem Starrsinn; ein Waffenstillstand war das Einzige, was seinen Beifall finden konnte.

Als nun dieser dem Ablaufe nahe war, und Philipp neue Zurüstungen traf, um mit ganzer

Macht über Otto herzufallen, endigte die Hand eines fürstlichen Mörders den siebenjährigen Streit, der Deutschlands Fluren nicht wenig verwüstet hatte. Philipp fiel den 21sten Juni 1208 durch das Schwert Otto's von Wittelsbach, der, um nicht erfüllter Erwartungen willen, aus einem eifrigen Anhänger ein erbitterter Feind geworden war. Philipp hatte ihm, so sagt man, seine Tochter zur Ehe versprochen, aber nicht nur nicht Wort gehalten, um seinen Frieden mit Otto machen zu können, sondern auch des Wittelsbachers Vermählung mit der Tochter des schlesischen Herzogs Heinrich verhindert. Es ist erlaubt, zu glauben, daß noch etwas mehr im Spiele gewesen sey; denn mitten unter den Seinigen sah sich Philipp von seinem Mörder zu Bamberg überfallen. Dieser entkam zwar, nachdem er dem Könige einen tödtlichen Streich versetzt hatte, wurde aber geächtet, und bald darauf bei Lauingen von dem Marschall Kalandin niedergemacht.

So verhielt es sich mit den nächsten Folgen einer Vereinigung der sicilianischen Krone mit der deutschen Krone: einer Vereinigung, für welche Friedrich der Erste in den Fluthen des Saleph, Heinrich der Sechste zu Palermo in der Blüthe seiner Jahre, Philipp durch eine Mörderhand gestorben war. Jener Unheil bringende Gedanke aber sollte noch weit schlimmere Früchte tragen.

Untersucht man nun etwas genauer, worauf es eigentlich ankam: so findet man leicht, daß die Unfähigkeit des Zeitalters, der Regierung Stätigkeit zu geben, die Quelle von dem Allen war. Deutsche Kaiser, die ihre ganze Wirksamkeit der Wahl verdankten, konnten sich in ihrer nur allzu bedingten Würde nicht gefallen; und

da die Päbste das größte Hinderniß ihrer Freiheit waren, so blieb ihnen schwerlich etwas Anderes übrig, als dieses Hinderniß bis zur Unschädlichkeit zu schwächen. Die Päbste selbst aber waren das Erzeugniß einer Zeit, die ihren Charakter in der Unbekanntschaft mit dem Wesen der Gesellschaft hatte. Das Thun und Treiben der Kaiser war also ganz vergeblich; und den menschlichen Vereinen konnte nicht eher Heil wiederfahren, als bis man eine unerschütterliche Grundlage für die Rechtmäßigkeit, und in ihr den Grund zur Stätigkeit der Regierung gefunden hatte.

Ehe wir dies weiter verfolgen, müssen wir uns mit einem Charakter beschäftigen, der am Schlusse des zwölften und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts die bedeutendsten Wirkungen hervorbrachte. Dies ist Innocenz der Dritte, dem es gelang, dem Pabstthum eine ganz neue Stütze zu geben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den allmähligen Verfall und den plötzlichen Untergang der Republik Venedig.

(Fortsetzung.)

Der Krieg zwischen Frankreich auf der einen, und Oesterreich und Sardinien auf der anderen Seite hatte bereits seinen Anfang genommen, als Ludwig der Achtzehnte Verona verließ. Das französische Heer mit Einschluß aller Corps, die zu demselben gehörten, zum Theil aber noch in der Provence zurückgeblieben waren, belief sich auf 63,500 Mann. Bei weitem stärker war das Gegenheer; denn es bestand aus 36,000 Piemontesern, 40,000 Oesterreichern und 4, bis 5,000 Mann neapolitanischer Reiterei. Auf beiden Seiten hatte man den Oberbefehlshaber verändert. Die französische Regierung hatte ihr Heer dem General Bonaparte anvertraut, welcher, damals acht und zwanzig Jahr alt, sich bei der Wiedereroberung von Toulon und bei der Bekämpfung der aufruhrsüchtigen Sectionen von Paris einen Namen gemacht hatte; an die Stelle des Generals Devins war der General Beaulieu getreten. Der Vortheil der Franzosen beruhete darauf, daß sie mit einem Heere zu thun hatten, welches zwei verschiedene Zwecke verfolgte; denn während die Truppen des Königs von

Sardinien das Piemontesische zu vertheidigen wünschten, lag den Oesterreichern alles an der Erhaltung des Mailändischen, und ein bedeutender Unfall konnte sehr leicht die Verbündeten trennen.

Hier, wo nur von den Ursachen des plötzlichen Unterganges der Republik Venedig die Rede ist, wird der Leser keine umständliche Erzählung der Begebenheiten dieses nur allzu denkwürdigen Krieges erwarten, in welchem Napoleon Bonaparte den Grund zu seiner nachmahligen Größe legte. Wir müssen uns mit den allgemeinen Umrissen begnügen, um nicht allzu ausführlich zu werden und so den Gegenstand, den wir zu verhandeln haben, in Schatten zu stellen.

Bei seiner Abreise von Paris hatte Bonaparte zu seinen Freunden gesagt: „nach drei Monaten bin ich entweder zu Mailand oder zu Paris.“ Der Erfolg seiner Unternehmungen übertraf seine eigenen Erwartungen. Kaum war er in Nizza angelangt, als er scheinbare Anstalten zur Eroberung von Genua traf. Irre geführt durch diese Anstalten, lieferte Beaulieu die Schlacht bei Montenotte, deren Ausgang die Franzosen auf die Westseite der Appeninen, und in das Thal der Bormida versetzte, welches nach Alexandrien hin ausläuft. Bonaparte's überlegener Kriegsgeist offenbarte sich in kluger Benutzung aller der Vortheile, welche die Ungeschicklichkeit seines Gegners ihm darbot. Vier Tage nach dem Kampfe auf Montenotte wurde die Schlacht bei Millesimo geliefert, in welcher die Franzosen zum zweiten Male siegten; und nach dem Gefechte von Dego (22ten April) und der Erscheinung des Generals Serrurier in

dem Thale des Tanaro, welcher der Bormida parallel läuft, war das österreichische Heer von dem sardinischen getrennt. Zu Mondovi geschlagen, bat der Befehlshaber der piemontesischen Truppen um Waffenstillstand; und gern bewilligte Bonaparte diesen gegen die Uebergabe von Coni und Tortona. Nichts hinderte ihn, die Oesterreicher, denen er jetzt überlegen war, zu verfolgen.

Den 7. Mai (1796) geschah der Uebergang über den Po, unterhalb des Zusammenflusses dieses Stromes mit dem Ticino, ohne daß die Oesterreicher, welche ihn oberhalb jenes Zusammenflusses erwartet hatten, es verhindern konnten; und sobald der Herzog von Parma, dessen Land unvertheidigt geblieben war, den Frieden durch eine Kriegssteuer erkauft hatte, eilte Beaulieu, die Adda zu einer Scheidungslinie zu machen. Mailand war hierdurch Preis gegeben. Bonaparte, der nach Entscheidung dürstete, achtete selbst der Hindernisse nicht, welche die von zehntausend Oesterreichern mit dreißig Kanonen vertheidigte Brücke von Lodi darbot; durch die Entschlossenheit der Generale Massena, Dallemagne, Cervoni und Lasnes wurde die Brücke erobert, der Feind durchbrochen, und zwanzig Kanonen erbeutet. Pizzighitone und Cremona waren die nächsten Früchte dieses Sieges; aber auch Mailand sendete seine Schlüssel, und der Herzog von Modena bat um Frieden, indem er nach Venedig flüchtete. Das österreichische Heer, oder vielmehr die schwachen Ueberreste desselben, zogen sich jenseits des Mincio zurück, um daselbst ihre Vertheidigungslinien anzulegen.

Diese Linie hat den doppelten Vorzug, sehr kurz und sehr stark zu seyn; denn an den äußersten En-

den an den Po und den Garda-See gelehnt, wird sie durch den Mincio und durch die Festungen Peschiera und Mantua beschützt. Dennoch war der Uebergang über diesen Fluß minder schwierig, als der über die Adda. Am 30sten Mai zeigten sich die Franzosen, welche das österreichische Heer über den Oglio verfolgt hatten, vor Borghetto auf dem rechten Mincio-Ufer. Der Feind brach die Brücke ab. Während man nun an ihrer Wiederherstellung arbeitete, warf sich der General Gardanne an der Spitze einiger Grenadiere in den Fluß. Beim Anblick dieses kleinen Haufens, der mit so viel Entschlossenheit vorrückte, zogen sich die österreichischen Vorposten zurück. Sobald also die zerstörte Brücke wieder hergestellt war, ging das französische Heer über den Mincio. Das österreichische, in Schlachtordnung aufgestellt, schien es zu erwarten. Doch kaum hatte das Feuer angefangen, als der Anblick einer Colonne, welche sich auf der Höhe des Garda-Sees zeigte, um das Etschthal zu besetzen, und dem Feinde den Rückzug abzuschneiden, den General Beaulieu auf andere Gedanken brachte. Ohne Zeitverlust trat er den Rückzug an, und über die Etsch vordringend, verließ er Italien, um sich in die tyroler Alpen zu verlieren. Mantua war seinem Schicksal überlassen, und die italiänische Halbinsel, wenigstens für den Augenblick, für Oesterreich verloren.

Schon vor der Eröffnung der Feindseligkeiten hatte sich nicht bloß in der Lombardei, sondern auch in den benachbarten Provinzen der Republik Venedig, namentlich in Bergamo, der Geist der Empörung gezeigt; und

Alexander Ottolini, Vice-Podesta von Bergamo, hatte den Staats-Inquisitoren die schuldige Anzeige davon gemacht. Dieselben Symptome waren seitdem zu Brescia, Crema, Peschiera, Legnago, wahrgenommen worden. Als nun die Franzosen immer mehr vordrangen; als der Erzherzog Ferdinand Mailand verließ und den 9ten May in Bergamo anlangte, ohne angemeldet zu seyn; als, außer den Militär-Cassen und dem Fuhrwesen, ganze Abtheilungen des österreichischen Heers durch das Venetianische nach den Erblanden zurückgingen: da hob die Verlegenheit für die Regierung von Venedig an, die sich unstreitig einen ganz andern Ausgang der Sache gedacht oder geträumt hatte. Ihre erste Maaßregel war, einen General-Proveditor für die Provinzen von Terra-ferma zu ernennen. Dies war Nicolaus Foscarini, ehemals Gesandter der Republik zu Wien und zu Constantinopel. Sein Wohnsitz wurde ihm zu Verona angewiesen; und, um ihm die Erfüllung seiner schwierigen Bestimmung zu erleichtern, erließ die Regierung an die Obrigkeiten von Terra-ferma die Befehle, die sehr leicht ertheilt, aber dafür desto schwerer auszuführen sind. Dahin gehörte, daß der Vortheil der Republik wahrgenommen, und die bisher befolgte Neutralität auf keine Weise verletzt werden sollte. Die Fortdauer dieser Neutralität war in sich selbst unmöglich, sobald die Franzosen das venetianische Gebiet betreten hatten; denn alles, was den Oesterreichern war bewilligt worden, forderten die Franzosen als ein ihnen zustehendes Recht, und sobald dieses streitig gemacht wurde, trat die Drohung an die Stelle der Bitte.

Das Hauptquartier des französischen Obergenerals war einen Augenblick in Brescia gewesen, und diese Stadt hatte von den Durchzügen der Franzosen nicht wenig gelitten. Diesen Vorwand benutzte der General-Proveditor, einen Officier an Bonaparte zu schicken und Entschädigung zu fordern. Wie erstaunte dieser Officier, als der französische Obergeneral, anstatt auf die Beschwerde des General-Proveditor einzugehen, sich aufs Bitterste über die Partheilichkeit der Venetianer beklagte, und mit dem Tone und Anstand eines Suverän's verlangte, daß der General-Proveditor vor ihm erscheinen sollte, um ihm darüber Auskunft zu geben! Gleichwol war der Schrecken, den die französischen Waffen verbreitet hatten, so groß, das Foscarini sich nicht getraute, dem Befehl zu trotzen. Die Stimmung, worin dieser alte Staatsmann nach dem französischen Hauptquartier abreisete, war Todesangst. „Ich reise ab," schrieb er den Staats-Inquisitoren; „möge Gott meine Bemühungen segnen und mich als Schlachtopfer annehmen!" Noch stärker mahlte sich seine Furcht in dem nächsten Bericht. „Ich habe, sagte er, die Pflicht eines Bürgers erfüllt: ich bin nach Peschiera zurückgegangen, ich habe mich unter den Händen der Franzosen befunden; ich habe den General Bonaparte gesehen." (Dieser hätte den General Proveditor in keiner vortheilhafteren Stimmung antreffen können, als die war, worin er sich wirklich befand. Es kam darauf an, Verona ohne Schwertstreich zu besetzen, um die Oesterreicher zu verfolgen und eine Brücke über die Etsch zu haben. Zu diesem Endzweck mußte man den General-Proveditor in

Schrecken setzen, um den Gedanken an Widerstand nicht in ihm aufkommen zu lassen.) „Er hat uns gesagt, schrieb Nicolaus Foscarini, daß die Republik Venedig den freundschaftlichen Gesinnungen seiner Nation sehr schlecht entsprochen habe; daß Thaten und Versprechungen bei uns in Widerspruch ständen; daß wir an Frankreich zu Verräthern geworden wären, indem wir den Oesterreichern erlaubt hätten, Peschiera zu besetzen; daß er dadurch um funfzehn hundert Mann schwächer geworden wäre, deren Blut Rache fordere; daß wir, um unsere Neutralität zu bewahren, den Oesterreichern widerstehen müßten; daß er, wenn es uns dazu an Macht fehle, seine Hülfe nicht versagen werde; und daß, wenn die Oesterreicher unser Vertrauen getäuscht hätten, nichts anderes übrig bliebe, als ihnen den Krieg zu erklären. Nachdem er nun alle Beschwerden Frankreichs durchgegangen war, fügte er hinzu: seine Regierung habe ihm den Befehl zukommen lassen, Verona zu verbrennen, und dies werde in der nächsten Nacht geschehen durch die Colonne des Generals Massena."

So sehr war der General-Proveditor von Bonaparte's Zorn erschüttert, daß er sich auf der Stelle anheischig machte, die französischen Truppen in Verona aufzunehmen. Unter lauter Herzensangst erwarteten inzwischen die Veroneser Foscarini's Zurückkunft; und als er nach Mitternacht anlangte, machte er sogleich bekannt, daß die Franzosen als Freunde in Verona einrücken würden, um ihren Marsch fortzusetzen. Schrecken und Bestürzung bemächtigte sich auf diese Nachricht der sämmtlichen Einwohner, hauptsächlich der Edlen und Reichen.

Der größte Theil der letzteren begab sich ohne Zeitverlust auf die Flucht nach Venedig: die Etsch war mit Kähnen bedeckt, welche Kostbarkeiten und gemeines Hausgeräth führten, und die Verwirrung konnte bei Attila's Ankunft in Italien schwerlich größer seyn.

Nachdem die französischen Truppen am 1sten Juni in Verona eingerückt waren, besetzten sie in den nächsten Tagen Legnano und die Klause. Die Regierung der Republik war ihrerseits nicht unthätig, alle Vertheidigungsmittel, die ihr zu Gebote standen, um sich her zu versammeln. An die Befehlshaber der Flotte erging der Befehl, sich unverzüglich mit ihren Schiffen einzustellen. Einen ähnlichen Befehl erhielten die Proveditoren von Istrien, Dalmatien und Albanien, die Landtruppen nach Venedig zu senden. Es wurden neue Aushebungen veranstaltet; und während ein Patricier zum Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht ernannt wurde, beauftragte der Senat einen zweiten mit der Verpflegung derselben. Eine neue Steuer traf die Häuser der Hauptstadt und des Dogats; von den Gütern, welche die Bewohner Venedigs auf Terra-ferma besaßen, mußte der Zehnte entrichtet werden, und eine besondere Casse empfing die patriotischen Gaben.

Doch kaum waren diese Vertheidigungsmaßregeln genommen, so fürchtete sich die Regierung vor der Anwendung derselben. Um zu erfahren, wie viel sie von den Franzosen zu befürchten habe, sendete sie zwei Patricier in das französische Hauptquartier, welches um diese Zeit vor Mantua war. Die Nahmen dieser Männer waren Nicolaus Bataja und Nicolaus Erizzo. Beide

langten zu einer Zeit an, wo die Franzosen die Vorstadt St. Georg genommen hatten. Bonaparte, welcher die Absicht ihrer Sendung ohne Mühe errieth, empfing sie mit einer Leutseligkeit, die sie nur in Erstaunen setzen konnte. „Alle Beschwerden Frankreichs über das Benehmen der Republik Venedig, sagte er, wären ausgeglichen durch die freundliche Aufnahme, die er selbst und seine Waffengefährten in Verona gefunden. Da von früheren Vorfällen nicht länger die Rede seyn könne, so schätze er sich glücklich, der venetianischen Regierung die Versicherung von der unveränderten Freundschaftlichkeit der seinigen geben zu können. Dabei sey er überzeugt, daß, während des Aufenthalts französischer Truppen auf dem Gebiete der Republik, der Senat nicht aufhören werde, seine Rechtlichkeit an den Tag zu legen. Die Hauptsache sey die gute Verpflegung der französischen Truppen; denn da sein Heer weder Magazine noch Fuhrwesen habe, so müsse es seinen Unterhalt aus dem Lande ziehen, worin es sich befinde." Als jetzt die Abgeordneten mit aller nur ersinnlichen Schonung fragten: ob er die Dauer des Aufenthalts seiner Truppen im Veronesischen bestimmen könne; gab er zur Antwort: „dies hange von den Umständen des Krieges ab; doch wolle er sie sogleich zurücknehmen, wenn die Republik sich entschlösse, den Oesterreichern den Uebergang über die Etsch zu verbieten; übrigens hoffe er, daß der Feind in Kurzem gänzlich aus Italien werde vertrieben seyn, und dann würde er im Veronesischen nur so viel Truppen zurücklassen, als zur Bewachung der Brücken von Verona erforderlich wären. Der Friede mit dem Kö-

nige von Neapel sey so gut als abgeschlossen, und zu Brescia erwarte ihn ein spanischer Minister, um den Frieden mit dem Pabste einzuleiten. Die Absicht seiner Regierung sey, Italien unabhängig zu machen, und aus Mailand einen besonderen Staat zu bilden, was den Wünschen der Republik gemäß seyn müsse."

Erbaut von diesen Aeußerungen, erklärten sich die Abgeordneten der Republik auf das Vortheilhafteste für einen Mann, der dem General-Provetitor Foscarini so viel Schrecken verursacht hatte. „Die Mannigfaltigkeit dieser Gegenstände, sagten sie in ihrem Berichte, die Feinheit seiner Bemerkungen, der Umfang seiner Ansichten, die Art, wie er diese entwickelte, seine Urtheile über die Angelegenheiten Frankreichs und anderer Länder: dies alles berechtigt uns, zu glauben, nicht bloß, daß dieser Mann mit sehr viel Talent für politische Geschäfte ausgerüstet ist, sondern auch, daß er einen grossen Einfluß in seinem Lande erhalten wird." Ein solches Urtheil konnte indeß wenig verschlagen, da die Republik dem Gange der Begebenheiten bloßgestellt blieb. Auf der einen Seite von dem Podesta zu Bergamo durch die Nachricht von der Bereitwilligkeit dieser Provinz, sich der Erhaltung ihres Verhältnisses zur Republik aufzuopfern, aufs Angenehmste überrascht, auf der anderen von den Gegnern Frankreichs zur Verstärkung ihrer Rüstungen aufgemuntert, blieb die Regierung in der Bahn, welche sie einmal betreten hatte; und da sie von dem Grundsatze ausging, daß die glücklichen Erfolge Frankreichs sehr vorübergehend seyn würden, so lehnte sie selbst das Bündniß ab, das ihr Frankreich im Juli 1796 antrug:

ein Bündniß, nach welchem Venedig nicht bloß im Besitz seiner verschiedenen Staaten bleiben, sondern auch beträchtliche Vortheile erwerben sollte. Inzwischen unterblieb die Empörung, welche der Podesta von Bergamo angekündigt hatte, und die Franzosen dehnten sich immer ungehinderter aus, nachdem Pizzighitone, Cremona und Peschiera ihre Thore geöffnet hatten. Bis nach Brixen und Trident drangen französische Colonnen vor, während andere das Fort Fuentes in den Alpen, das Fort Urbino an der Gränze des Kirchenstaats, Ferrara am Po, Bologna in der Romagna, und Ancona am adriatischen Meere besetzt hielten. Der König von Neapel hatte unterhandelt, und, seinem Beispiel folgend, der Pabst um einen Waffenstillstand gebeten. Mantua war der einzige Platz, welchen Oesterreich in Italien behielt.

Doch diese Macht war nicht gesonnen, nach der ersten Vertreibung aus Italien, Verzicht auf ihre Besitzungen in dieser Halbinsel zu leisten; sie dachte vielmehr nur auf Mittel, den Kampf aufs Neue zu beginnen, und ihn noch im Laufe des Jahres 1796 zur Entscheidung zu bringen. Die Aufmunterung dazu lag in der Schwäche des französischen Heeres, das, über einen weiten Raum verbreitet, nicht nach Maßgabe seiner Verluste verstärkt worden war. Die Belagerung von Mantua beschäftigte die eine Hälfte desselben; die andere, so vortheilhaft auch ihre Stellungen gewählt seyn mochten, war allzu schwach, um einen Einbruch in Italien zu verhindern. Dagegen hatte sich das österreichische Heer in Tyrol bedeutend verstärkt, und der Marschall Wurmser, welcher dasselbe befehligen sollte, erschien an

der

der Spitze von 20,000 Mann, die bis dahin der Rhein-Armee angehört hatten. Den 29sten Juli langte der Marschall von den tyrolischen Alpen am Garda-See an, und ließ 15,000 Mann auf der Westseite desselben nach Brescia aufbrechen, während er selbst zwischen dem See und der Etsch zog, Monte-Baldi besetzte, den Posten von Corona, welcher diesen Engpaß schließt, mit Gewalt nahm, und am linken Ufer des Mincio anlangte. Nie hatten die Oesterreicher einen besseren Operations-Plan befolgt; und die Wirkungen schienen unfehlbar. In der That wurde die französische Division, welche die Westseite des Garda-See's bewachte, auf den ersten Anlauf geworfen, und General Massena, der im Etsch-Thale stand, hatte kein besseres Schicksal. Die Linie der Franzosen war durchbrochen, und die größte Schwierigkeit bestand darin, die vereinzelten Corps so zu vereinigen, daß ein erfolgreicher Widerstand geleistet werden konnte. Da nun der Marsch desjenigen Theils der österreichischen Armee, der die Lombardei bedrohete, dem französischen Obergeneral nicht so viel Zeit ließ, daß er seine Truppen sammeln konnte, um im Angesicht von Mantua eine Schlacht zu liefern, so faßte er den Entschluß, beide Abtheilungen der Oesterreicher hinter einander zu schlagen. Zu diesem Endzweck hob er, mit Zurücklassung seines Belagerungsgeschützes, die Belagerung von Mantua auf; und indem er sein Heer auf das rechte Mincio-Ufer brachte, entsendete er ein Corps, welches die Engpässe im Westen des Garda-Sees wieder einnehmen mußte. Dann ging er auf die Abtheilung los, die auf diesem Wege gekommen war, und griff sie bei Brescia, bei Castiglione, bei Lonado

an, während Massena die Kaiserlichen gegen den See trieb. Dieser Theil des österreichischen Heeres gerieth durch Zufälle aller Art in Kriegsgefangenschaft. Die Hauptsache wurde den 5ten Aug. bei Castiglione entschieden; denn als Wurmser, von Massena und Augereau aufs Tapferste bekämpft, in die Gefahr kam, auf seiner Linken umgangen zu werden, brach er den Kampf ab, und verließ die Linie des Mincio, um nach Tyrol zurückzugehen. Wenig Tage darauf wurde die Belagerung von Mantua aufs Neue begonnen, und die Kaiserlichen hatten von ihrem Unternehmen keinen anderen Gewinn, als einen Muth bewiesen zu haben, der ihnen 6000 Todte und 10, bis 12,000 Gefangene gekostet hatte.

Zu Venedig hatte man die Erscheinung des Generals Wurmser für das Unterpfand der Befreiung Italiens genommen, und seine ersten Fortschritte hatten eine unaussprechliche Freude veranlaßt: eine Freude, die sich in Beschimpfung der in Venedig anwesenden Franzosen und in Entwürfen zu ihrer Ermordung offenbarte. Nun hatte zwar die Schlacht bei Castiglione den Uebermuth in Niedergeschlagenheit verwandelt; doch dauerte die feindselige Gesinnung gegen die Franzosen nur desto sicherer fort. Als die Division des Generals Serrurier vor Verona erschien, fand sie die Thore verrammelt, weil noch einige Oesterreicher in dieser Stadt zurückgeblieben waren; und der Proveditor ließ sagen, daß er die Eingänge erst nach zwei Stunden öffnen könnte. Kanonenschläge öffneten die Thore, und das Schicksal der Veroneser war um so härter. In den Provinzen Brescia und Verona wetteiferten die feindlichen Partheien in ihren Forderun-

gen an Lebensmitteln, Pferden und anderen Kriegsbedürfnissen; und eben deswegen war nichts natürlicher, als die Feindschaft Derer, welche, dem Raube Preis gegeben, sich nicht vertheidigen durften. Doch wollte die Regierung der Republik nur Rache an den Franzosen gestatten. Als der Podesta von Bergamo meldete, daß die ganze Bevölkerung seiner Provinz in Masse aufstehen wollte, und daß man wenigstens auf dreißig tausend Mann rechnen könnte, waren die Staats-Inquisitoren sogleich bereit, auf diesen Vorschlag einzugehen. Es wurde also ein Plan entworfen, diese Masse in achtzehn Regimenter umzubilden; und nicht genug, daß man sich mit der Wahl der Officiere beschäftigte, traf man auch Anstalten zur Verpflegung und zur Herbeischaffung der nöthigen Pulver- und Bleivorräthe, sogar der fehlenden Kanonen. In den übrigen Provinzen wurden ähnliche Aufstände vorbereitet, und Venedig, alle benachbarten Plätze, und die Inseln der Lagunen füllten sich mit Truppen, welche Tag für Tag aus Istrien, Dalmatien und Albanien anlangten. Zugleich errichtete man kleine Forts, und die Uebergänge wurden mit Kanonen besetzt. So auffallend waren diese Angriffs- oder Vertheidigungsanstalten, daß der französische Minister in Venedig nicht umhin konnte, nach der Bestimmung derselben zu fragen. Der Senat antwortete mit Versicherungen seiner Neutralität und Rechtlichkeit, und der Minister, welcher nur allzu gut wußte, woran er war, nahm die Miene des Befriedigten an.

Inzwischen konnte die Regierung kein großes Vertrauen in die Kriegserfahrenheit dieser Patricier setzen;

und außerdem dauerte der Grundsatz fort, die Führung der Land-Armee niemals einem Eingebornen anzuvertrauen. Die Staats-Inquisitoren mußten also darauf bedacht seyn, einen fremden General zu finden, dem sie die Vertheidigung der Republik übertragen könnten. Nun lebte zu Venedig ein deutscher Prinz, der durch seine Unerschrockenheit Europa mehr als einmal in Erstaunen gesetzt hatte. Ohne Seemann zu seyn, hatte er eine Reise um die Welt gemacht, und wie ein Admiral gekämpft; ohne weder Spanier noch Franzose zu seyn, hatte er eine schwimmende Batterie unter die Kanonen von Gibraltar geführt. Es war der Prinz von Nassau: ein Mann, für welchen die Gefahr Reiz genug hatte, ihn zur Annahme eines solchen Auftrags zu bestimmen, selbst wenn seine politische Meinungen ihn nicht zum natürlichen Verbündeten der Venetianer gemacht hätten. Die Staats-Inquisitoren waren entschlossen, ihm das Wohl und Weh der Republik anzuvertrauen; doch kaum hatte sich die Nachricht davon nach Wien verbreitet, als der Baron von Thugut, damals Cabinetsminister, dem Gesandten der Republik zu verstehen gab, daß sein Kaiser es ungern sehen würde, wenn die Wahl der Republik auf den Prinzen von Nassau fiele, mit welchem unzufrieden zu seyn er einige Ursache hätte. Mehr aber bedurfte es nicht, um die Wahl rückgängig zu machen, und wer dabei am meisten gewann, waren unstreitig die Franzosen; denn wie ließe es sich denken, daß der Prinz von Nassau die ihm anvertraute Macht ungebraucht gelassen hätte?

Wiewohl das österreichische Heer zweimal aus Ita-

lien war vertrieben worden, so blieb der Besitz dieser Halbinsel doch noch immer streitig. Wurmser war nur geschlagen; und sein nicht aufgelöstes Heer erhielt neue Verstärkungen. Die Franzosen ihrerseits waren höchstens 56,000 Mann stark, und mußten sich auf Empörungen im Innern des Landes gefaßt machen. Die Belagerung von Mantua konnte nicht wieder angefangen werden, weil das in den Laufgräben zurückgelassene Geschütz in die Festung gebracht war. Man mußte sich zu einer Blokade entschließen, die, da sie nur mit wenigen Truppen bewerkstelliget werden konnte, sehr weitaussehend war. Wurmsers Stellung in den Gebürgen von Tyrol fing an, drohend zu werden; und Bonaparte fühlte die Unsicherheit seiner Lage allzu stark, als daß er, um die durch seine Siege errungenen Vortheile zu befestigen, nicht hätte neue Anstrengungen machen sollen.

In den ersten Tagen des Septemb. machte er eine Bewegung nach Tyrol hin: das Corps des Generals Massena zog längs dem linken Etsch-Ufer durch Ala und Serravalle, während General Vaubois auf dem rechten Ufer desselben Flußes marschirte, und seinen Lauf nach Torbolé nahm. Hier schloß sich die Brigade des Generals Guieux, welcher sich bei Salo eingeschifft und die feindliche Flotille zerstört hatte, an ihn an. Die österreichischen Vorposten wurden auf der einen Seite bis in das Defilé San Marco, auf der anderen bis in das verschanzte Lager, das sie in der Nähe des Dorfes Mori hatten, zurückgetrieben. Die Generale Vaubois, Guieux und St. Hilaire eroberten dies Lager in demselben Augenblick, wo General Massena, unterstützt von den

Generalen Victor und Dubois, den Durchgang durch den Engpaß erzwang, welcher nach Roveredo führt. Die Oesterreicher verließen diese Stadt, um sich auf dem Wege nach Trient aufzustellen. Indem General Rampon sich in Roveredo warf, brachte er Verwirrung in die Bewegung der Feinde. Doch indem die Etsch, oberhalb Roveredo, sich einem steilen Berge nähert, läßt sie nur eine Bahn von etwa vierzig Klafter Breite, und eine Mauer und ein altes Schloß vermehren die Schwierigkeiten dieses Engpasses. Die Oesterreicher wollen Stand halten, um die Verfolgung der Franzosen zu hemmen; allein, während das Geschütz der letzteren sie zerschmettert, stürzt sich eine geschlossene Colonne in den Engpaß, und vertreibt sie aus demselben. Schon werden sie von der Reiterei verfolgt, und 25 Kanonen, sieben Fahnen und 5 bis 6000 Gefangene sind der Preis des Sieges.

So verhielt es sich mit der Schlacht bei Roveredo, welche den 5ten Septemb. 1796 erfolgte. Am nächsten Tage rückte Massena in Trient ein. Dies aber war der Augenblick, den der Marschall Wurmser benutzte, um ein kühnes Manöver auszuführen. Voraussetzend, daß die Franzosen sein Heer bis zum Abfall der tyrolischen Gebirge nach Deutschland zu, vielleicht bis nach Inspruck verfolgen würden, faßte er den Gedanken, den Feind durch den abgemessenen Widerstand eines Theiles seiner Truppen in den Schluchten Tyrols festzuhalten, während er mit dem Ueberreste auf einem Umwege sich noch einmal in die venetianischen Provinzen stürzen, den Feind von hinten fassen, und ihn in den Thälern ein-

schließen wollte. Doch der Erfolg entsprach diesem kühnen Gedanken nicht. Sei es, daß Bonaparte diese Bewegung vorhergesehen hatte, oder daß er sich in dem Augenblick, wo er den Engpaß der Etsch betrat, den Rücken hatte sichern wollen, oder daß er Willens war, aus dem Gebiete von Trient auf einer anderen Seite nach Italien zurückzugehen: genug, er hatte die Division Augereau diesseits Verona nach dem Thale zu aufgestellt, worin die Brenta nach Bassano fließt. Seit dem 8ten Sept. befand sich diese Division auf den Ufern der Brenta, weit oberhalb von Bassano; und bei dem Dorfe Primolan stieß General Lanes, welcher die Vorhut befehligte, auf die des Generals Wurmser, welcher die Brenta herabkam. Die Kräfte waren allzu ungleich, als daß die Franzosen das österreichische Heer aufzuhalten vermocht hätten; und dieses kam aus dem Engpaß in die Ebene von Bassano, und rückte auf die Stadt los, indem es eine Abtheilung von achttausend Mann nach Verona entsendete, um sich der Etschbrücken zu bemächtigen.

Doch an demselben Tage zog auch das französische Heer, nach dem Siege bei Roveredo, die Brenta hinab; und nachdem es in die Ebene gekommen war, griff es die Kaiserlichen an, erst bei Bassano, dann bei Citadella, endlich bei Montebello; und nachdem es viele gefangen genommen hatte, theilte es sich in mehrere Corps, um die beiden feindlichen Colonnen zu zerstören, indem es ihnen den Rückzug abschnitt. Diese vereinigten sich zwar; da dies aber zwischen der Brenta und der Etsch geschah, und die Gegenwart der Franzosen sie an dem Uebergang über die Brenta verhinderte, so versuchten sie,

über die Etsch nach Verona zu entkommen. Hier wurden sie von dem General Kilmaine zurückgetrieben. In der Nacht vom 10. bis 11. Sept. zog der Marschall Wurmser längs der Etsch, und ging bei Porto-Legnago in eben dem Augenblick über diesen Fluß, wo Augereau auf denselben Punkt anlangte, und Massena zu Ronco eintraf Am 12ten bei Cerea angefallen, trieb der alte Marschall zwar die Truppen zurück, die ihn einschließen wollten; er gewann sogar die Brücken wieder, und machte 500 Gefangene. Doch eingeklemmt zwischen der Etsch und dem Mincio, blieb ihm kein anderer Zufluchtsort, als Mantua, und in diese Festung warf er sich, allen Hindernissen zum Trotz, mit 6 bis 7000 Mann, dem einzigen Ueberbleibsel eines Heeres, das Italien hatte wieder erobern sollen.

Nicht um eingeschlossen zu werden, hatte der tapfere Wurmser sich nach Mantua zurückgezogen. Zwei Tage nach seiner Ankunft trat er an die Spitze der 24,000 M. starken Besatzung, um die Franzosen zu entfernen, welche die Festung enger einzuschließen gedachten. Doch der Erfolg entsprach seinen Erwartungen nicht: die Schlacht, in welche er sich einließ, kostete den Oesterreichern 2 bis 3000 Mann und die Brückenschanze von St. Georg.

Die Franzosen hatten aufs Neue gesiegt; aber der Besitz von Oberitalien blieb noch immer zweifelhaft, blieb es nothwendig, so lange in Tyrols Gebirgen ein leicht zu verstärkendes Heer stand, und Mantua von einer starken Besatzung vertheidigt wurde. Das französische Directorium hielt es unter diesen Umständen nicht

unter seiner Würde, der Republik Venedig aufs Neue ein Bündniß antragen zu lassen. Den 27sten Septemb. 1796, wenig Tage nach der letzten Niederlage des Marschalls Wurmser, überreichte der französische Minister zu Venedig eine Note, worin er sich die Mühe nahm, die wahre Lage der Republik Venedig ins Licht zu setzen. Er machte die Regierung aufmerksam auf die Gefahren, welche ihr von Rußland, England und Oesterreich bevorständen, besonders von der letzteren Macht, die, wie er sagte, für den eventuellen Verlust ihrer Besitzungen in Italien sehr leicht in den venetianischen Provinzen von Terra-ferma einen Ersatz bezwecken könne. „Die Regierung von Venedig — so fuhr der Minister fort — verläßt sich auf die hergebrachten Maximen des Völkerrechts, und hegt keine Furcht vor Nachbarn, die sie nicht beleidigt. Allein in welchen Augenblicken stützt sie sich auf ein System, das seit langer Zeit außer Gebrauch gekommen ist? Es giebt kein Völkerrecht mehr, und jede Spur des politischen Gleichgewichts ist aus Europa verschwunden. Für schwache Staaten giebt es keine andere Gewähr, als welche sie in Bündnissen finden.“ Hierauf folgte eine Anpreisung des französischen Bündnisses, als des einzigen, das die Republik retten könnte.

Diese Note gab Gelegenheit zu einer näheren Bekanntschaft mit den Partheien in Venedig. Einige wollten, daß man das französische Bündniß annehmen sollte; doch stimmten sie dafür mehr aus Ergebung, als aus Ueberzeugung. Andere erklärten sich für ein Bündniß mit Oesterreich, damit es dieser Macht hinterher nicht

einfallen könnte, sich auf Kosten der Republik zu entschädigen. Noch andere, von der Nähe der Gefahr erschüttert, drangen auf eine bewaffnete Neutralität, für welche es viel zu spät war. Eine vierte Parthei endlich, die vor jeder nachdrücklichen Maßregel erschrak, und sich von den alten Maximen nicht loswinden konnte, fand alle Sicherheit in einer unbewaffneten Neutralität; und obgleich auch diese nicht mehr möglich war, weil man sich, der That nach, unter den Waffen befand, so siegte doch zuletzt diese Parthei. Der Senat dankte also dem französischen Directorium für die Sorgfalt, womit es sich der Republik habe annehmen wollen; er fügte aber zugleich hinzu: daß er, im Vertrauen auf die Liebe seiner Unterthanen, und auf die freundschaftlichen Verhältnisse, worin er mit allen europäischen Mächten stehe, Frankreichs Vorschläge nicht annehmen könne, und die Garantie des Friedens und der Ruhe in seinem Gebiete noch länger in den Grundsätzen der Mäßigung, des guten Einverständnisses und der Unpartheilichkeit suchen werde.

Man suchte diese positive Weigerung der Venetianer aus dem Abscheu der aristokratischen Classe vor der Revolution, aus ihrem Unwillen über die Triumphe derselben, aus der Schwerkraft der Regierung, aus dem elenden Zustande der bewaffneten Macht, endlich aus der Entartung des Ritterstandes zu erklären. Ob sich nun gleich gar nicht leugnen läßt, daß alle diese Dinge ihren Antheil an jener Weigerung hatten: so ist doch nicht wahrscheinlich, daß sie allein entschieden; denn, wie die venetianische Regierung auch ihre eigene Lage betrachten mochte, so konnte sie sich nicht verbergen, daß sie mit

ihren Grundsätzen nicht zu einer Allianz mit Frankreich taugte. Vielleicht entschied nichts so sehr, als der Gedanke, daß die Triumphe der Franzosen allzu glänzend gewesen wären, um dauerhaft seyn zu können. —

Dazu kam denn noch, daß im österreichischen Friaul ein neues Heer versammelt wurde, um den Kampf über Italien von neuem zu beginnen. General Alvinzi war bestimmt, die Unfälle zu rächen, welche Wurmser und Beaulieu gelitten hatten. In Vereinigung mit dem General Davidowitsch, welcher die Höhen Tyrols besetzt hielt, wollte er in Italien einbrechen; und zwar zu einer Zeit, wo das französische Heer nur 40,000 Mann stark war, und die Hälfte desselben zur Einschließung von Mantua gebraucht wurde.

Alvinzi's Schicksal fiel nicht besser, als das seiner beiden Vorgänger, aus. Nach einigen über den General Massena davon getragenen Vortheilen, sah er sich den 15ten Nov. von Bonaparte bei dem Dorfe Arcole angegriffen. Der Kampf dauerte drei Tage, und endigte sich mit dem Rückzuge der Oesterreicher, so daß auch Davidowitsch, welcher über Rivoli nach Mantua vorzubringen gedachte, zur Rückkehr in die tyrolischen Gebirge genöthigt war. Vergebens versuchte Wurmser am 23sten Nov. noch Eine Anstrengung. Da Alvinzi's Truppen in voller Flucht begriffen waren, so konnte dies zu spät ausgeführte Unternehmen nicht gelingen, und Wurmser, gezwungen zur Rückkehr nach Mantua, gab alle Hoffnung auf.

An dem Tage der Schlacht bei Arcole schickte die französische Regierung einen Unterhändler ab, welcher ei-

nen Waffenstillstand in Vorschlag bringen mußte. Dies war der General Clarke, nachmaliger Herzog von Feltre. Auf den Fall, daß der Waffenstillstand angenommen würde, sollte Clarke eine Friedensunterhandlung einleiten. Alle Forderungen der französischen Regierung dieser Zeit beschränkten sich auf die Abtretung Belgiers und der österreichischen Besitzungen auf dem linken Rheinufer; auch sollte der Kaiser die dem Gebiete der Republik einverleibten Eroberungen genehmigen, dem zwischen Frankreich und Holland zu Stande gebrachten Vertrage beitreten, dem Statthalter eine Entschädigung in Deutschland gewähren, sich nicht in die Streitigkeiten der Republik mit dem Pabste mischen, und keinen von seinen deutschen oder italiänischen Unterthanen verfolgen, der sich für Frankreich erklärt hätte. Für diese Zugeständnisse wollte Frankreich ihm seine italiänischen Staaten zurückgeben, indem es sich zugleich anheischig machte, nach Abschluß des definitiven Friedens, die geistlichen Churfürstenthümer und die Pfalz zu räumen, und Oesterreichs Vermittelung bei der Friedensunterhandlung mit England anzunehmen. Doch Oesterreich nahm nicht einmal den Waffenstillstand in der Allgemeinheit an, worin er vorgeschlagen war; und indem das französische Directorium die Vorschläge des Kaisers in Hinsicht Italiens nicht genehmigen konnte, blieb nichts anderes übrig, als sich auf eine Fortsetzung des Krieges gefaßt zu machen, und das Heer in Italien zu verstärken.

Als Bonaparte nach Mailand zurückkam, machte er den Obrigkeiten dieser Stadt Vorwürfe wegen der Lauheit, womit sie den Feldzug unterstützt hatten. „Hättet

ihr, sagte er zu den Mailändern, es mir nicht an Geld fehlen lassen, und wären nicht meine Soldaten ohne Schuhe gewesen: so würde ich die österreichische Armee vernichtet, vierzehntausend Gefangene gemacht, und Mantua genommen haben; denn von dem Falle dieser Festung hängt der Besitz von Verona, Brescia, Bergamo und Crema ab. Wie ich dem Adler die Flügel gestutzt hatte, so hätte ich den Löwen aus Italien verjagen können." Diese Ausdrücke enthielten Drohungen für Venedig. Es blieb aber nicht dabei. Den 25. Dec. erschien ein Corps von 4000 Mann vor den Thoren von Bergamo, welche das Schloß zu besetzen verlangten. Ein schmerzlicher Antrag für einen Podesta, der sich so viel Mühe gegeben hatte, die ganze Bevölkerung seiner Provinz zur Empörung zu bewegen! Gleichwohl war hier nichts abzulehnen. Kaum war der französische Commandant eingerückt, als er befahl, daß die venetianischen Truppen entfernt werden sollten; und als dies geschehen war, bemächtigten sich die Franzosen einer Waffenniederlage. So nahm der förmliche Krieg mit Venedig seinen Anfang.

Gerade um diese Zeit trug der Baron von Sandoz Rollin, preußischer Minister zu Paris, der Republik Venedig den Beistand Preußens durch ihren Gesandten in Frankreich an. Zwar gab er seinem Antrage die Wendung, als käme er nur von ihm; indeß ließ sich nicht verkennen, daß Preußen ein Interesse hatte, die Fortschritte Frankreichs in einer willkürlichen Behandlung der venetianischen Provinzen zu hemmen und anderer Seits die Vergrößerung Oesterreichs zu verhindern. Gewissen-

haft theilte der venetianische Gesandte mit, was er vernommen hatte; doch die Antwort der Staats-Inquisitoren war: daß, wenn der preußische Minister auf diesen Gegenstand zurückkommen sollte, eine ausweichende Antwort erfolgen müsse. Man ließ also eine Stütze unbenutzt, die sich von selbst darbot; und wahrscheinlich ließ man sie bloß deshalb unbenutzt, weil man die beiden kriegführenden Mächte gleich sehr fürchtete, vorzüglich aber Frankreich, welches sich damals in einer Stellung befand, worin es durch Bündnisse, die ohne seine Einwilligung zu Stande gekommen waren, leicht beleidigt werden konnte. Das Schicksal der Republik näherte sich mit jedem Tage der Entscheidung.

Wie Wurmser, wollte Alvinzi einen zweiten Versuch machen, die Linie der Franzosen zu durchbrechen, um Mantua zu entsetzen, und Italien zu befreien. Jene Linie dehnte sich längs dem Etschflusse von dem Engpasse la Corona und dem Posten Monte-Baldo, den die Division Joubert bewachte, bis nach Porto-Legnago, welches die Division Augereau besetzt hielt. Vorwärts von Verona befand sich General Massena im Mittelpunkt. Die Oesterreicher, welche, dieser Linie parallel, zu Bassano, Padua und Monfelice standen, setzten sich in den ersten Tagen des Jan. 1797 in Bewegung; und da sie nach Mantua vorzudringen gedachten, so theilten sie sich in mehrere Colonnen. General Provera nahm den kürzesten Weg, nämlich den nach der Nieder-Etsch, ungefähr auf der Höhe von Porto-Legnago. Unterdeß kamen drei Corps von den tyrolischen Bergen herab: General Laudon marschierte nach Brescia; General Davidowitsch

nach Pesciera und la Chiusa, um sich des Laufs des Mincio zu bemächtigen; General Alvinzi von Trient nach Roveredo. Aus der Stellung bei Rivoli wurden die Franzosen vertrieben, und als Bonaparte von Bologna, wo er mit dem heil. Stuhl unterhandelt hatte, den 12ten Jan. zur Armee zurückkam, fand er den General Massena in vollem Kampfe mit den Oesterreichern, indeß auch General Joubert auf den Höhen von Monte-Baldo angegriffen war. Den 13ten um Mitternacht schlug General Provera die Division Augereau vor Porto-Legnago, warf eine Stunde weit von diesem Platze eine Brücke über die Etsch, und trat den Marsch nach Mantua an. Die Linie der Franzosen war also durchbrochen: sie hatten in ihrem Rücken die Corps, welche von Laudon, Davidowitsch and Provera befehligt wurden, und die Divisionen, welche die Belagerung von Mantua bestritten, befanden sich zwischen der Colonne des Generals Provera, und der Besatzung in der Mitte. In derselben Nacht ging der Obergeneral des französischen Heeres von Verona nach der Bergebene von Rivoli, d. h. auf Alvinzi los, der den General Joubert zu vernichten hoffte. Der Kampf war lang und blutig. Der linke Flügel der Franzosen wurde über den Haufen geworfen; doch sobald General Massena ihn wieder gesammelt hatte, verließ der Feind das Schlachtfeld mit einem Verlust von 9 Kanonen, und mehr als 10,000 Gefangenen. Dieser Sieg sicherte die Auflösung des österreichischen Heeres; allein man mußte der Colonne nacheilen, die sich den Linien vor Mantua näherte. Zwar hatte General Augereau dies bereits nicht ohne Erfolg gethan;

doch war General Provera dadurch nicht verhindert worden, den 15. Jan. vor Mantua zu erscheinen, und den General Miollis, der sich in der Vorstadt St. Georg mit einigen Hunderten verschanzt hatte, zur Uebergabe aufzufordern. Miollis widerstand den ganzen Tag hindurch. Vor Anbruch des nächstfolgenden Tages trat Wurmser aus der Festung hervor, und brachte das Belagerungs-Corps zwischen zwei Feuer. Doch ein Theil der Truppen, welche bei Rivoli gekämpft hatten, war bereits an den Linien angelangt. Die Besatzung wurde in die Festung zurückgetrieben, ohne daß sie ihren Befreiern hatte die Hand reichen können, und auch Provera befand sich bald in der Nothwendigkeit, zu kapituliren: er übergab sich mit ungefähr sechstausend Mann, und sein Fuhrwesen, seine Artillerie und seine Fahnen wurden den Franzosen zu Theil. Man nannte diesen Kampf die Schlacht von la Favorite. Der Fall von Mantua war die Folge desselben: Wurmser, der sich unter Mangel und ansteckenden Krankheiten nicht länger behaupten konnte, kapitulirte den 2ten Febr. 1797.

So wiederholte Unfälle mußten das österreichische Cabinet zum Frieden geneigt machen. Inzwischen hatte sich der Gegenstand der Unterhandlungen verändert; denn Frankreich forderte nun auch die Abtretung der Lombardei. Wie sollte aber Oesterreich für so viele Aufopferungen entschädigt werden? Zu Paris gerieth man auf den Gedanken, das baierische Haus nach Italien zu versetzen, und ihm einen Staat zu bilden, der aus den Herzogthümern Mailand und Modena zusammengesetzt wäre. Geschah dies, so war die Gestalt Europa's verändert, und von

den

den späteren Begebenheiten konnte keine einzige eintreten. Das größte Hinderniß einer so durchgreifenden Verände- derung war Preussen, welches die Vergrößerung Oesterreichs in Deutschland nicht erlauben wollte. Wenn aber Oesterreichs Entschädigung nicht in Deutschland gefunden werden konnte: so mußte sie in Italien selbst gefunden werden. Und hier boten die Staaten der Republik Venedig bedeutende Gegenstände dar, selbst wenn die ganze Terra-ferma zu dem Staate geschlagen wurde, den Frankreich in Oberitalien zu bilden gedachte. Sich auf Kosten der Republik Venedig einen bleibenden Frieden zu verschaffen, konnte der französischen Regierung keinen Gewissenskampf verursachen; denn erstlich durfte sie nur in so fern auf den ruhigen Besitz des Mailändischen rechnen, als sie mit demselben die Terra-ferma verband; zweitens war es nicht ihre Schuld, daß Venedig das ihm angetragene Bündniß, wodurch seine Fortdauer beschützt werden sollte, hartnäckig von sich gewiesen hatte; drittens endlich konnte sie sich aus den feindseligen Gesinnungen der alten Republik kein Geheimniß machen. Die letztere Betrachtung war um so wichtiger, da die französische Regierung den Kampf, worein sie durch ihre Grundsätze mit den Mächten Europa's gerathen war, nur in so fern besänftigen konnte, als sie diesen Grundsätzen größeren Spielraum verschaffte. Durch die Gründung der cispadanischen Republik war dazu der erste Anfang gemacht worden; wie konnte man aber damit fortfahren, wenn Venedig als nächster Nachbar in seinem bisherigen Seyn beharrte? Ueberhaupt ließ sich Oberitalien von Frankreich nur in so fern behaupten, als

Venedig aufhörte, ein Zwischenstaat zu seyn; denn so lange es als ein solcher fortdauerte, waren die Vortheile bei weitem mehr auf Oesterreichs, als auf Frankreichs Seite. Durch große Entfernungen, durch die Etsch, den Mincio, den Oglio, die Adda, den Tecino und die Alpen von seinen Gränzen geschieden, konnte das französische Heer sich immer nur mit Mühe ergänzen; und wenn es einen Unfall litt, so war nichts schwieriger, als den Rückweg finden, während das österreichische Heer nach jeder Niederlage in seinen Gebirgen einen Zufluchtsort fand, von wo aus es seine Angriffe erneuern konnte.

Bonaparte trug daher nach den Siegen bei Rivoli und la Favorite kein Bedenken, die Provinzen der Terraferma mit seinen Truppen zu besetzen. Die Venetianer nicht zur Unzeit gegen sich aufzubringen, verhieß er Vergrößerungen: sie sollten, wie er sagte, Mantua erwerben, um den Oesterreichern einen Wall entgegen stellen zu können. Nach dieser Verheißung begab er sich nach Tolentino, um einen Vertrag mit dem Pabste abzuschließen. Ein merkwürdiges Schauspiel gewährten indeß die Städte Oberitaliens, welche, unter dem Schutze der französischen Waffen, eine Regierungsform annahmen, die von der bisherigen nur allzu sehr verschieden war. Den Anfang machte Mailand; seinem Beispiele folgten Reggio, Modena, Bologna, Ferrara. Man hätte glauben mögen, das zwölfte Jahrhundert sey zurückgekehrt; so groß war der Drang nach Freiheit, und so rasch griff der Freiheitsschwindel, gleich einer Feuersbrunst, um sich.

Um auch die Unterthanen der Republik Venedig in

ihren Strudel zu ziehen, machte die französische Regierung im Moniteur vom 27sten Febr. 1797 Folgendes bekannt: „Die Venetianer fahren fort, sich im Geheim zu bewaffnen, und ihre Regierung schmeichelt sich damit, daß sie den Franzosen die Kenntniß dieser Zurüstungen entziehen werde; denn zwischen Venedig und Terra-ferma giebt es wenig Mittheilung, und alles ist der strengsten Nachforschung unterworfen. Doch alle diese Vorsicht ist vergeblich. Die Franzosen haben allenthalben Einverständnisse und Freunde; und auf Terra-ferma haben sie mehr, als man glauben möchte. Bekanntlich haben die Edlen und die großen Gutsbesitzer von Terra-ferma die venetianische Tyrannei immer mit Widerwillen ertragen. Wenn sie sich nicht gegen die Regierung erklärten, so rührte dies daher, daß sie das Unglück einer Umwälzung fürchteten, deren Erfolg ungewiß war, weil er von den Ereignissen des Krieges abhing. Diese Gefahr ist jetzt vorüber. Der ganze Theil des venetianischen Staats diesseits der Etsch kann sich erklären, ohne befürchten zu dürfen, Venedig werde es versuchen, ihn dem aristokratischen Despotismus aufs Neue zu unterwerfen. Bergamo, Brescia, Crema, Peschiera u. s. w. können sich mit der Lombardischen Republik vereinigen; und die Zahl Derer, die dieses wünschen, ist nicht gering. In der Wiedererlangung ihrer Freiheit hoffen sie sich für die Beschwerden des Krieges zu entschädigen. Der Ueberrest des venetianischen Staats wird noch eine Zeit lang die Bühne des Krieges seyn, und unentschlossen bleiben; allein es ist vorherzusehen, daß auch er sich unabhängig machen wird. Die Schwäche der venetianischen Regierung ist ihren ei-

genen Unterthanen nur allzu bekannt. In der Meinung bestand ihre Stärke; die Meinung aber hat sich verändert. Was auch geschehen möge, diese Schreckens-Regierung nähert sich ihrem Ende."

Wie beleidigend auch diese Aeußerungen waren, so vermied doch die venetianische Regierung, sich darüber zu beklagen. Noch weniger suchte sie sich zu rechtfertigen. Wußte sie, wie wohl sie daran that? Zum Wenigsten würde dies ihrer Selbstkenntniß Ehre bringen. Eine aristokratische Regierung ist die unerträglichste von allen, weil sie die Selbstliebe der Unterthanen in einem so hohen Grade kränkt. Nun hatte die venetianische Regierung dies zwar seit Jahrhunderten gethan; doch nie so sehr zu ihrem eigenen Nachtheil, wie in den letzten Zeiten, wo die französische Umwälzung das Gefühl der Menschenrechte so mächtig angeregt hatte. Wenn irgend etwas im Stande war, ihr eine längere Dauer zu geben: so war es der Groll gegen das französische Volk. Doch wie bewirken, daß die Völker ihre Ohren gegen die verführerischen Wörter, „Freiheit und Gleichheit," verschlossen: Wörter, welche so leicht die heftigsten Leidenschaften neben den edelsten Gedanken erzeugen? Was vermochten die Proklamationen eines die alte Weisheit und Mäßigung des Senats rühmenden Podesta, neben der neuen Theorie, welche die Völker lehrte, daß es nur von ihnen abhinge, ohne Gebieter zu leben? Die zahlreiche Classe der unterworfenen Edlen mußte gemeinschaftliche Sache mit dem großen Haufen machen, weil ihr endlich eine Gelegenheit gegeben war, aus ihrer Nichtigkeit hervorzutreten. Kurz, für die venetianische Regie-

rung gab es keine Rettung, so fern diese von ihr selbst ausgehen mußte.

Während Bonaparte zu Tolentino einen Vertrag mit dem Pabste abschloß, hatte er den Oberbefehl über die Truppen dem General Massena anvertraut. Nichts aber machte jenen Vertrag so merkwürdig, wie der Umstand, daß ein General, dem seine Regierung die freieste Verfügung über den Kirchenstaat anheim gestellt hatte, es vorzog, den Pabst in Ehren zu lassen, und sich dadurch die Benennung eines sehr theuren Sohnes mit dem apostolischen und väterlichen Segen Pius des Sechsten zu verdienen. Wie gut hierbei die Zukunft berechnet seyn mochte, so hatte doch auch die Gegenwart ihren Antheil an dieser Mäßigung. Der unbeendigte Krieg sollte ernsthafter, als je, beginnen; denn Oesterreich hatte den Erzherzog Karl von den Ufern des Rheins abgerufen, um sich dem Eroberer Italiens entgegen zu stellen. Schon hatte der Erzherzog eine Stellung am Tagliamento genommen, um des Erfolges seiner Unternehmungen gewisser zu seyn.

Das französische Heer hatte inzwischen Verstärkungen erhalten, die es auf mehr als 100,000 Mann brachten; denn seine Ueberlegenheit über das österreichische war nothwendig in einem Augenblick, wo es Entscheidung galt. Auf den norischen Alpen fand der Erzherzog Karl 30,000 Mann von denselben Truppen, die er am Ufer des Rheins bekämpft hatte. Nach der Ankunft des Obergenerals rückte Massena den 10ten März 1797 auf Feltre vor, welches die Kaiserlichen räumten. Die Division Serrurier ging über die Piave; der General

Guieux folgte ihr, und den 16ten befand sich das ganze Heer am Tagliamento. Wie tapfer nun auch die Ufer dieses Flusses vertheidigt werden mochten, so setzten doch die Generale Guieux und Bernadotte über denselben; und die Oesterreicher, welche sich nun nicht länger sicher glaubten, zogen sich auf Gradisca und Görz zurück. Jene verfolgten ihr Glück, und bemächtigten sich erst der Stadt Udine, und dann Gradisca's. Görz ward in eben dem Augenblicke von den Kaiserlichen verlassen, wo Palmanova von den Franzosen genommen wurde; Triest war im Begriff von den Franzosen besetzt zu werden. Zwar erhielt der Obergeneral die Nachricht, daß die nach Tyrol bestimmte Division zurückgeschlagen sey; doch ließ er sich dadurch nicht abhalten, den Feind bis Clagenfurth zu verfolgen.

Hier war es, wo Bonaparte an den Erzherzog Karl jenen Brief schrieb, dessen Inhalt seitdem nie vergessen ist. „Tapfere Krieger, sagte er darin, bekämpfen sich und wünschen den Frieden. Wie auch der Ausgang des sechsten Feldzuges sey, wir werden noch einige Tausend mehr tödten, und damit endigen, daß wir uns die Hand zum Frieden bieten; denn alles hat ein Ende, selbst die menschlichen Leidenschaften. Was mich betrifft — wenn die Eröffnung, die ich Ihnen zu machen die Ehre habe, auch nur einem einzigen Soldaten das Leben rettet, so werde ich mich durch die Bürgerkrone mehr geehrt fühlen, als durch allen Ruhm, den die Erfolge des Krieges gewähren können."

Der Erzherzog hatte keine Vollmacht; es mußte nach Wien geschrieben werden. Das französische Heer

setzte indeß seinen Marsch fort. Es war in Judenburg angelangt, als die Bevollmächtigten erschienen. Sie trugen auf einen Waffenstillstand an, den der französische Obergeneral bewilligte, wiewohl nur auf fünf Tage. Die Präliminarien von Leoben wurden unterzeichnet, und das französische Heer ging an die Gränzen Italiens zurück.

Während dies in den österreichischen Erblanden geschah, war die Terra-ferma eine Bühne der seltsamsten Auftritte. Zu Bergamo und Brescia bildeten sich unter dem Schutze der französischen Waffen Bürgervereine, welche der venetianischen Regierung den Gehorsam aufkündigten, und sich an die cisalpinische Republik anschlossen. Vergeblich war der Widerstand der Provveditoren. Beunruhigt von den Berichten, welche aus den auf dem rechten Mincio-Ufer gelegenen Provinzen anlangten, sendete die venetianische Regierung zwei von ihren Mitgliedern an den französischen Obergeneral, und indem sie zugleich nach Paris schrieb, näherte sie sich auch dem Minister der französischen Republik. Der Letztere gerieth in eine nicht geringe Verlegenheit, als er die Frage beantworten sollte: ob Venedig auf den Beistand und den Schutz Frankreichs rechnen könnte. Seine Antwort unter sehr schonenden Wendungen war: daß eine, dem Geist der Zeit entsprechende Verfassung allein im Stande sey, die Zeiten zurück zu führen, wo man sich um Venedigs Freundschaft beworben habe.

Nichts war für Venedig abenteuerlicher, als sich auf eine solche Umbildung einzulassen, der eine lange Gewohnheit eben so widersprach, als die bisherige Re-

gierungsform. Gleichwohl wurde die Antwort des französischen Ministers zum Gegenstand der Berathschlagung in dem großen Rathe gemacht. Dieser bestand aus ungefähr zweihundert Stimmgebern. Zum ersten Male seit fünf Jahrhunderten, vernahm man hier den Vorschlag zu einer Abänderung der Regierungsform; allein er wurde nur von fünf Stimmen unterstützt. Die, welche noch einiges Vertrauen in kräftige Maßregeln setzten, waren der Meinung, daß man die Empörung durch Gewalt und Strenge dämpfen müsse; und dieser Vorschlag fand den Beifall von funfzig Mitgliedern. Es war leicht vorherzusehen, daß die große Mehrheit den Mittelweg vorziehen würde; und als Redner in Antrag brachten, daß man die Verfassung zwar abändern müsse, doch nur unmerklich, allmählig und ohne Erschütterungen, so fielen ihnen hundert und achtzig Stimmen bei.

Unstreitig konnte man keinen besseren Entschluß fassen; vorzüglich zu einer Zeit, wo die an den französischen Obergeneral gesandten Abgeordneten noch nicht zurück gekommen waren. Diese Abgeordneten waren der Procurator Franz Pesaro, und der Weise von Terra-ferma, Johann Baptist Cornaro: Männer von ungemeiner Geistesbildung, und in Behandlung von Staatsgeschäften sehr wohl erfahren. Sie fanden Bonaparten zu Görz, als er eben mit der Capitulation von Triest beschäftigt war. In der ersten Unterredung zeigte er sich zwar zurückhaltend, doch nicht unbillig. Nicht so in der zweiten. Denn als die Abgeordneten auf eine Räumung der venetianischen Provinzen antrugen, damit ihre Regierung die Empörer mit Erfolg bestrafen könne, erklärte er auf

der Stelle, daß dies unmöglich sey, es sey denn, daß der Senat, entweder in baarem Gelde oder in Lebensmitteln, monatlich eine Million hergebe, und zwar sechs Monate hindurch, bis der Krieg in Italien beendigt seyn werde; und als die Abgeordneten hierüber ihre Verwunderung zu erkennen gaben, machte er ihnen bemerklich, daß die Oesterreicher aus Italien verjagt wären, daß alle venetianischen Festungen und Städte sich in seinen Händen befänden, daß er der Republik das Gesetz vorschreiben könne, und daß, wenn der Schatz derselben wirklich erschöpft seyn sollte, der Senat sich leicht, theils mit den Schätzen des Herzogs von Modena, theils mit den zu Venedig untergebrachten Capitalien der Feinde Frankreichs helfen könne: Capitalien, welche zurückzufordern Frankreich ein Recht habe.

Als die Abgeordneten ihren Bericht erstattet hatten, berathschlagte der Senat am 30sten März über den zu fassenden Entschluß, und dieser fiel dahin aus, daß er sich anheischig machte, die monatliche Hülfe von einer Million zu zahlen. In der Versammlung befanden sich 201 Stimmende, und von diesen waren sieben gegen den Vorschlag, hundert und sechzehn nahmen ihn an, acht und siebzig enthielten sich der Stimmgebung.

Wenn in einer berathschlagenden Versammlung eine große Zahl von Mitgliedern der Beitritt verweigert, so ist dies ein Zeichen naher Auflösung.

Von Paris aus erhielt die Regierung der Republik eine Antwort, welche mit der des Obergenerals im Wesentlichen übereinstimmte; der venetianische Gesandte aber bemerkte am Schluß seiner Depesche: die französische

Regierung verfolge keinen bestimmten Plan, sondern richte sich nach den Umständen; ihr Hauptzweck sey, den deutschen Kaiser von England zu trennen; Friede werde nur unter der Bedingung gemacht werden, daß Belgien an Frankreich falle; übrigens liege die Nothwendigkeit großer Umwälzungen in Italien in dem Bedürfniß von Entschädigungsgegenständen, und, aller Wahrscheinlichkeit nach, sey den venetianischen Provinzen ein solches Loos aufbewahrt.

Während dieser Unterhandlungen hatte der Empörungsgeist freien Spielraum. Er offenbarte sich zu Salo am Garda-See, und zu Crema, wo, auf den Antrieb von drei Bergamasken und einem Franzosen, die Statüe des heiligen Marcus niedergerissen und der Freiheitsbaum in Gegenwart des Bischofs errichtet wurde. Dort, wie hier, vertrieb man die Obrigkeit, ohne daß diese den geringsten Widerstand leistete. Nur die Gebirgsbewohner beharrten in ihrer Treue. Unter den Bauern der Alpenthäler in den Provinzen Bergamo und Brescia hatte der Podesta Ottolini seine Anhänger gefunden; und von diesen waren die Bewohner von Val-Sabbia die Ersten, welche über die Empörer zu Salo herfielen, hundert von ihnen tödteten, und dreihundert zu Gefangenen machten. So lauteten wenigstens die Berichte der venetianischen [illegible]genten. Was auch an der Sache selbst seyn mochte: die Dinge nahmen hierdurch eine andere Wendung.

Man konnte das, was zu Salo geschehen war, nicht einen Sieg nennen, ohne den Bürgerkrieg in Gang zu bringen. Unmittelbar darauf schlossen die Bergbe-

wohner der Provinz Bergamo die Stadt Brescia ein; und Verona sendete eine Abtheilung von dreitausend Mann, die zum allgemeinen Aufgebot gehörten, nach dem Mincio, um den Insurgenten den Uebergang zu verwehren. Auf beiden Seiten gab man dem Argwohne Raum. Der französische Commandant von Verona glaubte sich verpflichtet, einer Ueberrumpelung durch die äußerste Vorsichtigkeit zu entgehen: er versah seine Forts mit den nöthigen Lebensmitteln, bewohnte nur die Citadelle, und drohete, bei der geringsten Bewegung der Bürger von Verona sein Geschütz spielen zu lassen. Da es unmöglich war, dem Bürgerkriege in den Provinzen von Terraferma freien Lauf zu lassen, so beschloß der in der Lombardei befehligende General, die Thalbewohner zu entwaffnen; und daraus folgten Kämpfe, Brandstiftungen und Zerstörungen, welche die französische Ruhmredigkeit nicht selten übertrieb. Zu Venedig sahen weibische Senatoren und Patricier diesem Schauspiel mit Wohlgefallen zu; denn sie fanden darin einen unverdienten Beweis von Liebe und Anhänglichkeit. Als Veroneser zu Venedig eine blaugelbe Cocarde ansteckten, erhielten sie allgemeinen Beifall, sogar den des englischen Ministers, der hierin nicht zurückblieb. Aufgemuntert von Oesterreich, welches sich durch diesen Bauernaufstand erleichtert sah, that die Regierung der Republik, was in ihren Kräften stand, denselben zu vermehren. In Tyrol vertheidigten sich die Franzosen mit Mühe, und von den 12,000 Mann, welche in Italien zurück geblieben waren, dienten 4,000 zur Vertheidigung der Romagna, während die 8,000 übrigen von dem Tagliamento an, bis an die

Gränzen Piemonts zerstreuet waren. Welche Aufmunterung! Die Generale ihrerseits fühlten die Wichtigkeit einer ungestörten Truppenverpflegung und Communication mit dem Mailändischen; sie dachten also allen Ernstes auf die Entwaffnung der Bauern. Diese zogen sich in die Gebirge zurück, wo man sie mit neuen Vertheidigungsmitteln versah. In der Provinz Verona allein schätzte man den Aufstand auf 30,000 Mann, und in der Hauptstadt bildete sich ein Ausschuß zur Unterstützung des Gemeingeistes, wie er sich bisher offenbart hatte; die Gefängnisse aber wurden mit Denen gefüllt, die irgend einer Partheilichkeit für die Franzosen verdächtig waren.

Von allen diesen Vorgängen unterrichtet, glaubte der französische Obergeneral keinen Augenblick verlieren zu dürfen. Er schickte einen seiner Adjutanten nach Venedig, um zwei Schreiben zu überbringen, von welchen das eine an den französischen Gesandten, das andere an den Doge gerichtet war. Jener wurde beauftragt, eine entscheidende Erklärung darüber zu fordern, ob Frankreich mit der Republik in Krieg oder in Frieden lebe, im ersten Falle sogleich abzureisen, im letzteren auf eine Entwaffnung der Bauern zu dringen. Das Schreiben an den Doge lautete von Wort zu Wort also:

„Die ganze Terra-ferma der durchlauchtigen Republik Venedig ist in Waffen. Von allen Seiten rufen die Bauern, die Ihr bewaffnet und aufgewiegelt habt: Nieder mit den Franzosen! Mehrere hundert Soldaten der italiänischen Armee sind bereits das Opfer geworden. Vergebens mißbilligt Ihr Zusammenrottungen, die von

Euch herrühren. Glaubt Ihr, daß ich in einem Augenblick, wo ich mich in dem Herzen Deutschlands befinde, außer Stande sey, dem ersten Volke der Welt Achtung zu verschaffen? Glaubt Ihr, daß die Legionen Italiens die Metzeleien dulden werden, die Ihr anregt? Das Blut meiner Waffenbrüder wird gerächt werden; es giebt kein französisches Bataillon, das bei einem so edlen Auftrage seinen Muth nicht verdoppelt, seine Kraft nicht verdreifacht fühlt. Der venetianische Senat hat unser großmüthiges Betragen durch die schwärzeste Treulosigkeit erwiedert. Ich sende Euch meinen Adjutanten, um Euch das Schreiben zu überbringen, das Krieg oder Frieden in sich schließt. Beeilt Ihr Euch nicht, die Zusammenrottungen aufzulösen, laßt ihr die Urheber der Ermordung nicht verhaften und in meine Hände liefern, so ist der Krieg erklärt. Der Türke steht nicht an Euren Gränzen, kein Feind bedroht Euch; dennoch habt Ihr mit reinem Vorsatz ersonnen, eine Zusammenrottung gegen das Heer zu Stande zu bringen. Sie wird in 24 Stunden zerstiebt seyn; denn wir leben nicht mehr in den Zeiten Karls des Achten. Wenn Ihr, gegen die weltbekannten Absichten der französischen Regierung, mich zum Kriege nöthigen solltet; so glaubt nicht, daß die französischen Soldaten, nach dem Beispiel der von Euch bewaffneten Assassinen, die Fluren der unschuldigen und unglücklichen Bewohner der Terra-ferma verwüsten werden. Ich werde sie beschützen, und sie werden künftig selbst die Verbrechen segnen, welche das französische Heer genöthigt haben, sie dem Joche ihrer tyrannischen Regierung zu entziehen."

Dies Schreiben, so wie die Note, welche der französische Minister überreicht hatte, wurde am 14ten April im Senat verlesen; und unmittelbar darauf berathschlagte man in derselben Versammlung über die Antwort, die man ertheilen wollte. Sie hatte, nach ihrer Abfassung, in allen ihren Theilen den Charakter der Schwäche und Nachgiebigkeit, und enthielt neue Versicherungen der Rechtlichkeit, neben künstlich ausweichenden Verheißungen. Den Adjutanten befriedigte sie so wenig, daß er auf der Stelle die Kriegserklärung in Venedig anschlagen lassen wollte; allein es gelang, ihn zu beruhigen und zur Rückreise zu bewegen.

Die Dinge hatten bereits einen Punkt erreicht, auf welchem es der venetianischen Regierung unmöglich war, neue Fehlgriffe zu begehen; und wesentlich war Verona der Ort, wo sich das Schicksal der Republik entwickelte.

Hier, wo der Groll gegen die Franzosen keine Gränzen kannte, war es dem Proveditor gelungen, mit Genehmigung des französischen Commandanten vier Compagnien Slavonier einzuführen, welche die Zahl der ihm zu Gebote stehenden Truppen auf das Doppelte brachten. Hierdurch vermied er die Entwaffnung, welche zu Peschiera, Castel-Nuovo und an anderen Orten vollzogen wurde. Zugleich aber wurde durch die Gegenwart der Slavonier die Erbitterung der Veroneser gegen den französischen Namen auf einen Punkt geführt, wo sie sich nicht länger beherrschen ließ. Sobald nun der französische Commandant dies merkte, suchte er sich zu verstärken; denn die Zahl seiner Mannschaft belief sich nur auf 1300, womit er drei Forts und die verschiedenen Thore

der großen Stadt besetzen sollte. Als nun am 16ten April fünfhundert Mann anlangten, fanden sie nicht wenig Mühe, in die Forts zu kommen, so groß war der Widerstand der venetianischen Truppen. Ein zweites Detaschement von hundert Mann, das an demselben Tage von Peschiera gegen Mittag anlangte, wurde förmlich umwickelt, und es fehlte wenig daran, daß es auf der Stelle niedergemacht wurde. Inzwischen gelangte es wohlbehalten in die Forts; nur daß der Krieg von jetzt an so gut als erklärt war. Wie er zum Ausbruch kam, ist ungewiß geblieben, weil man darüber nur die Berichte der venetianischen Beamten hat. Da aber in diesen Berichten eingestanden wird, daß die Ermordung eines Bataillons-Chef und dreier andern Franzosen den Thätlichkeiten der Feinde vorangegangen sey; da außerdem in der Stadt selbst vierhundert Kranke und eine nicht geringe Anzahl von Beamten mit Weib und Kind zurückgeblieben waren, die man in die Forts genommen haben würde, wenn man einen Angriff beabsichtigt hätte: so ist es nur allzu wahrscheinlich, daß dieser von den Veronesern ausging. Den 17ten April gegen vier Uhr Nachmittags wurden die Sturmglocken geläutet und mit unwiderstehlicher Wuth fielen die Veroneser nicht bloß über die in der Stadt zerstreuten Franzosen, sondern auch über die Kranken in den Hospitälern her, und ermordeten jene, wie diese, fünfhundert an der Zahl. Gleichzeitig donnerte das Geschütz von den Forts und die Kugeln desselben waren meistens gegen den Palast gerichtet. Am St. Zeno Thore zwangen sechshundert Slavonier, vereinigt mit zweitausend Bauern, hundert

und funfzig Franzosen zur Ergebung; und am Bischofs-Thore nahm der Hauptmann Coldogno, an der Spitze von vierzig Dragonern, siebzig Franzosen gefangen. Bald kam für die Veroneser der Augenblick, wo sie nichts zu ermorden oder gefangen zu nehmen hatten; und dieser Augenblick gestillter Wuth mußte zur Besinnung führen. Es wurde die weiße Fahne aufgesteckt; doch der französische Gouverneur fuhr fort, auf die Stadt zu schießen, sogar mit glühenden Kugeln, welche mehrere Häuser in Brand setzten. Alle Vergleichsvorschläge zurückweisend, bestand er auf unbedingte Entwaffnung, nicht nur der Bauern, sondern auch aller Einwohner der Stadt, auf Wiederherstellung der Communicationen, auf Ueberlieferung von sechs Geiseln nach seiner Wahl, und auf schnelle und volle Genugthuung für die an den Franzosen verübten Ermordungen. So verstrich die Nacht in der größten Verlegenheit für die Obrigkeit von Verona, die weder den Pöbel zu zügeln, noch den französischen Gouverneur zu besänftigen verstand.

Am folgenden Tage dauerte der Kampf fünf Stunden mit Unterbrechungen, worin man sich besprach. Noch immer wollte der General nicht von seinen Bedingungen ablassen. Man einigte sich indeß über einen kurzen Waffenstillstand. Während der Unterhandlung verlangte der Pöbel, daß die Franzosen die Forts räumen und entwaffnet durch die Stadt ziehen sollten; widrigen Falls wolle er Sturm laufen. Die Forts fingen hierauf ihr Feuer aufs Neue an, und die Venetianer beantworteten es so lebhaft, daß es ihnen gegen Abend an Munition

fehlte.

fehlte. In der Stadt waren mehrere Gebäude zerstört; andere standen in Flammen. Die Ausfälle der Franzosen mißlangen. Von dem Senat zum Beistande Verona's aufgefordert, erschien der General-Proveditor, der sich zu Vicenza aufhielt, an der Spitze von zweitausend Mann, denen es nicht an Geschütz fehlte. Die Belagerten sahen sich immer mehr bedroht; was sie aber am meisten fürchteten, war die Ankunft einer österreichischen Colonne, welche von den Veronesern mit Ungeduld erwartet wurde. Dabei fehlte es ihnen an Lebensmitteln. Doch mitten unter diesen Besorgnissen entdeckten sie von der Höhe des Forts St. Felix eine französische Colonne, die sich der Stadt näherte. Es war der General Chabran, der mit 1200 M. anlangte, nachdem er alle Hindernisse überwunden, und den Bauern, die ihn aufhalten wollten, zwölf Kanonen abgenommen hatte. Nach seiner Ankunft verlangte er in die Stadt gelassen zu werden; er begleitete seine Forderung mit der üblichen Drohung. Hieraus entstand eine Unterhandlung; allein der Pöbel, obgleich seit vier Tagen unter den Waffen, hatte nichts von seiner Wuth eingebüßt: die Unterhandlung wurde abgebrochen, und die Feindseligkeiten dauerten in der Nacht vom 21sten zum 22sten fort. Der folgende Tag verstrich unter Entwürfen von Seiten der Belagerten, unter fruchtlosen Angriffen des Generals Chabran auf die Stadt, und unter einem Schriftwechsel, der die Kanonade und das Bombardement keinesweges unterbrach. Den 23sten erhielt der Gouverneur die erste Nachricht von der Unterzeichnung des Friedens zwischen der französischen Republik und dem Kaiser. Er theilte sie sogleich

der Stadt mit. Die Wuth hatte sich erschöpft. An ihre Stelle trat Niedergeschlagenheit, erzeugt durch den Gedanken, daß von Oesterreich keine Hülfe zu erwarten sey, und daß das ganze französische Heer zur Rache herbei eile. Man vereinigte sich jetzt sogleich über die Einstellung der Feindseligkeiten. Im Fort St. Felix fanden sich Parlementäre ein, und ihre Muthlosigkeit machte es dem General Balland leicht, den Vertrag in eine Capitulation zu verwandeln. Er selbst dictirte die Artikel, und diese waren, wie folgt:

„Ein französischer Commissär zieht an der Spitze von zwei Compagnieen Grenadiere, welchen eine entwaffnete venetianische Truppe zu Fuß vorangeht, durch das Zeno-Thor in Verona ein, und das Thor wird einem Bataillon französischer Grenadiere übergeben. Jener begiebt sich an alle die Oerter, wo Franzosen gewohnt haben. Alle Franzosen, sie mögen frei seyn oder nicht, und sich befinden, wo sie wollen, werden ihm angezeigt und ausgeliefert, und er bringt sie sogleich aus dem Zeno-Thore. Was sich von Kanonen, Haubitzen u. s. w. in der Stadt befindet, wird sogleich von den Venetianern vernagelt, damit sich die Bauern ihrer nicht bedienen können, und der Commissär stellt darüber Nachsuchung an. Auf die Citadelle müssen sechs Geiseln geschickt werden, und unter diesen die beiden Proveditoren und der Bischof. Geht ein Wagen, ein einziger Mann, es sey durch die Thore oder über die Etsch, aus der Stadt, so ist der Tractat gebrochen. Von hier bis zum Abend muß jede bewaffnete Truppe ihre Waffen fünfhundert Schritt vom Lager im Angesicht des weißen Kreuzes

niederlegen. Die übrigen Bedingungen dieser Capitulation wird General Kilmaine dictiren; die Antwort aber muß innerhalb vier Stunden im Fort anlangen."

Die Proveditoren unterwarfen sich diesen Bedingungen, ohne das Mindeste weder für die Sicherheit des Eigenthums, noch selbst für das Leben der Einwohner zu stipuliren. Ihre Erklärung lautete: „Zugestanden. Die Venetianer überlassen sich der französischen Großmuth; das Leben und das Eigenthum der Einwohner, der Truppen und ihrer Anführer befinden sich unter der Obhut der Rechtlichkeit des französischen Volks und seiner Anführer und Truppen." General Kilmaine fügte zu den aufgestellten Bedingungen nichts Verstärkendes hinzu. Die Proveditoren aber fanden nicht für gut, sich als Geiseln zu stellen; sie entwischten in der Nacht vom 24sten April nach Padua, und ihre Flucht veranlaßte eine neue Unterhandlung. Mit einer Brandschatzung von 40,000 Ducaten erkauften die Veroneser Eigenthum und Leben. Die Bauern wurden entwaffnet, und in ihre Heimath zurückgeschickt. Mit Waffen und Gepäck gingen die geregelten Truppen nach Vicenza zurück. Jetzt rückten französische Truppen in das bestürzte Verona ein. Es wurden einige Häuser geplündert, und drei von den vornehmsten Einwohnern erst vor das Kriegsgericht gestellt, und dann erschossen.

So verhielt es sich mit der Empörung in Verona, welche die Franzosen, mit Anspielung auf die sicilianische Vesper, die veronesische nannten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Merkwürdiger Inquisitions-Proceß während der Regierung Karls IV., Königs von Spanien.

Der Geist des achtzehnten Jahrhunderts hatte wenigstens in so fern vortheilhaft auf Spanien zurückgewirkt, als die Suprema, d. h. die oberste Inquisitions-Behörde, der die Leitung aller Provinzial-Inquisitionen anvertraut war, sich der öffentlichen Hinrichtungen wegen Glaubenssachen oder der sogenannten Autos da Fe zu schämen angefangen hatte.

Einen vollständigen Beweis davon gab sie in dem Proceß des Don Miguel Solano, Pfarrers zu Esco, einem unbedeutenden Orte im Königreich Arragonien.

Mehrere Zeugen hatten gegen diesen Pfarrer ausgesagt, daß er Sätze behauptet habe, welche von der Kirche verdammt würden; und das Inquisitions-Gericht von Saragoza, welches nicht hinter seiner Pflicht zurückbleiben durfte, hatte sich Solano's bemächtigt, und ihn in die geheimen Gefängnisse des Tribunals gesperrt. Zur Verantwortung gezogen, gestand der Pfarrer alles ein, was man gegen ihn ausgesagt hatte; er führte aber zu seiner Entschuldigung Folgendes an.

„Lange, sagte er, habe ich darüber gegrübelt, wie ich ohne anderen Beistand, als die Bibel, die Wahrheit

in Ansehung der christlichen Religion finden wollte; aber ich habe mich endlich überzeugt, daß davon nur das wahr ist, was die heilige Schrift enthält. Alles Uebrige kann irrig seyn, wenn auch mehrere Kirchenväter es behauptet haben; denn sie waren Menschen, und folglich dem Irrthum unterworfen. Ich betrachte also als falsch alles, was die römische Kirche gegen den Text der heiligen Schrift aufgestellt hat, indem sie sich gegen den echten und buchstäblichen Sinn erklärte; und darüber mußte sich in mir nothwendig die Ahnung entwickeln, es sey möglich zu irren, wenn man etwas als wahr annehme, was weder unmittelbar noch mittelbar aus dem heiligen Text hervorgeht. Das Fegefeuer und die Aufenthaltsörter der Väter des alten Testaments und der ungetauften Kinder (der Vor- und der Kinderhimmel genannt) *) erscheinen mir als von Menschen herrührende Vorstellungen, da Jesus Christus nur von zwei Aufenthaltsörtern für die Seelen redet: von dem Paradies und der Hölle. Ich halte es für eine Sünde, Geld für eine Messe zu nehmen, obgleich dies Geld nur als ein Almosen und zum Unterhalt der Priester gegeben wird; denn Priester und andere Diener der Religion sollten, wie die Richter und alle übrigen Beamten, nur von der Regierung den Lohn für ihre Arbeiten erhalten. Die Einführung und Feststellung des Zehnten betrachte ich als einen Priesterbetrug, und die Art und Weise, den

*) Es wird einem Protestanten schwer, sich über gewisse Vorstellungen der Römisch-katholischen gehörig auszudrücken. Im Text steht limbes. Hier hat mir nur ein Lexicon helfen können. Ob meine Uebersetzung richtig sei, wage ich nicht zu entscheiden.

Befehl der Kirche zu erklären, wenn sie verlangt, daß man den Zehnten ohne Abzug des Saatkorns und der Erntekosten entrichte, erscheint mir als ein schändlicher Diebstahl, der dem Allgemeinen eben so nachtheilig wird, als Dem, der ihn sich gefallen lassen muß. Dabei glaube ich, es sey keine Rücksicht darauf zu nehmen, was der Pabst will oder befiehlt; denn zu Rom giebt es keinen andern Gott, als den Geiz, und alle Maßregeln der römischen Regierung haben keinen andern Zweck, als das Geld der Völker unter dem Vorwand der Religion an sich zu nehmen. Ich bestreite also auch dem Pabste das Recht über kanonische Unregelmäßigkeiten und über Hindernisse der Ehe zu verfügen; und eben so bestreite ich sein Dispensations-Recht und sehr viele andere Punkte, welche zusammen seine Macht bilden."

Der Pfarrer Solano hatte aus allen diesen Artikeln einen Lehrbegriff zusammengesetzt, und dies Buch seinem Bischof und anderen Theologen mitgetheilt, als ob darin nichts Verfängliches oder Gefährliches für ihn wäre.

Die Inquisitoren von Saragoza ließen sich darauf ein, den Pfarrer von Esco zum Widerruf zu bewegen, und angesehene Theologen mußten ihnen dabei Hülfe leisten. Diese ermangelten zwar nicht, ihn zur Anerkennung seiner vorgeblichen Irrthümer und zur Reue zu ermahnen, wobei sie ihn darauf hinwiesen, daß halsstarrige Ketzer und unreuige Sünder dem Flammentode nicht entgehen könnten. Doch Don Miguel antwortete ihnen mit großer Kaltblütigkeit: er kenne allerdings die Gefahr, der er ausgesetzt wäre; allein, wenn er sich dadurch bewegen ließe, der im Evangelium enthaltenen

Wahrheit zu entsagen, so würde er vor dem Richterstuhl Gottes verdammt werden: eine Gefahr, wogegen jede andere verschwinde, indem das, was ihm widerführe, im Evangelium vorhergesehen und angekündigt wäre. Befände er sich in Irrthum, so kenne Gott sein Herz, und werde ihn entweder erleuchten oder ihm verzeihen.

Man machte die Unfehlbarkeit der Kirche geltend, und nannte es verwegene Anmaßung, daß er seinen Meinungen den Vorzug vor denen so vieler heiligen und großen Männer gegeben, auf welche die Religion stolz sey, und die, nachdem sie sich im Namen Jesu Christi versammelt, und den von ihm im Evangelium verheißenen Beistand angerufen, sich mit reiflicher Ueberlegung über den wahren Sinn der dunklen Stellen der Schrift ausgesprochen und die von ihm verlassenen Wahrheiten anerkannt hätten. Doch dies verschlug dem Pfarrer Solano nicht das Mindeste. Seine Antwort war: in allen diesen Versammlungen hätte sich der Eigennutz des römischen Hofes in die Erörterung theologischer Materien gemischt, und die guten Absichten einiger achtbaren Männer unnütz gemacht.

Als die Verhöre geendigt waren, erkannten die Inquisitoren auf Relaxation *); und man muß gestehen, daß sie nach dem Gesetzbuch der Inquisition nicht wohl anders konnten. Doch der Rath der Suprema, welcher Spanien das Schauspiel eines Auto da Fe er-

*) Ein Terminus technicus des Inquisitions-Gerichts, um die Ueberlieferung des Verurtheilten in die Hände des gewöhnlichen Richters zu bezeichnen, damit er am Leben bestraft werde.

sparen wollte, nahm seine Zuflucht zu dem außerordentlichen Mittel, Personen verhören zu lassen, welche von einigen Zeugen angeführt, aber unvernommen geblieben waren; zugleich vermochte er die Inquisitoren, alles anzuwenden, was den Verurtheilten zur Besinnung bringen könnte. Diese beiden Mittel blieben ohne Erfolg; der Proceß gewann nicht eine andere Gestalt, und die Richter, wie gut sie auch errathen mochten, was den Rath bewogen hatte, gegen ihr Verfahren in dieser Sache zu stimmen — die Richter wagten es nicht, das Gesetz zu umgehen. Sie sprachen die Relaxation also noch einmal aus.

Der Rath, der dergleichen nicht wollte, nahm die Aussage eines Zeugen zum Vorwande, um eine Nachforschung bei den Pfarrern, Mönchen und Aerzten von Esco und dessen Umgebung zu veranstalten, wodurch ins Reine gebracht werden sollte, ob der Angeschuldigte nicht eine Krankheit gehabt hätte, wodurch sein Verstand geschwächt oder verwirrt wäre; das Ergebniß dieser Nachforschung sollte dem Rath mitgetheilt werden, der Handel selbst aber so lange ruhen. Treulich erfüllten die Inquisitoren den Rath der Suprema; und der Arzt von Esco, der wohl begriff, wo man hinaus wollte, erklärte, daß der Pfarrer Solano mehrere Jahre vor seiner Einkerkerung eine ernsthafte Krankheit überstanden habe, und daß es kein Gegenstand der Verwunderung wäre, wenn seine Verstandeskräfte gelitten hätten; denn seit der Zeit habe er sich theils mit Geistlichen theils mit andern Personen häufig über seine religiösen Meinungen unterhalten, welche nicht die der spanischen Katholiken wären.

Als der Rath diese Erklärung vernommen hatte, befahl er, daß man, ohne definitiv zu entscheiden, Alles anwenden sollte, den Angeklagten zu bekehren.

Inzwischen wurde Solano gefährlich krank. Die Inquisitoren ihrerseits beauftragten die geschicktesten Theologen von Saragoza, den Unglücklichen von seinen Irrwegen abzubringen; sie ersuchten sogar D. F. Miguel Suarez von Santander, Coadjutor des Erzbischofs von Saragoza und apostolischen Missionar, (einen Mann, der gegenwärtig in Frankreich lebt) jenen mit der Sanftmuth und Güte eines evangelischen Geistlichen zu ermahnen. Der Pfarrer war sehr gerührt von dem, was man für ihn that; allein er wiederholte, daß er seinen Grundsätzen nicht entsagen könnte, ohne Gott durch Wahrheitsverrath zu beleidigen.

Am zwanzigsten Tage seiner Krankheit kündigte der Arzt ihm an, daß sein Leben in Gefahr sey, und bat ihn, die wenigen Augenblicke, die ihm noch übrig blieben, für sein Heil zu benutzen. „Ich stehe, erwiederte Solano, in Gottes Hand; und habe nichts weiter zu beschicken." So starb der Pfarrer von Esco im Jahre 1805. Die geistliche Bestattung wurde ihm versagt, und man begrub ihn innerhalb der Inquisitionsgebäude, nicht weit von dem falschen Ausgange des Tribunals, nach dem Ebro zu.

Die Inquisitoren erstatteten dem Rathe der Suprema genauen Bericht über alles, was vorgegangen war; dieser billigte das Verfahren, verbot aber zugleich, die Untersuchung gegen den Verstorbenen fortzusetzen, um zu verhindern, daß er in effigie verbrannt würde. Und

hierdurch bewies der oberste Rath der Inquisition sehr deutlich, daß man nicht mehr dachte, wie man früher gedacht hatte. Großinquisitor war um diese Zeit D. Ramon Joseph de Arce, erst Erzbischof von Burgos, dann von Saragoza, und Patriarch von Indien. Dieser menschenfreundliche Mann darf sich rühmen, der Erste gewesen zu seyn, dem es gelungen ist, die organischen Gesetze des heil. Officiums zum Besten der Menschheit besiegt zu haben. Das Einzige, was man bedauern möchte, ist, daß er den König nicht die Abschaffung des Flammentodes für unreuige Ketzer vorgeschlagen hat. Verbrannt wurden solche freilich nicht mehr; allein, indem man sie nach den philippinischen Inseln verbannte, that man schwerlich noch etwas Anders, als ihre Zahl vermehren *).

*) Aus D. Juan Antonio Llorente's kritischer Geschichte der spanischen Inquisition, Th. IV.

Ueber die Harmonie der Hauptlehren des Christenthums mit den Verfassungs-Ideen der gegenwärtigen Zeit.

Es wird unstreitig nicht an Lesern fehlen, welche sogar die Ueberschrift dieses Aufsatzes verdammen.

„Was hat — so werden sie sagen — die Religion mit der Politik zu schaffen? Beider Wirkungskreis ist durchaus verschieden. Jene lehrt uns, wie wir uns auf einen besseren Zustand, als der irdische ist, vorbereiten können, indem sie uns zugleich einen Anleit giebt, ihn zu verdienen. Diese giebt uns einige armselige Regeln für unser Betragen hienieden, um zu verhindern, daß wir nicht das Opfer ewig unsicherer Verhältnisse werden."

Halt! — könnte man Diesen erwiedern — euer Irrthum liegt in dem Hienieden. Der von dem menschlichen Geschlecht bewohnte Weltkörper, ist, nach den Aussprüchen der Astronomen, eben so sehr ein nothwendiger Theil des Weltalls, wie jeder andere, den ihr nennen mögt; und den Himmel zum Gegensatz der Erde zu machen, konnte dem menschlichen Verstande nur in jenen Zeiten begegnen, wo die Naturwissenschaft noch in der Wiege lag. Wozu Irrthümer verewigen! Was auch unter dem Ausdruck „Himmel" verstanden werden möge: wir sind nicht mehr und nicht weniger im Himmel, als

alle übrigen Bewohner des Weltalls, wo sie auch leben und wirken mögen; es hängt sogar nicht einmal von uns ab, wo wir seyn wollen. Hieraus folgt aber, daß Religion und Politik nicht so von einander verschieden sind, wie ihr angenommen zu haben scheint. Beide können sehr wohl Eine Wissenschaft seyn; und beide sind es nach dem Ausspruch eines höchst achtungswerthen Theologen der neueren Zeit, welcher kein Bedenken getragen hat, zu erklären: „die Politik sey die Anwendung der christlichen Religion auf die Regierung der Völker" *).

Freilich, wenn nur Das für Religion gelten darf, was die eine oder die andere christliche Kirche durch das Organ ihrer Vorsteher dafür ausgiebt: so ist nicht an eine Einheit der Religion und Politik zu denken. Denn in diesem Falle werden sich beide nicht durchdringen, sondern von einander abstoßen; beide werden vielleicht denselben Zweck gemein haben, aber sie werden ihn durch die verschiedensten Mittel zu erreichen streben: die Kirche durch übernatürliche Lehren, welche den unbedingten Gehorsam sichern; der Staat durch Gesetze, welche jeden Einzelnen nöthigen, seinen Vortheil in dem allgemeinen Vortheil zu finden. Allein Kirchenthum und Religion sind nicht durchaus dasselbe; und was das Christenthum betrifft, so läßt sich die Entartung, die es in der Gestalt des Kirchenthumes erfahren hat, so vollständig nachweisen, daß jeder Zweifel darüber verschwindet.

Befragen wir nämlich die Urkunden, so findet sich darin keine Spur von jenem Krame übernatürlicher Lehren,

---

*) Bossuet.

welcher nöthig war, um eine Priesterherrschaft zu begründen. Die Weltursache unter dem Bilde eines liebenden Vaters des menschlichen Geschlechts dargestellt, ist das einzige Dogma, welches der Urheber des Evangeliums sich aufzustellen getraute; und wer verkennt, daß dies Dogma den doppelten Zweck hatte, einmal von der Idee der Weltursache alles das zu trennen, was Furchtbarkeit in sich schließt, zweitens eben diese Idee zum Princip einer allgemeinen Befreundung unter den Menschen zu machen? Nebst diesem Dogma, und im engsten Zusammenhange mit demselben, stellt das Evangelium nur Eine Regel für alle gesellschaftliche Verhältnisse auf; und diese Regel ist höchst einfach so ausgedrückt: Was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen. Wo aber gab es jemals eine menschliche Vernunft, welche diese Vorschrift verworfen hätte? Muß man nicht behaupten, sie stehe durch das sittliche Gefühl auf gleicher Linie mit den einleuchtendsten Wahrheiten der Größenlehre? Muß man nicht dafür streiten, sie sey die unmittelbare Ausgeburt der Vernunft selbst, und in ihrer Anwendung der ewige Ausdruck derselben? Der Evangelist setzt hinzu: „dies ist das Gesetz und die Propheten;" und damit will er nichts weiter sagen, als daß alle menschlichen Vereine, wann und wo sie auch Statt finden mochten, immer dasselbe Princip anerkannt, und sich nur in so fern wohl befunden haben, als sie demselben gemäß handelten.

Ist nun die Lehre von einem Gott, der unter dem Bilde des gemeinschaftlichen Vaters der Menschen gedacht werden muß, und jene, die höchste Gegenseitigkeit

und Gerechtigkeit empfehlende Regel: Was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen, das Wesentliche im Christenthum: so leuchtet auf der Stelle ein, daß es nichts enthält, wodurch es mit wahrer Politik in Widerspruch stände; denn diese hat keine andere Aufgabe zu lösen, als wie sie alles so einrichten will, daß Gegenseitigkeit und Gerechtigkeit in allen gesellschaftlichen Verhältnissen zum Vorschein kommen. Abgesehen von dem Dogma, hat sie in der Regel Ein Princip für alle ihre Schöpfungen, und dieses Princip ist von einer solchen Beschaffenheit, daß sie es gar nicht aufgeben kann, ohne sich entweder zur Linken oder zur Rechten zu verirren. Hierauf beruht ihre Religion, ihr Gewissen. Diese sind also in nichts verschieden von dem, was im Allgemeinen Religion, Gewissen genannt wird; und die Quelle von dem Allen ist einzig die menschliche Vernunft, welche aussagt, daß man anderen Leuten thun müsse, was sie, unseren Wünschen zufolge, uns thun sollen. Die Art des Verhältnisses, worin man gegen Andere steht, kann hier keinen Unterschied machen: denn jedes Verhältniß, ohne alle Ausnahme, ist nur in so fern gut und bleibend, als Gegenseitigkeit und Gerechtigkeit nicht dadurch verletzt werden.

„Wie aber war es möglich — wird man fragen — daß diese hohe Uebereinstimmung der Religion mit der Politik achtzehn Jahrhunderte hindurch verkannt werden konnte? Denn dieser lange Zeitraum ist verflossen, ohne daß die Uebereinstimmung zu einer Vereinigung geführt hat.“

Wer diese Frage zu beantworten gedenkt, muß zuvörderst bemerken, daß die Religion sich darauf beschränkt,

das Princip zu geben. Sie ist demnach nicht die Macht selbst, sondern nur Dasjenige, wodurch die Macht, wenn sie davon durchdrungen ist, zur Rechtmäßigkeit gelangt. Getrennt von der Macht, vermag die Religion gar nichts, und die Macht, welche ihr Princip verwirft, kann immer nur dahin wirken, daß das Princip selbst verdunkelt wird.

Kommt es nun darauf an, Rechenschaft abzulegen über jenen langen Zeitraum, in welchem Religion und Politik von einander getrennt waren: so muß man in die Vergangenheit zurückkehren, um das aufzufinden, was diese Trennung bewirkte. Die Thatsachen liegen vor uns, und es bedarf nur einer ernsten Würdigung derselben, um alle die Entdeckungen zu machen, wodurch die Erscheinung erklärt wird.

Die römische Monarchie und das Christenthum wurden gleichzeitig geboren; jene ging aus dem Gährungsstoff der Anti-Monarchie, dieses aus dem Unsinn des Polytheismus hervor. Beide waren für einander bestimmt; aber um sich zu vereinigen, hätten sie sich zuvor erkennen müssen. Das Christenthum verlangte nur, als Princip der Rechtmäßigkeit anerkannt zu werden, und die ersten Absichten seiner Bekenner gingen auf nichts weniger, als auf Erwerbung von Macht und Ansehn. Allein die ganze Lage der Dinge war von einer solchen Beschaffenheit, daß ihre Wünsche unerfüllt, die wahre Bestimmung des Christenthums also verkannt bleiben mußte. Das größte Hinderniß einer Vereinigung der Monarchie mit dem Princip der Rechtmäßigkeit lag in dem ungeheuren Umfange des Römerreichs; denn dieser vertrug sich nur mit einer despotischen Regierung, die, indem

sie auf Unumschränktheit dringen mußte, nichts leichter entbehrte, als das Princip der Rechtmäßigkeit. Wäre dies Hinderniß nicht vorhanden gewesen: so hätte die römische Monarchie die Gestalt annehmen müssen, welche die Monarchie in den verschiedenen Reichen des gegenwärtigen Europa entweder bereits gewonnen hat, oder zu gewinnen strebt. Wesentlich zur Rettung des Reichs bestimmt, aber vermöge der Größe desselben an einer Vereinigung mit dem Princip der Rechtmäßigkeit verhindert, konnten die römischen Imperatoren, wie trefflich auch die Gesinnungen einzelner von ihnen seyn mochten, nichts Anderes thun, als den Untergang des Reichs beschleunigen; und wie dieser in fünf Jahrhunderten vollendet wurde, ist allgemein bekannt. Die Menschen jener Zeit hatten alle die Anlagen, welche zur Erhaltung eines Reichs nothwendig sind; allein diese Anlagen blieben unbenutzt, weil die sittliche Kraft nicht von Denen in Anspruch genommen werden darf, die sich von dem Princip der Sittlichkeit geschieden haben.

Dieses, verkannt und zurückgestoßen, mußte sich seinen eigenen Spielraum bilden, da ihm der versagt war, auf welchen seine ursprüngliche Bestimmung ging; wir meinen die Gesellschaft im Großen. Doch das Princip ist, wie schon oben bemerkt worden, nicht die Macht selbst, sondern nur eine Grundlage für die Rechtmäßigkeit derselben. Um nun nicht unbeschäftigt zu bleiben, mußten sich die Vertreter des Princips eine Macht bilden; und dies thaten sie, indem sie sich zu Vorstehern besonderer Gemeinen machten. Hierbei genöthigt, allen Zusammenstoß mit der römischen Obrigkeit zu vermeiden,

setz-

setzten sie ihre Macht aus lauter solchen Bestandtheilen zusammen, welche dem Princip alle Wirksamkeit raubten. Uebernatürliche Lehren waren es, wodurch sie sich den Gehorsam sicherten; und indem sie auf diese Weise den Grund zu einer neuen Theokratie legten, die in sich selbst nichts anderes ist, als der Despotismus und die Unumschränktheit selbst, führten sie, auf einem eigenthümlichen Wege, die Dinge gerade auf den Punkt, wo die römischen Imperatoren sich den Einwirkungen des Sitten-Princips entzogen hatten. Zwar bewirkten sie dadurch, daß sie, von einem gewissen Zeitpunkte an, mit der sogenannten weltlichen Macht gemeinschaftliche Sache machen konnten, und daß das Christenthum zu der Auszeichnung gelangte, für die Staatsreligion erklärt zu werden: aber die Sachen standen dadurch um nichts besser; denn das Princip, das allein Rettung bringen konnte, war deshalb um nichts weniger verdunkelt, und die Willkühr überschritt die Gränzen der Mäßigung um so kühner, je mehr sie sich geheiligt fühlte. Schwerlich gab es eine Zeit, die in allem, was Sittlichkeit genannt zu werden verdient, noch weiter zurück war, als die Periode von Constantin dem Großen bis zum Untergange des westlichen Römerreichs; denn während auf der einen Seite die Priester, um sich der bürgerlichen Obrigkeit angenehm zu machen, alle Mißbräuche heiligten, und unablässig auf die Aufopferung aller Rechte der Regierten drangen, vermehrte auf der anderen die Regierung die Gewalt der ihr ergebenen Priester, damit sie ihr desto nachdrücklicher dienen möchten.

So verhielt es sich mit der Ausartung, welche das

Christenthum während der drei ersten Jahrhunderte seines Daseyns im Römerreiche erfuhr; und dürfen wir uns darüber wundern, wenn diese Ausartung mit jedem Jahrhunderte zunahm, und daß das, was in demselben die Hauptsache ausmachte — das Princip der Sittlichkeit — immer mehr verfinstert und unwirksam gemacht wurde?

Wie man, nach dem Umsturz des westlichen Römerreichs, auf dieser Bahn immer weiter vorschritt; wie die Summe der übernatürlichen Lehren von einem Jahrhundert zum andern vermehrt wurde; wie man die Unwissenheit der Barbaren benutzte, um die Fesseln der geistlichen Zwingherrschaft zu verengen; wie die Regierung der Kirche sich zu einer förmlichen Monarchie ausbildete, die nur allzu bald eine allgemeine wurde; wie es sich in dem Streite der Päbste mit den Kaisern und Königen immer nur um Vorrang handelte; wie aus diesem Streite die größten Umwälzungen hervorgingen; wie, um die Priesterherrschaft zu sichern, jede Abweichung von der Erblehre mit dem Tode bestraft wurde; wie alles, was Menschenrecht genannt zu werden verdient, alle Freiheit der Gedanken und des Gefühls, unterdrückt war; mit Einem Worte: wie das Wesentlichste im Christenthum, die Lehre von der Gegenseitigkeit und Gerechtigkeit, den übermüthigen Ansprüchen der Priester wich, und nie zur Sprache gebracht wurde: dies, und nichts anderes, ist der Inhalt der Geschichte des Mittelalters, einer Periode von acht Jahrhunderten, worin das Gefühl der Menschenwürde beinahe gänzlich ausgestorben war.

Mit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts erreichte die theokratische Universal-Monarchie ihren Cul-

minations-Punkt. Ihre Mittel aber waren abgenutzt, ihr Ansehn vermindert. Der Protestantismus erhob sein Haupt, Anfangs schüchtern und furchtsam, nach und nach kühner und entschlossener. Sein Werk wurde durch die Reformation — nicht vollendet, aber der Vollendung näher gebracht. Durch eine genauere Bekanntschaft mit den ältesten Urkunden des Christenthums gelangte der menschliche Geist dahin, daß er beurtheilen lernte, innerhalb welcher Schranken das Kirchenthum allein der Gesellschaft nützlich werden kann. Die Priesterschaft konnte nicht von der Ausübung der Gewalt ausgeschlossen werden, ohne daß das Sittengesetz in seiner alten Lauterkeit wieder zum Vorschein gekommen wäre; denn die Beweggründe zu seiner Verdunkelung hatten alle Kraft verloren. Nur war es ein Unglück für die europäische Welt, daß nicht alle Staaten gleichzeitig Hand ans Werk legten, als es eine Reformation des Kirchenthums galt; denn, indem mehrere zurückblieben, konnte es nicht fehlen, daß die Eine Kirche der andern gegenüber trat, und daß die Fortschritte zur Aufklärung in eben dem Maaße verhindert wurden, worin jede sich in ihrem Seyn zu behaupten strebte. Drei Jahrhunderte sind darüber verflossen; und wenn auch gegenwärtig Mehrere wissen, was sie an dem Kirchenthume haben: so ist doch die Zahl Derer noch überwiegend, welche glauben, und Andere glauben machen möchten, daß das Heil der Welt auf der Verfinsterung des menschlichen Geistes in Rücksicht Desjenigen beruhe, was das Wesen der Gesellschaft heischt.

Doch wenn durch die Reformation der Kirche auch

nicht Alles geleistet ist, was dadurch geleistet werden konnte: so steht doch Eins fest, nämlich, daß der Grundsatz der Gegenseitigkeit die Hauptlehre des Christenthums ist, und daß über die richtige Anwendung dieses Grundsatzes alle dogmatischen Sätze, welche nur auf Priesterherrschaft abzwecken, ihren Werth verlieren. Große Anstrengungen hat das menschliche Geschlecht in Europa machen müssen, um dahin zu gelangen, daß es den Satz: Thue für deinen Nächsten, was du willst, daß er für dich thue, als der menschlichen Natur inhärirend, als die Quelle aller Rechte und Pflichten, als das Element des öffentlichen und des Privat-Rechts hat aufstellen können. Dies und die Ueberzeugung, daß es keiner anderen Grundlage für die Rechtmäßigkeit und Sicherstellung der Regierung bedarf, bildet den Grad der Aufklärung und Erleuchtung in der gegenwärtigen Zeit. Das Einzige, was außerdem in Betrachtung kommt, ist, der öffentlichen Macht diejenige Gestalt zu geben, wodurch sie allein fähig wird, das Sittengesetz in sich aufzunehmen, und ihm unter allen Umständen gemäß zu handeln.

So schließt sich die Politik, welche nichts anderes ist, als die Kunst, die Gesellschaft zu ordnen und in der Ordnung zu erhalten, unmittelbar an die Moral an.

Klar durch sich selbst ist, daß dem Grundsatze der Gegenseitigkeit nichts so bestimmt entgegenstehet, als die Willkühr. Es kommt also bei einer Organisation, welche dem obersten Grundsatze des Christenthums entsprechen soll, vorzüglich auf die Verdrängung der Willkühr an. Da diese nun nicht anders verdrängt werden kann, als so, daß die Gesetzgebung aufhört, das Werk des Ein-

zelnen zu seyn, der an der Spitze der Gesellschaft steht: so liegt am Tage, daß in der Volksvertretung das einzige Mittel enthalten ist, der Forderung zu genügen, welche das Christenthum an alle seine Bekenner ohne Ausnahme macht. Der Grundsatz der Gegenseitigkeit aber ist nichts anderes, als eine Anerkennung des allgemeinsten Naturgesetzes, der Kraft und Gegenkraft, der Wirkung und Gegenwirkung. Mag man nun an jenen oder an dieses appelliren, um die Nothwendigkeit einer Abänderung der politischen Systeme in der Gegenwart zu rechtfertigen: so kommt dies immer auf Eins und dasselbe heraus, vorausgesetzt nur, daß man zu der Einsicht gelangt ist, daß alle Rechtmäßigkeit und alle Stätigkeit einer Regierung nur in so fern sicher gestellt wird, als ihr Organismus weder dem einen, noch dem andern widerspricht.

Seit vielen Jahrhunderten redet man von christlichen Monarchien und Republiken. Sind sie wirklich da gewesen? Man hat Ursache, daran zu zweifeln, wenn man weiß, daß die sittliche Denkungsart der Regierungen nur durch die Formen bewahrt wird, worin sie sich bewegen, und daß diese Formen nur in so fern gut sind, als sie die Willkühr ausschließen. Die Kirche hat nie die Kraft gehabt, dem Staate den Charakter der Christlichkeit aufzudrücken; und sie hat diese Kraft um so weniger haben können, je mehr ihre organischen Gesetze denen des Staates analog waren, und folglich die Willkühr beschützten. Streng genommen ist also die Benennung christlicher Regierungen bisher usurpirt worden: sie konnte nicht eher verdient werden, als bis die Gesetz-

gebung sich von der Gewalt gesondert hatte, und das Erbtheil der Einsichtsvollsten und Besten des Volks geworden war: denn nur auf diese Weise war es möglich, das Princip der Gerechtigkeit zur Grundlage für die Regierung zu machen.

Die Dinge sind also in unsern Zeiten auf den Punkt zurückgeführt, worauf sie bei der ersten Entstehung und Ausbreitung des Christenthums standen; nur mit dem Unterschiede, daß man über das Wesen der Gesellschaft mehr aufgeklärt ist, als die Welt es vor achtzehn Jahrhunderten war, und daß keine so überwiegende Hindernisse im Wege stehen, wie die unermeßliche Größe des Römerreichs, die den Despotismus heiligte. Das ganze Mittelalter bis auf unsere Zeiten ist als ein langer Traum zu betrachten, aus welchem das menschliche Geschlecht endlich erwacht ist: als ein Traum, worin man sich eben so sehr über das Wesen der Macht, wie über die Grundlage derselben täuschte. Christen gab es während dieses Zeitraums ganz und gar nicht; denn, wo die Willkühr geheiligt ist, da kann nur Willkühr entscheiden, und wo diese entscheidet, da wird das Princip der Gerechtigkeit aufgeopfert, und Gesetzlosigkeit tritt an die Stelle der Sittlichkeit und Ordnung, ohne welche die christliche Gesellschaft nicht denkbar ist. Dies haben alle Secten empfunden, deren es im Mittelalter so viele gab: jede von ihnen wollte die Idee einer wahrhaft christlichen Vereinigung verwirklichen; weil sie aber unbekannt waren mit den Mitteln, wodurch dies allein bewerkstelligt werden kann, so kamen sie entweder nie ans Ziel, oder erreichten dasselbe nur auf sehr kurze Zeit in kleinen Vereinen.

Allem Sectenwesen aber ist von dem Augenblick an ein Ende gemacht, wo die Gesellschaft im Großen auf der Grundlage ruht, die die einzig wahre ist; wir meinen das Princip der Gegenseitigkeit, dargestellt in dem Organismus der Regierungen. Nun erst giebt es wahre Christen, d. h. Menschen, welche ihr Recht in der Achtung vor dem Rechte Anderer bewahren; zu allen Liebesdiensten geneigt und erbötig sind, das Gesetz ehren, weil die Gesellschaft ohne dasselbe nicht fortdauern kann, und die Obrigkeit achten, weil sie nur die Vollstreckerin des Gesetzes ist. Die Kirche ist nun nicht länger von dem Staate gesondert, sondern eins und dasselbe mit ihm; Theorie und Praxis beschreiben nicht mehr verschiedene Bahnen, und in der Art, das Gesetz zu geben, drückt sich das Gewissen der Regierungen aus.

Antwort des Herausgebers auf die im Oppositions-Blatt Nr. 42. gegen ihn gerichtete Bemerkung.

Herr Fried. Aug. Rüder, Redacteur des Oppositions-Blatts, hat für gut befunden, einen in der Neuen Monatsschrift für Deutschland enthaltenen Aufsatz, betitelt: Über die wahre Ursache der allgemeinen Unruhe in Europa, seinem Blatte einzuverleiben und mit Bemerkungen zu begleiten.

Wir finden in diesem Verfahren nichts, was uns verletzte; und in so fern uns daran gelegen seyn muß, daß die in jenem Aufsatze niedergelegten Ideen allgemeiner verbreitet werden, danken wir dem Herrn Redacteur des Oppositions-Blattes sogar für die Mühe, die er sich zu diesem Endzweck gegeben hat.

Nur die Schlußbemerkung hat uns — nicht eben befremdet, sondern zu einer weiteren Entwickelung unserer Ideen herausgefordert.

Diese Schlußbemerkung bezieht sich auf eine Stelle des mehrgedachten Aufsatzes, welche von Wort zu Wort also lautet: „Wie soll man es nun nennen, wenn der deutsche Handelsverein sich mit einer Vorstellung, welche die Auflösung aller bisher in Deutschland bestandenen Staatsverhältnisse in sich schließt, an eine Versammlung

wendet, deren Bestimmung in der Aufrechthaltung jener Staatsverhältnisse, und in der Abwendung alles dessen, was sie zerstören kann, abgeschlossen ist? Wahrlich, wenn dies nicht Spott ist, so ist es eine Unüberlegtheit, die schwerlich ihres Gleichen hat: eine Unüberlegtheit, die an das Verfahren jener ehrlichen Bürger Schilda's erinnert, welche, um den Krebs zu tödten, ihn in den Fluß warfen."

Hierzu nun macht der Herr Redacteur des Oppositions-Blatts folgende Bemerkung:

„Etwas Kühneres ist nicht leicht gesagt worden. Die Bundesversammlung sollte, nach Art. 19. der Bundes-Acte, bei der ersten Zusammenkunft in Frankfurt wegen des Handels und Verkehrs der verschiedenen Bundesstaaten, so wie wegen der Schifffahrt — zusammentreten — und unterließ es. Die gescheidtesten, reichsten und besonnensten Kaufleute fast aus ganz Deutschland, also keine Bürger von Schilda, sondern Männer von Gewerbe, tragen bescheiden ihre Wünsche vor, wie ihnen der Artikel practisch am nützlichsten ausgeführt zu werden scheine. Der Staatskanzler hat sie nicht ungnädig empfangen und entlassen; und einem Preußischen Schriftsteller leuchtete nicht ein, daß gerade Preußen durch Adoption der Wünsche der Supplicanten für seine eigene Fabrikatur und seinen Handel an der Deutschlandgränze am meisten gewinnen kann? Durch solche Adoption kann es Einfluß erlangen auf die bisherigen großen Factoreien der Importation in den deutschen Hansestädten, wobei seine Seehäfen nicht verlieren können. Die Contrebande an seiner Landgränze muß ja na-

türlich aufhören, wenn Eine Zolllinie ganz Deutschland umschließt. Ist ganz Deutschland in einem Zollverbande gegen das Ausland: so werden die Niederlande, Frankreich und England ihr Zoll-System auf deutsche Fabrikate und rohe Producte so mildern müssen, wie die Billigkeit es fordert; und erst dann darf Preußen hoffen, daß seine trefflichen Wollen- und Baumwollenwaaren inländischer Fabrikation ein bedeutender Ausfuhr-Artikel in das übrige Deutschland werden können. Im Ganzen herrscht viel Fabrikfleiß in Preußen; vereint mit dem übrigen Deutschland, kann es seine Handelstractate mit fremden Nationen und seine Zollverbote viel sicherer zur vollen Vollziehung bringen, als ohne dem, so lange es die ihm so nachtheilige leichte Einfuhr fremder Erzeugnisse in die Häfen der freien Handelsstädte und Altona's nicht zu verhindern vermag. Wir glauben Preußischer zu denken, als der Verfasser selbst."

Untersuchen wir zunächst Satz für Satz den Gehalt dieser Bemerkung; das Uebrige wird sich hinterher finden.

„Etwas Kühneres ist nicht leicht gesagt worden."

Hoffentlich wird mein Gegner das Kühne, als solches, nicht anstößig finden; denn es schließt die Wahrheit nicht aus.

„Die Bundesversammlung sollte nach Artikel 19 der Bundes-Acte wegen des Handels und Verkehrs der verschiedenen Bundesstaaten zusammentreten, und unterließ es."

Warum unterließ sie es? Gewiß nicht, weil das, was zu Stande gebracht werden sollte, leicht war. Nur unüberwindliche Schwierigkeiten konnten sie abschrek-

ken. Worin aber lagen diese? Worin anders, als in der Natur des Bundesstaats, dessen verschiedenartige Bestandtheile fortdauern wollten, und bei einem an die Gränzen Deutschlands verlegten Zoll-Systeme nicht fortdauern konnten.

„Die gescheidtesten, reichsten und besonnensten Kaufleute tragen bescheiden ihre Wünsche vor, wie ihnen der Artikel praktisch am nützlichsten ausgeführt zu werden scheint.“

Sollte man nicht glauben, diese gescheidtesten Kaufleute hätten allein etwas von der Sache verstanden? Wir mögen hierüber die Agenten des deutschen Handels- und Gewerbsvereines nicht unsere Meinung unverhohlen sagen; aber wir hoffen Niemand zu beleidigen, wenn wir behaupten, daß man sich im Leben nicht auf Etwas einlassen müsse, was nicht durchzuführen ist. Dergleichen nun scheint uns ein vereinfachtes Zoll-System, wie nur die Monarchie es gestattet, in einem Lande zu seyn, wie Deutschland gegenwärtig ist. Hierüber hoffen wir uns in dem Aufsatze über die wahre Ursache der allgemeinen Unruhe in Europa deutlich genug erklärt zu haben.

„Der Staatskanzler hat sie nicht ungnädig empfangen und entlassen.“

Hätte Se. Durchlaucht etwa das Gegentheil thun sollen? — oder auch nur thun können?

„Und einem preußischen Schriftsteller leuchtete nicht ein, daß gerade Preußen durch Adoption der Wünsche der Supplicanten — am meisten gewinnen kann!“

Dieser Schriftsteller handelte von der Ursache der allgemeinen Unruhe in Europa. Eben deswegen war

ihm die Frage fremd: wie viel oder wie wenig Preußen durch eine an die Gränzen Deutschlands verlegte Zolllinie gewinnen könnte. Gesagt hat er übrigens ganz ausdrücklich: „wir wollen nicht behaupten, daß Großbritanniens Einwirkungen auf Deutschland unter den gegenwärtigen Umständen unbedingt vortheilhaft seyen, und eben so wenig kann es uns einfallen, die Hindernisse, auf welche der deutsche Handel noch immer im Innern Deutschlands stößt, als eine Wohlthat zu preisen." Dies war genug für den, der es zu verstehen vermochte. Von der Regierung seines Vaterlandes hat er nie die Idee gehabt, als lege sie es darauf an, Deutschlands Wohlfahrt zu verhindern; allein er hat lange genug gelebt, um zu wissen, wie leicht sie verkannt wird, wie behutsam sie zu Werke gehen muß, um sich Feindschaften zu ersparen, wie sehr ihr also die Hände gebunden sind. Doch darüber wird sich weiter unten das Nöthige beibringen lassen.

„Durch solche Adoption kann es (Preußen) Einfluß erlangen auf die bisherigen großen Factoreien der Importation."

Ganz unstreitig. Wird man ihm aber diesen Einfluß gestatten, so lange es möglich ist, denselben abzuwenden?

„Ist ganz Deutschland in Einem Zollverbande gegen das Ausland: so werden die Niederlande 2c. ihr Zoll-System auf deutsche Fabrikate und rohe Producte mildern müssen."

Ohne allen Zweifel. Könnte man nur sagen: Hic Rhodus, hic salta! Alle Verhältnisse Deutschlands zum

Auslande sind verändert, sobald es Ein Zoll=System hat, das an die Gränzen verlegt ist; aber man zankt sich um des Kaisers Bart, so lange dieses Eine Zoll=System nicht vorhanden ist; und wenn wir behaupten, es vertrage sich nicht mit den 39 Suveränetäten, welche Deutschland in sich schließt, so müssen wir, gleich dem ungläubigsten Thomas, durch den Erfolg widerlegt seyn, ehe wir unsere Zweifel einstellen.

„Wir glauben Preußischer zu denken, als der Verfasser selbst.“

Das ist die Frage! Hier ließe sich dem Redacteur des Oppositions-Blatts die Bemerkung zurückgeben, womit er seine Widerlegung beginnt; denn in der That, es ist sehr kühn, gegen einen Eingebornen zu behaupten, er liebe sein Vaterland weniger, und wünsche ihm minder Gutes als ein Ausländer. Unde petitum hoc in me jacis? Doch keinen Zank! Es wird sich ja ausmitteln lassen, worauf der Irrthum meines Gegners beruht.

Es ist nämlich gleich zu Anfang der Widerlegung meines Aufsatzes über die wahre Ursache der allgemeinen Unruhe in Europa behauptet worden:

„daß, wenn sich die Höfe von Hannover und Berlin über die Transit-Grundsätze vereinigen könnten, der Wohlstand und die Industrie des übrigen Deutschlands fast ganz in ihren Händen liegen würden.“

Hiernach muß man annehmen, daß es nur in dem bösen Willen oder, was zuletzt auch dasselbe sagt, in dem Unverstande dieser beiden Höfe liegt, wenn Deutschland nicht den Grad von Wohlhabenheit und

Wohlseyn erreicht, den es durch sich selbst zu erreichen fähig ist. Ist dies wirklich der Fall?

Jetzt hoffe ich meinem Gegner zu beweisen, daß es um meinen Patriotismus besser steht, als er geglaubt haben mag; wenigstens werde ich ein Wort zum Vortheil einer Regierung sagen, die von dem Auslande immer als selbstsüchtig verschrieen wird.

Welche Ursache hätte Preussen wohl, das Aufblühen Deutschlands in allen Zweigen der Betriebsamkeit zu verhindern? Betrachtet diesen Staat von welcher Seite ihr wollt, und ihr werdet keine solche Ursache finden. Ohne ihm hier eine Lobrede zu halten — wie vortheilhaft hat er seit einem Jahrhundert auf das übrige Deutschland eingewirkt, wenn man absieht von dem, was die Constitution des deutschen Reichs mit sich brachte, und folglich nicht auf seine Rechnung gebracht werden darf. Ihm verdanken die deutschen Staaten ein Beispiel, das für sie nicht verloren gegangen ist, während es sich schwerlich beweisen läßt, daß er von anderen Deutschen Staaten das Mindeste entlehnt habe. Und wie und wo hätte er jemals auf seine Nachbarn in Deutschland gedrückt, um unerlaubte Vortheile zu erwerben? Wie oft hat es sich dagegen der Wohlfahrt Deutschlands aufgeopfert!

Läßt sich dasselbe von dem Königreich Hannover sagen? — Man muß mit Entschuldigungen anfangen.

Dies Königreich ist als verwaiset zu betrachten. Seit mehr als einem Jahrhundert von seinem Fürsten geschieden, hat es in der Entwickelung seines Innern gegen die meisten Staaten Deutschlands zurückbleiben

müssen; und wenn man es in den letzten Zeiten das deutsche China genannt hat: so liegt dieser Benennung gewiß sehr viel Wahres zum Grunde. Obgleich in Deutschland gelegen, ist es weniger ein Bestandtheil der deutschen Welt, als ein Accessorium von England. Als solches hat es Deutschland seit einem Jahrhundert in mannichfaltige Verlegenheiten gesetzt. Ein König von Hannover, der zugleich auf dem großbritannischen Throne sitzt, lebt in einer Complication von Pflichten, gegen welche man sich schwerlich verblenden kann. Mit welchem Rechte verlangt man, daß er sich Hannovers und Deutschlands zum Nachtheil Großbritanniens annehme? Und würde er es können, wenn er auch wollte? Würde ihm die Größe der brittischen National-Schuld nicht entgegen treten — sie, die ihre Entstehung dem Merkantil-System verdankt, und nur durch dasselbe fortdauern kann?

Beantworten wir jetzt die Frage: ob Preußen und Hannover sich jemals über Transit-Grundsätze zum Vortheil des deutschen Gewerbes vereinigen können.

Uns wenigstens scheint, daß alles, was Preußen in dieser Hinsicht fordern kann und muß, von Hannover standhaft werde versagt werden. Wenn Preußen auf hohe Einfuhrzölle dringt, so wird Hannover sie auf ein Minimum herabzusetzen streben — nicht als ein Bestandtheil Deutschlands, sondern als ein Accessorium Großbritanniens. Wie ist hier aber eine Vereinigung möglich? Giebt Preußen nach, so beklagt sich Deutschlands Gewerbe; giebt Hannover nach, so beklagt sich das Gewerbe Großbritanniens. Preußen ist nicht so blind ge-

gen seinen eigenen Vortheil, daß es die Nützlichkeit der Gränzzölle zur Belebung des Verkehrs nicht einsehen sollte; es hat sich über diesen Punkt durch die Einrichtungen ausgewiesen, die es für sein eigenes Inneres getroffen. Wenn es nun nicht auf die Forderungen eingeht, die von Seiten des deutschen Handels- und Gewerbevereins gemacht werden: so geschieht dies nicht, weil es eine solche Idee, wie die einer allgemeinen Douanen-Linie für Deutschland ist, an und für sich mißbilligt, sondern weil es an ihrer Ausführbarkeit unter den obwaltenden Bedingungen verzweifelt, und weil es sein Verhältniß zu dem Auslande nicht ohne Noth in Gefahr bringen will. Das Mittel zur Belebung des deutschen Gewerbes ist leicht gefunden; und wahrlich es bedurfte nicht der Offenbarungen des deutschen Handels- und Gewerbevereines, um die Nützlichkeit deutscher Gränzzölle einsehen zu lernen. Aber die Anwendung dieses Mittels ist desto schwieriger; denn dabei kommen alle die Verhältnisse zur Sprache, worin die Staaten zu einander stehen. Mit dem besten Willen, Deutschland nützlich zu werden, kann Preußen nicht bewirken, daß das Verhältniß Großbritanniens zu Hannover anders sey, als es gerade ist, noch weit weniger aber, daß eine National-Schuld von 900,600,000 Pf. Sterl. der brittischen Politik nicht die Richtungen gebe, die sie bisher gegeben hat.

Wenn wir also in dem Aufsatze über die wahre Ursache der allgemeinen Unruhe in Europa behauptet haben, ein Bundesstaat vertrage sich nicht mit den Einrichtungen, die, so lange die Welt steht, der Monarchie ausschließend eigen sind; und wenn wir hinzugefügt haben,

ben, daß, wo man einmal in einer Vielherrschaft lebt, die Beschwerden derselben ertragen werden müssen: so ist dies nicht eine aus der Luft gegriffene Behauptung, wohl aber ein Satz, dessen Wahrheit sich in allen Verhältnissen darstellt. Der neunzehnte Artikel der Bundes-Acte darf uns nicht irre machen: er beweiset höchstens, daß die Urheber desselben, in einem Augenblick unbewachten Wohlwollens, Dinge für möglich hielten, die es nicht waren.

Dies leuchtet am meisten ein, wenn die Frage aufgeworfen wird, was bei einem an die Gränzen verlegten Zollwesen aus den freien Städten Deutschlands werden soll, die auf eine so unverkennbare Weise in die Zahl der Suveränetäten aufgenommen sind.

Diese Städte sind Welt-Factoreien, deren Blüthe auf dem unbeschränktesten Verkehr beruht. Sollen sie sich Duanen-Gesetzen, die auf ganz Deutschland berechnet sind, und die Blüthe des deutschen Gewerbes zum Gegenstande haben, unterwerfen: so hören sie nothwendig auf zu seyn, was sie bisher gewesen sind. Man kann ihre Nützlichkeit für die gegenwärtigen Zeiten in Zweifel ziehen; man kann fragen: wozu jetzt freie Handelsstädte, nachdem man aufgehört hat, sich Tag für Tag zu schlagen, nachdem Alles Handel und Gewerbe geworden ist, nachdem es folglich nicht mehr besonderer Institutionen bedarf, die Mittheilung zu sichern und die Wohlthat des Handels zu beschützen? Aber diese Frage, wie gegründet sie auch an und für sich seyn mag, trifft nicht den Punkt, um welchen es sich hier handelt. Die freien Handelsstädte Deutschlands existiren einmal, und

als Suveränetäten haben sie ein Wort mitzureden, wenn von einem allgemeinen Zoll-System die Rede ist, wodurch das deutsche Gewerbe gegen die Einwirkungen des Auslandes gesichert werden soll. Wie läßt sich nun annehmen, daß sie jemals ihre Einwilligung dazu geben würden? Je wesentlicher ihr Interesse von dem des deutschen Gewerbes verschieden ist, desto weniger werden sie von dem letzteren berührt werden, desto mehr sich sträuben, ihre Eigenthümlichkeit aufzugeben, um nicht eine Art von Selbstmord an sich zu vollziehen. Und läßt sich glauben, daß es ihnen an Unterstützung fehlen würde?

Obgleich Großbritannien, wenn es auch nur eine einzige Stadt, wie Hamburg ist, in seinem Schooße trüge, in allen seinen Gliedern gelähmt seyn würde: so läßt sich doch mit der höchsten Sicherheit annehmen, daß es niemals zum Vortheile Deutschlands in ein System willigen wird, das auf die Beschränkung des freiesten Handels in den vornehmsten Städten Norddeutschlands abzweckt. Nicht anders würden Frankreich und Rußland gesonnen seyn. Verhältnisse, wie diejenigen, worin die Hanse-Städte zu Deutschland stehen, können nicht durch irgend eine Verfassung beschützt werden: dazu sind sie in sich selbst viel zu fehlerhaft .Aber sie beschützen sich durch den Einfluß des Auslandes und durch den innigen Zusammenhang, worin die europäische Welt mit sich selbst stehet: ein Zusammenhang, der von einer solchen Beschaffenheit ist, daß ein so einseitiges Interesse, wie das Interesse der preußischen Wollen-Manufacturen, dabei gar nicht in Betrachtung kommt, und daß er überhaupt nur von dem

höchsten Leichtsinn verkannt werden kann. Nicht vorübergehend, wie mein Gegner meint, würden die Nachtheile der Gränzzölle für die freien Städte Deutschlands seyn; sie würden diesen Städten den Charakter rauben, den sie bisher gehabt haben, und folglich die ganze Bundes-Acte vernichten. Denn Welt-Factoreien, welche dem Interesse Eines Landes dienen sollen, sind ein Widerspruch in sich selbst, der nicht bestehen kann.

Was wir so eben über die Hanse-Städte bemerkt haben, trifft mehr oder weniger jeden deutschen Staat. Unter den 35 Monarchieen Deutschlands giebt es keine einzige, die nicht ihr besonderes Interesse hätte; und dieses besondere Interesse ist von einer solchen Beschaffenheit, daß es dem allgemeinen Interesse Deutschlands, wie es in der Idee aufgefaßt wird, nothwendig widerspricht.

Darum nun passen für den deutschen Staaten-Complex nicht Maßregeln, welche in allen denjenigen Ländern angetroffen werden, die sich einer einigen Regierung erfreuen; und ganz vergeblich schließt mein Gegner aus der Leichtigkeit, womit sich 39 Suveräne über Militär-Wesen, über Preßbeschränkung, über Verhinderung demagogischer Umtriebe u. s. w. vereinigt haben — oder noch vereinigen werden, auf die Leichtigkeit, womit eine allgemeine Zolllinie einzuführen sey. Maßregeln, welche, wäre es auch nur scheinbar, auf die Vermehrung der Autorität eines Jeden, der dabei interessirt ist, abzwecken, werden immer leichter Eingang finden, als Maßregeln, die das Gegentheil beabsichtigen.

Was also auch der deutsche Handels- und Gewerbs-

verein dagegen einzuwenden haben möge: es bleibt dabei, „daß das, was dieser Verein will, nicht ohne eine Umwälzung, in welcher ganz Europa gegen einander rennt, erreicht werden kann, und daß er es eben deswegen nicht wollen muß." Uebrigens sind wir weit davon entfernt, an Deutschland etwas loben oder tadeln zu wollen; denn, was es ist, das ist es nicht von gestern her, sondern in Folge einer Entwickelung, die durch eine lange Reihe von Jahrhunderten vollendet ist. Hierin, wenn in irgend etwas, liegt die Entschuldigung für deutsche Staatsmänner, so oft sie nicht auf Forderungen eingehen, die, an und für sich nicht unvernünftig, den einzigen Fehler haben, daß dabei keine Rücksicht genommen wird auf die Wirklichkeit mit den durch sie bestehenden Verhältnissen. So wie Deutschland bisher, theils durch das Ausland, theils durch die angeborne Kraft seiner Bewohner, in der Cultur vorgeschritten ist: eben so wird es auch in der Zukunft darin vorschreiten; und so wird unstreitig eine Zeit kommen, wo, was jetzt bloßer Traum ist, sich in der Wirklichkeit darstellt. Aber dies beschleunigen zu wollen, ist ein so verwegenes Unternehmen, daß man nicht genug davon abschrecken kann.

Ueber die Verwaltung der Criminal-Justiz in England.

(Von Herrn Cottu) *).

Vorläufige Bemerkungen.

Um sich einen deutlichen Begriff von dem Criminal-Verfahren in England zu machen, muß man einige vorläufige Kenntnisse von gewissen bürgerlichen und politischen Gesetzen haben, welche auf mehrere Theile dieses Verfahrens einen starken Einfluß üben.

---

*) Herr Cottu, Rath bei dem königlichen Gerichtshofe von Paris, wurde von der Regierung seines Vaterlandes nach England geschickt, um das Wesen der brittischen Jury an Ort und Stelle zu erforschen. Nachdem nun Herr Cottu in England angelangt war, wendete er sich an solche Männer, von welchen sich annehmen ließ, daß sie in der Kenntniß der Gesetze ihres Landes am meisten bewandert wären. Von dem Marquis von Lansdown an den Herrn Scarlett, einen von den ersten Sachwaltern für den Norden Englands, empfohlen, begleitete Herr Cottu diesen auf seiner nächsten Bezirksreise, und erhielt dadurch Gelegenheit, das gerichtliche Verfahren der Engländer aus unmittelbarer Anschauung kennen zu lernen. Die englische Regierung selbst empfahl ihn den Richtern Wood und Balley, welche in demselben Gerichtssprengel Sitzungen halten sollten. Wo die bloße Anschauung nicht hinreichte, das Wesen der brittischen Jury aufzufassen, da kamen diese Männer zu Hülfe; und der Sohn des Herrn Scarlett hatte die Gefälligkeit, dem Reisenden als Dolmetsch zu dienen, ihn zu den Unter-Scherifs zu begleiten, um daselbst Kenntniß von den Bü-

Das Vermögen wird in England nicht, wie in Frankreich, unter alle Kinder derselben Familie gleich vertheilt. Die meisten großen Landgüter sind substituirt, d. h. in allen Classen der Gesellschaft, von dem Lord an bis zum gemeinsten Bürger, hat das Gesetz dem Aeltesten alles unbewegliche Vermögen der Erbschaft verliehen, und den übrigen Kindern bleibt nur das bewegliche, das sie unter sich theilen. Zwar gewährt es den Eltern

---

chern der Geschwornen zu nehmen, und mit ihm die Gefängnisse zu besuchen.

So entstand das Werk, wovon wir hier einen Abriß liefern. In der Ursprache führt es den Titel: De l'administration de la justice criminelle en Angleterre et de l'esprit du gouvernement anglais, par Mr. Cottu. Herr Cottu schrieb seine Bemerkungen an Ort und Stelle nieder. Als er sie hinterher geordnet und in dem vorliegenden Werke verarbeitet hatte, theilte er dasselbe den Herren Groy und Scarlett mit, damit sie es ihrer Durchsicht würdigen möchten. Erst als diese erfolgt war, erschien das Werk im Druck. Es ist also darauf zu rechnen, daß durch Herrn Cottu über diesen wichtigen Gegenstand etwas Gründliches und Vollständiges bekannt gemacht ist; und es ist um so mehr darauf zu rechnen, weil Untersuchungen dieser Art mit weit besserem Erfolge von Fremden, als von Einheimischen angestellt werden, indem jene (worauf es allerdings am meisten ankommt) das Abweichende und Unterscheidende in den Einrichtungen eines Landes weit schärfer auffassen, als Einheimische, denen es an Gegenständen zur Vergleichung fehlt. Uns ist das Werk des Herrn Cottu als ein ganz vorzügliches erschienen; und wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß unsere Leser hierin mit uns, selbst nach dem ersten Abschnitt, einverstanden seyn werden. Die Wichtigkeit des Gegenstandes ladet zu der strengsten Prüfung ein; und der davon zu ziehende Gewinn würde auch dann noch bedeutend seyn, wenn er in der Ueberzeugung bestände, daß es eine höchst mißliche Sache ist, Einrichtungen, ohne weitere Vorbereitung, gerade eben so zu verpflanzen, wie man wohl Bäume verpflanzt.

Anmerk. d. Herausgebers.

ein unbeschränktes Recht, über das Ganze ihres Vermögens nach ihrer besten Einsicht zu verfügen; allein es geschieht äußerst selten, daß sie dies Recht zu einer Gleichstellung der Erbtheile benutzen; und ob es gleich schwer ist, das Erbtheil der Nachgebornen genau anzugeben, weil dabei alles von dem Eigensinne oder der besonderen Meinung des Testators abhängt, so kann man doch versichern, daß es immer bei weitem geringer ist, als das des Erstgebornen.

Die Sitten der Nation, weit entfernt, mit dem Gesetz in Widerspruch zu stehen, stimmen also mit dem Geiste desselben überein; und in allen Familien ist das Princip der Ungleichheit bei Erbtheilungen und der Uebertragung des unbeweglichen Vermögens auf den Aeltesten, unwiderruflich geheiligt.

Dies Gesetz und diese Sitten sind fruchtbar an großen Ergebnissen.

Das wichtigste von allen ist, daß jede Familie nicht bloß an ihre Besitzungen, sondern auch an die Provinz gekettet wird, worin sie gelegen sind. Diese Vorliebe wird bisweilen ein so lebhaftes, ja man möchte sagen, ein so religiöses Gefühl, daß es eine große Zahl von Landgütern giebt, welche seit den Zeiten der Eroberung bei denselben Familien geblieben sind. Jedem macht es Vergnügen, Güter zu verschönern und zu verbessern, von welchen er weiß, daß sie auf seine entfernte Nachkommenschaft forterben werden. Auch giebt es schwerlich Fluren, welche einen verführerischern Anblick gewähren, als die Fluren Englands. Alle sind mit Parks bedeckt, welche mit der größten Sorgfalt unterhalten werden,

und von der Bewegung und den Spielen einer Menge Hausthiere belebt sind, die hier in voller Freiheit weiden. Jeder Eigenthümer sorgt für seinen Garten, wie für sein Haus, und würde sich schämen, jenen dem Fremden in dem Zustande der Vernachlässigung zu zeigen. Das Auge des Herrn hat immer dieselbe wachsame Aufsicht; denn der Herr wird niemals alt. Beginnt das Alter, ihn gleichgültig zu machen für die Genüsse dieser Welt, bietet das Landgut ihm vergeblich seine Reitze dar, achtet er nur noch auf das, was sich auf die Ewigkeit bezieht: so wird er durch seinen ältesten Sohn ersetzt, den die Jugend noch an die irdischen Dinge fesselt, und der vermöge seiner Bestimmung, das Familiengut zu besitzen, in die Verwaltung desselben eine um so thätigere Aufsicht bringt, je mehr der Vater sich dem Ziele seiner Laufbahn nähert.

Indeß muß man dieser Erbfolge-Ordnung nicht ganz ausschließend die Gewohnheit der Engländer, den größten Theil des Jahres auf ihren Landgütern zu verleben, zuschreiben; denn in denen Provinzen Frankreichs, wo ehemals dieselbe Erbfolge-Ordnung eingeführt war, waren die Eigenthümer deshalb nicht minder gewohnt, sich in die Städte einzuschließen, und diese zu dem Hauptsitz ihrer Thätigkeit zu machen. Jene Gewohnheit ist auch das Ergebniß der brittischen Municipal-Einrichtungen, die, wie ich zeigen werde, den vornehmsten Bürgern jeder Grafschaft nicht bloß die Verwaltung der Provinz, sondern auch die Feststellung, Vertheilung und Anwendung der meisten Steuern, die Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und die Gerechtigkeitspflege übertragen.

Es ist also die Erwartung dieser Municipal-Würden, was, vereinigt mit der Wirkung der Erbfolge-Ordnung, so wie ich dieselben erklärt habe, jeden Eigenthümer an seine Besitzungen fesselt, und ihn bestimmt, den Aufenthalt auf denselben jenem Aufenthalte in der Stadt vorzuziehen, wo er sich in reitzlosen Genüssen und kindischen Beschäftigungen verzehren würde.

Die große und wichtige Classe der Eigenthümer, weit entfernt, auf einige enge Punkte zusammengepreßt zu seyn, ist demnach beinahe gleichförmig über die ganze Oberfläche des Reichs verbreitet, und trägt dazu bei, daß Belehrung, gute Manieren, so wie die nützlichen und angenehmen Erfindungen, mit welchen sie sich während des Winters in der Hauptstadt bekannt macht, in die entlegensten Winkel verbreitet werden. Diese erste Wirkung von dem Einflusse der Wohlhabenden auf die allgemeine Volksmasse ist für den Fremden sehr auffallend. Mit Erstaunen bemerkt er, indem er England durchreiset, daß er nirgends auf Provinzial-Eigenthümlichkeiten stößt, die sonst allenthalben so bedeutend hervortreten. Von einem Ende des Königreichs bis zum andern findet er beinahe dieselbe Art sich zu kleiden, dieselben Gewohnheiten, dieselbe Reinlichkeit, dasselbe Fuhrwesen und beinahe dieselbe Sprache. Die Nation erscheint nicht als ein Zusammengebrachtes von verschiedenen Nationen, welche, vergeblich unter einer Regierung vereinigt, durch ihre alten Sitten und alten Gebräuche immer gesondert bleiben; das ganze englische Volk scheint nur Ein Volk zu bilden, das denselben Gesetzen unterworfen, von denselben Sitten belebt, auf die-

selben Rechte stolz, und durch dieselben Vortheile, dieselben Wünsche und, wenn man will, durch dieselben Vorurtheile verbunden ist.

Ihre Beschäftigungen auf ihren Landgütern entsprechen dem Ziele, das sie sich gesetzt, oder das sie bereits erreicht haben, nämlich in der Grafschaft einige von jenen Aemtern zu erhalten, welche den ausgezeichnetsten Eigenthümern bestimmt sind; z. B. das der großen Geschwornen. Dieser Wunsch bewegt sie, die öffentliche Aufmerksamkeit und Achtung durch alle ihnen zu Gebote stehende Mittel auf sich zu ziehen: durch ein musterhaftes Betragen im Innern ihres Hauswesens, durch die Gewissenhaftigkeit, womit sie ihre Bürgerpflichten erfüllen, durch ein allgemeines Wohlwollen gegen ihre Untergebenen, oder durch große Unternehmungen im Landbaue. Sie machen es sich zur Pflicht, so viel an ihnen ist, zu dem Pomp bei Festen der Provinz, bei gewissen üblichen Concerten, bei Pferderennen und bei Bällen, die um die Zeit der Assisen gegeben werden, beizutragen. Solche Feste betrachten sie als Familienfeste. Sie unterzeichnen also für die Ausgaben, die davon unzertrennlich sind; sie erscheinen in ihren zierlichsten Equipagen; sie führen ihre Frauen und Töchter dahin. Endlich wohnen sie auch den politischen Zusammenkünften der Grafschaft bei, und suchen sich auf denselben, wo nicht als Redner, doch wenigstens als Bürger auszuzeichnen, welche in der Kenntniß der Gesetze und der wahren Angelegenheiten ihres Landes bewandert sind.

Ihr Leben auf dem Lande ist also fern von jener Eintönigkeit, welche sich in der Regel an jede geschlos-

sene Lage knüpft. Es ist vielmehr sanft bewegt von dem Bedürfniß der öffentlichen Achtung. Eine Familie, die sich erst in einer Grafschaft niedergelassen hat, beschränkt sich auf zuvorkommende Artigkeiten und Einladungen; denn weiter darf sie sich nicht versteigen. Nach und nach wird sie schwieriger, und macht Ansprüche auf Titel und Local-Würden. Aufgemuntert durch den Erfolg, verlangt sie zuletzt, wo nicht die unschätzbare Ehre, ins Parliament gesendet zu werden, doch wenigstens die, einen großen Einfluß auf die Wahlen zu haben.

Allein, wenn die großen Eigenthümer bei den Angelegenheiten ihres Ehrgeizes, ein Bedürfniß nach dem Wohlwollen ihrer Mitbürger fühlen, so haben sie auch noch den großen Vortheil, daß sie keine Hindernisse finden in ausschließenden Vorrechten, welche sie zum Gegenstand allgemeiner Eifersucht machen würden.

Einen Adel in dem Sinne des Worts, den man auf dem festen Lande damit verbindet, giebt es in England nicht. Nur den mit der Pairschaft bekleideten Familien giebt die Geburt einen Titel, ein Recht, eine Prärogative. Man kennt in England nicht, wie in den meisten übrigen Staaten Europa's, zwei Nationen, von welchen die eine, als abstammend von alten Eroberern, für edel, die andere, als abstammend von Eroberten, für gemein gehalten wird, und zwar so, daß beide sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen, ohne sich zu vermischen. Das Wort Edelmann in dem Sinne, worin wir es zu nehmen gewohnt sind, ist unbekannt in England; kaum daß man es versteht.

Für Edle (noblemen) erkennen die Engländer nur

die Mitglieder der Pairskammer und deren ältesten Söhne, als zur Pairschaft berufen *). Die letzteren haben nicht einmal das Recht, den Lords Titel zu führen; und wenn man ihnen denselben giebt, so geschieht es aus Höflichkeit, und dieser Titel wird nicht vor Gericht anerkannt. In den Tribunalen werden sie bloß durch ihren Familiennamen bezeichnet mit dem Zusatze, „gewöhnlich genannt Lord" (commonly called lord).

Hat ein Mitglied der Pairskammer mehrere Titel, ist es zugleich Herzog, Marquis und Graf, so vererben diese Titel, nach und nach, auf seinen ältesten Sohn, seinen ältesten Enkel und seinen ältesten Urenkel. Seine nachgebornen Kinder haben das einfache Vorrecht, ihren Namen ein Honorable hinzuzufügen. Was aber die nachgebornen Abkömmlinge seines ältesten Sohnes, oder die seiner nachgebornen Kinder betrifft, so dürfen sie nur ihren bloßen Familiennamen führen **).

Es giebt auch Titel, welche nicht-edlen Bürgern aus der Classe der commoners ertheilt werden; und einige derselben sind erblich, die übrigen persönlich.

---

*) In Irland und in Schottland ist es nicht ganz dasselbe. Da bei der Vereinigung nicht alle irische und schottische Pairs Mitglieder der Pairskammer des Königreichs werden konnten: so hat man festgesetzt, daß nur eine gewisse Zahl hinzugelassen werden sollte; nämlich acht und zwanzig für Irland und sechzehn für Schottland. Diese Pairs, welche in dem Reichs-Parliamente die irische und schottische Pairschaft vertreten, werden nur auf Lebenszeit oder für eine Parliaments-Sitzung ernannt.

**) Indeß behalten die nachgebornen Söhne eines Herzogs und eines Marquis noch den Lords-Titel, der ihnen aus Höflichkeit gegeben wird, zum Unterschiede von den Nachgebornen eines Grafen, Viscount und Barons.

Nach dem Lords-Titel ist der Baronets-Titel allein erblich. Er wird vom Könige denjenigen Bürgern ertheilt, die in irgend einer Laufbahn dem Staate Dienste geleistet haben. Dieser Titel erbt nur auf den ältesten Sohn fort, die nachgebornen Söhne haben keine besondere Auszeichnung.

Die übrigen Titel sind rein persönlich. Obenan steht der Knights-Titel; auch er wird vom Könige ertheilt, es sey zur Belohnung aus eigenem Antriebe, oder auf deshalb geschehene Bitte. Ihm folgt der Titel eines 'Squire; er wird allgemein allen Gutsbesitzern, so wie Denen ertheilt, die eine freie Profession üben, wie die Advokaten, die Aerzte, die Bankiers, die Großhändler u. s. w. Nur die Frauen der Baronets und der Knights haben, wie die der Lords, das Recht, den Lady-Titel zu führen.

Alle übrigen Bürger sind gentlemen, was so viel sagen will, als mein Herr, und diese Benennung wird selbst dem Volke gegeben, wenn es in den Zeiten der Wahl angeredet wird.

Diese Abstufungen, so wie die, welche von öffentlichen Aemtern herrühren, sind durch eine Verordnung festgestellt, welche mit der größten Genauigkeit selbst bei Privat-Zusammenkünften beobachtet wird, und allen Zwistigkeiten begegnet, welche aus dem Zusammenstoß gegenseitiger Ansprüche entstehen könnten. Das Reglement offenbart den Gedanken des Gesetzgebers, und beweiset, daß er nur zum allgemeinen Besten, nicht zum Vortheil der Familien, Unterschiede feststellen wollte.

Von den genannten Titeln gewährt kein einziger ir-

gend ein Privilegium, es sey pecuniärer, oder die Ehre angehender Art.

Es finden sich in England noch Spuren von Feudal-Rechten, wie wohl diese Rechte nicht der Person eigen sind, nicht aus der Geburt hervorgehen — sondern dem Besitze ankleben, und folglich mit demselben auf den Käufer übergehen.

Privilegirten Güter heißen manors, und die, welche dergleichen besitzen, Lords of the manors.

Die mit denselben verbundenen Privilegien hangen von der Beschaffenheit der in dem Manor eingeschlosse-nen Güter ab, und sind mehr oder weniger ausgedehnt, je nachdem diese Güter freeholds oder copy-holds sind.

Freeholds sind Güter, deren alte Besitzer persönlich Eigenthümer waren, doch so, daß sie wegen derselben ihrem Schutzherrn Treue und Huldigung darbringen mußten. Diese Güter waren dem Besitzer der Herrschaft zu einem oder zwei Schillingen, quite rent genannt, unterworfen; und diese Abgabe bezahlt der Besitzer eines freehold noch heutigen Tages an den Lord of manor; übrigens ist jener frei von jeder Art des Servituts, wie Jagd, Fischfang u. s. w. *).

Die Copy-holds sind Güter, welche ehemals dem Herrn des Manors gehört zu haben scheinen und von ihm unter gewissen Bedingungen, die, so zusagen, den Preis aus-

*) Der größte Theil der Freeholders ist gegenwärtig sogar von dieser kleinen Abgabe befreit, entweder weil sie ursprünglich vom Könige abhingen, der sie erlassen hat, oder weil sie ihre Befreiung von dem Eigenthümer der Rente erworben haben.

machten, abgetreten wurden. Sie werden copy-holds genannt, weil der Abtretungstitel in die gutsherrlichen Register eingetragen wird, und der Inhaber nur eine Abschrift erhält, die bei jeder Veränderung erneuert werden muß.

Ursprünglich konnte der Herr nach Gutbefinden in den Besitz seines Guts zurücktreten, sowohl bei Lebzeiten des Copy-holders, als nach seinem Ableben; allein, nachdem die Herren eine längere Zeit dies Recht zu üben unterlassen hatten, vielleicht nur aus Wohlwollen für die Familie ihrer Leute — hat man es als nicht mehr vorhanden betrachtet, und zwar um so mehr, als es den Fortschritten des Ackerbaues entgegen war, indem es den Copy-holder und dessen Familie in eine niederschlagende Ungewißheit und in eine Abhängigkeit brachte, die sehr nahe an Leibeigenschaft gränzte. Heutiges Tages sind also die Erben eines solchen Besitzers, oder die, welche in ihre Rechte treten, bloß verbunden, die mit der Abtretung verknüpften ersten Bedingungen zu erfüllen. Der Ursprung und die Ursache dieser Bedingungen haben sich, nach und nach, verloren, und so ist es geschehen, daß sie in dem Lichte herabwürdigender Stipulationen erschienen sind, welche der Geist des Jahrhunderts auszutilgen gestrebt hat. Auf diese Weise ist z. B. der Bestitheil, d. h. das Recht des Gutsherrn, sich unter dem Hausgeräth oder unter dem Vieh, welches dem Copy-holder im Augenblick des Todes gehört, das beste Stück auszusuchen, heut zu Tage beinahe ganz in Vergessenheit gerathen, theils durch die Vorsicht des Copy-holder, das, was in seinem

Hausgeräth oder in seinem Viehstande einen Werth haben kann, z. B. Gemählde und Pferde, förmlich zu vermachen, theils durch den Gebrauch, dergleichen Gegenstände nicht mehr in Natura abzuliefern, sondern sie einer Schätzung zu unterwerfen, welche immer geringer ausfällt, als ihr wahrer Werth ist.

Auf eben diese Weise ist das Eigenthumsrecht des Gutsherrn auf die Minen, welche sich auf der Scholle des Copy-holder befinden, vernichtet durch die Trespaſs-Klage, welche der Copy-holder gegen den Gutsherrn anstellen kann, der von diesem Rechte Gebrauch machen will. Diese Klage ist gegründet auf das Recht des Copy-holder, den Gutsherrn an der Einschreitung auf den Grund und Boden des Copy-holder zu verhindern; ein Recht, welches jenem die Möglichkeit raubt, seine Minen zu benutzen. Da sich aber auch der Gutsherr seinerseits der Benutzung des Copy-holder widersetzen kann: so ist die Folge davon, daß man in den Streitigkeiten, welche die so häufig vorkommenden Kohlen-Minen veranlassen, zu einem Vergleich gelangt ist, nach welchem der Copy-holder von dem Gutsherrn für eine gewisse Summe die Erlaubniß erhält, die Mine benutzen zu dürfen, oder nach welchem der Gutsherr, um denselben Preis, das Recht zur Einschreitung auf den Grund und Boden des Copy-holder erwirbt.

Die Copy-holders werden sogar von Tage zu Tage seltener durch das gemeinschaftliche Interesse der Gutsherren und der Copy-holders, die Natur der Verhältnisse, worin sie kraft ihrer alten Titel standen, aufhören

hören zu lassen, und sie gegen andere Verhältnisse zu vertauschen, welche zugleich gewinnreicher und dem Geiste der gegenwärtigen Zeit angemessener sind. Es hat sich also der Gebrauch eingeschlichen, die Copy-holds gegen eine gewisse Rente in Freiheit zu setzen.

In diesem Vergleich findet der Copy-holder, ganz abgesehen davon, daß er seine Scholle von einem mit jedem Tage lästiger werdenden Servitut befreiet, einen besonderen Vortheil, welcher darin besteht, daß er in seiner Eigenschaft als Freeholder das Recht erwirbt, für die Wahl der Parliaments-Mitglieder zu stimmen; ein Recht, welches er als Copy-holder nicht erhalten konnte, weil das Gesetz von ihm annahm, er stehe unter dem Einfluß des Gutsbesitzers. Dieser seinerseits hat ein nicht geringeres Interesse für einen Vertrag, durch welchen er sein wirkliches Einkommen vermehrt und nur Ehrenrechte aufopfert, die, unter dem Zahne der Zeit, mit jedem Tage etwas von dem ihnen gebliebenen Werthe verlieren.

Alle diese, auf die Beschaffenheit des Grundbesitzes gestützten Vorrechte, werden demnach weniger in dem Lichte von Privilegien als in dem von Anweisungen betrachtet, welche mit den übrigen bürgerlichen Anweisungen, so wie sie aus dem Verkauf oder der Abtretung von Grundstücken hervorgehen, in der engsten Verwandtschaft stehen. Außerdem begreift man, daß, nachdem die Manors, die Freeholds und die Copy-holds nach und nach in andere Hände gekommen sind, und diesen ihre Rechte und Servituten hingegeben haben, sie nicht mehr, wie im ersten Anfange, zur Aufrechthaltung von

Familien-Vorzügen dienen konnten; und dabei wirft der constitutionelle Geist in England so helle Strahlen, daß er, durch die Lebhaftigkeit seines Lichts, alle die blassen Schimmer vernichtet hat, die ihre Nahrung aus dem hohen Alter der Abkunft ziehen.

Es folgt aus diesem Zustande der Dinge, daß alle englischen Familien unablässig vermischt und verschmolzen werden; daß selbst die vornehmsten durch ihre jüngeren Zweige in die gewöhnlichen Classen der Gesellschaft zurücktreten, und daß die niedrigsten Familien sich durch ihre Dienste und Talente zum Adel, d. h. zur Pairschaft erheben können. Die nachgebornen Söhne der Lords und ihrer Abkömmlinge treten in das Heer, in die Marine, in die Classe der Sachwalter und Aerzte, in den Handel und in alle Beschäftigungen, welche von den übrigen Bürgern verrichtet werden; und da sie alsdann nur unter ihren Geschlechtsnamen bekannt sind, so tritt ihr Ursprung kaum in ihr eigenes Bewußtseyn, am wenigsten aber in das Bewußtseyn Derer, die mit ihnen leben.

Der brittische Adel hat also das Eigenthümliche, daß die Titel und Prärogativen, die er genießt, ihm weniger als Erbgut und Familien-Eigenthum, denn als eine Bewilligung angehören, die das Volk zum allgemeinen Vortheil und in der Absicht zugesteht, daß es einen mächtigen Damm einerseits gegen die Ausschweifungen des demokratischen Geistes, andererseits gegen die Eingriffe der Willkühr gebe. Auch erben diese Titel und Prärogativen ausschließend auf den Aeltesten fort; und da die Verherrlichung des Ueberrestes der Familie un-

nütz war für den Zweck, den man sich bei der Erhaltung des Adels setzte: so hat man die Nachgebornen ohne Titel und Ehren wieder einfache Bürger werden lassen, und der seit gestern ernannte Baronet hat bei allen öffentlichen Ceremonien und selbst in Privat-Gesellschaften den Rang vor dem Nachgebornen der aller vornehmsten Familie Englands.

Indem man aber diese Titel und Prärogativen als nothwendig für die Aufrechthaltung der Freiheit und zugleich als solche betrachtet, zu welchen Jeder durch seine Dienste und Talente gelangen kann, bleiben sie so weit davon entfernt, ein Gegenstand der Scheelsucht zu seyn, daß sie vielmehr die Hoffnung aller Familien, und das rechtmäßige Ziel jedes Ehrgeitzes bilden. Die damit bekleideten Bürger sehen sich als öffentliche Obrigkeiten geachtet und geehrt, und sie haben keineswegs zu befürchten, daß die Eifersucht der unteren Classen das Ansehen verringere, worauf sie außerdem noch durch ihre Einsichten und persönlichen Eigenschaften Anspruch machen können.

Die Regierung hat sich also, ohne der Selbstliebe der übrigen Bürger zu nahe zu treten, der Sorge für die Verwaltung der Grafschaften beinahe gänzlich auf die Schultern betitelter Personen entledigen können. Da diese im Besitz der öffentlichen Achtung und Verehrung waren — in welche bessere Hände hätte sie ihr Ansehn legen können! Im folgenden Abschnitte werden wir sehen, auf welche Weise sie dasselbe vertheilt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.





University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

